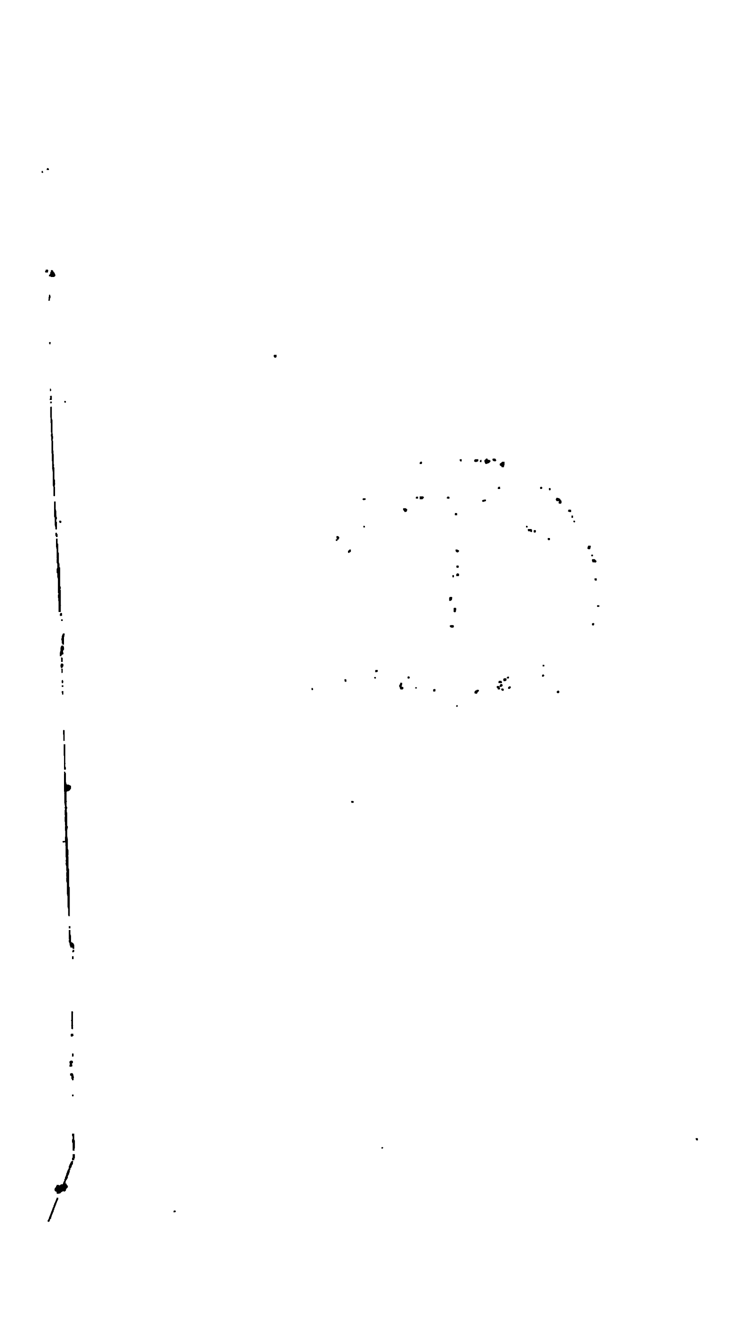






Gesammelte Schriften

von

Gustav Jahn.

Erster Band.

Stettin.
Verlag von L. Weiss.
1847.

Druck von H. G. Effenbart's Erbinn
(J. T. Bagmihl) in Stettin.

Vorrede.

Wenn die nachstehenden Blätter sich unter die große Masse der Kinder unserer heutigen Literatur mischen, so geschieht dies nicht mit allzugroßer Blödigkeit von Seiten ihres Verfassers. Sie bestehen, wie ihr Titel andeutet, zum größten Theile aus bereits Gedrucktem, das sich schon hier und da Freunde gemacht hat, und treffen also auf ihrer Wanderung manchen alten Bekannten an. Ihr bisher noch ungedruckter Inhalt ist aber wenigstens ebenso gut gemeint. Doch kehren die gesammelten Schriften vielleicht auch in manchem Hause ein, zu dessen Thür die vereinzelten Aufsätze im Halleschen Volksblatte nicht gedrungen sind, und diesen neuen Lesern glaubt der Verfasser schuldig zu sein, sich über das auszusprechen, was sie zu erwarten haben.

Es ist, Gott sei Dank, in unsern Tagen dahin gekommen, daß jedes Buch, das nicht ausschließlich eine Fachwissenschaft behandelt, nach seinem Glaubensbekenntnisse gefragt wird, wie der Handwerksbursche nach seinem Passe. Nun, das der vorliegenden beiden Bändchen steht geschrieben Ap. G. 4, 12., wo es jeder Leser, der noch eine Bibel bei der Hand hat, selbst nachschlagen kann. Auf viel Ehre und Beifall vor der Welt haben also die beiden Wanderer nicht zu rechnen. Es ist ihnen auch nicht darum zu thun. Sie wissen, die heutige, schöne Welt ist für solchen vermeintlichen Köhlerglauben zu geistreich geworden; doch nicht allein das — sie sind sogar darauf gefaßt, daß unser moderner Geschmack ihre Auffassungsweise überhaupt vornehm belächeln wird.

Ueber solche Alltäglichkeiten, wie Sonnenaufgang, Vollmondschein, Maienwonne und dergl. blos um ihrer selbst willen sich zu freuen, ist ganz aus der Mode gekommen. Tragen doch unsere neuern Dichter nicht einmal mehr die Farben ihrer Dame, sondern an deren Stelle ist ein großer Weltschmerz getreten, dem sie ihre Lieder weihen. Wie dieser Weltschmerz eigentlich beschaffen ist, weiß zwar Niemand recht, aber sobald jetzt der junge Poet des Morgens aufsteht, seine Cigarre angezündet und sich auf das Sopha gestreckt hat, so beschäftigt er sich auch mit ihm, gerade so, wie sonst den Dichter vom Morgen bis zum Abend das Bild der Geliebten begleitete. — Wenn nun die Poesien der gesammelten Schriften nicht einmal Gnade

zu finden hoffen dürfen, wie viel trauriger wird es ihnen dann mit ihrer Prosa vor dem Richterstuhle des heutigen Geschmackes ergehen, da sich dieselbe ebenfalls fast durchgängig in der kleinen Welt des Herzens bewegt, oder unter christlichen Voraussetzungen unsere gegenwärtigen Verhältnisse betrachtet. Vor denen, die auf der Höhe der Zeit stehen, verschwindet aber jedes Einzel-Interesse. Der einzelne Mensch ist nichts. Alle Grenzpfähle, die Familien, Gemeinden und einzelne Stämme und Völkerschaften von einander trennen, sollen abgebrochen werden; ja, nicht einmal von speziell christlichen Gefühlen will man mehr wissen, sondern nur ein allgemeines Menschenthum soll noch gelten. Gott ist auch nicht mehr ein persönlicher Gott, sondern jeder Mensch bildet als solcher ein Stück von der Person Gottes.

Indessen der Verfasser der vorliegenden Büchlein kann nun einmal so hohen Gedanken nicht folgen. Gelänge es ihm auch, sich auf die gerühmte Höhe der Zeit zu schwingen, so würde er sich immerhin sagen müssen: Der Unermeßlichkeit des Weltalls gegenüber hat das innerlichste Stillleben und das ausgebildetste Weltbürgerthum gleiche Wichtigkeit! und von diesem Standpunkte aus betrachtet, würden ihm dann, beispielsweise, sogar die Verhandlungen einer erleuchteten Ständeversammlung mit allen ihren tiefsinnigen Weltverbesserungsplanen und geistreichen Reden, nicht viel anders erscheinen, als wenn in einem großen Saale etliche Fliegen mit den Köpfen an den Fensterscheiben

auf und nieder fahren. Sitzt nun inzwischen eine andere Fliege still in einer Ecke auf der Plattform einer Semmelrinde und putzt sich den Staub ab mit den zierlichen Bürsten ihrer Vorderfüße, so ist zwischen den Bestrebungen beider Partheien, wenigstens was den Saal anbelangt, kein wesentlicher Unterschied. Beide sind Fliegen und morgen todt. Nur wer einen persönlichen Gott hat und glaubt, der wahrhaftig unter uns erschienen ist, der sich speziell um jeden Einzelnen bekümmert, der die Haare auf unserem Haupte gezählt hat, nur der kann, wie er den unendlichen Werth jeder einzelnen Menschenseele erkennt, die ganze Menschheit in ihrer Bedeutung würdigen.

Wie der Thautropfen den ganzen Himmel, so spiegelt das einzelne Herz die Geschichte der ganzen Menschheit ab. Die Hauptsache ist, daß Tropfen und Herz klar sind, um das Bild richtig wieder zu geben. Ueberhaupt finden sich in Gottes Schöpfung überall auch in den kleinsten, unscheinbarsten Rahmen großartige Offenbarungen, wer nur den Schlüssel dazu hat. Das hat unser Herr in seinen Gleichnißreden bewiesen. Hier liegt das Geheimniß der Poesie. Und so kann denn ein Dichter, der ein fallendes Laubblatt besingt, den großen Weltschmerz besser begriffen haben, als Einer, der sich über die verweigerte Preßfreiheit in tragischem Pathos abquält.

Also was die Poesie der nachstehenden Büchlein anbetrifft, so geht da die alte, liebe Sonne noch alle Morgen auf und alle Abend unter, die Thautropfen

glitzern an den Grashalmen, Bäume und Sträucher blühen und bringen Frucht jegliches zu seiner Zeit, und der Odem Gottes ist es, der Alles allenthalben mit Leben erfüllt. — Wo etwa Zeitfragen behandelt werden, ist der Verfasser von seinem Standpunkte, nämlich dem Felsen des Wortes Gottes, gewöhnlich zu den umgekehrten Resultaten gekommen, als wenn der Naturforscher mit dem Mikroskope Untersuchungen anstellt — die Goliathe unserer Tage sind sehr zusammengeschrumpft. — Endlich, um die Thorheiten der Menschen zu geißeln, hat er einen Strick genommen und keinen Fliegenwedel.

Hier gleich noch eine kurze Erklärung über die Art und Weise seines Humors. Er hofft, daß derselbe nicht in jener krankhaften Sucht Witze zu machen besteht, die oft angewendet wird, um die Lacher auf seine Seite zu bekommen. Der christliche Humor wurzelt in der unvertilgbaren Siegesgewißheit bei allem äußern Druck und ist der Ausfluß eines Herzens, das nach des Apostels Begehr allezeit fröhlich ist. Er kann zwar derb werden, kann oft aussehen wie Spott und Hohn, darf's aber nie wirklich sein. Er soll wohl die Absicht haben zu treffen, aber nicht zu beleidigen. Thut er das letztere doch, so darf's wenigstens nicht seine Schuld sein. Die Menschen wollen einmal auf verschiedene Weise angefaßt werden. Wir kränken uns gemeiniglich bitterer darüber, uns lächerlich gemacht, als eine Sünde gethan zu haben. Wird nun Jemand erst schlagend seiner Thorheit

überführt, so liegt vielleicht auch die Erkenntniß seiner Sünde ihm nicht mehr fern. Damit wäre zugleich der Nutzen des christlichen Humors angedeutet.

Und nun glaubt der Verfasser mit gutem Gewissen von den Lesern scheiden zu können. Finden die gesammelten Schriften Abnehmer, so werden, salve ratificatione, aus den beiden Bändchen künftighin noch mehrere werden.

Ende Juni 1847.

Gustav Jahn.

Etwas über Preßfreiheit.

Mittheilungen aus den Briefen des Schulzen Gottlieb H. in St. und seines Vetters des Cantors Nathanael R. in M.

St. den 16. Jan. 1843.

Der Schulze an den Cantor.

Der Herr Vetter weiß, daß sie mich vor etlichen Wochen zum Schulzen gemacht haben, und ich soll nun von Amtswegen der Klügste sein im Dorfe, mit Ausnahme des Herrn Amtmanns. Du könntest mir aber einen rechten Gefallen thun, wenn Du mir dazu behülflich sein wolltest. Ich danke zwar meinem Gott, daß ich in meiner Jugend die Wissenschaften nicht vernachläßigt habe, sondern Lesen, Schreiben und Rechnen bei unserm seligen Schulmeister gehörig gelernt; doch ist zu meiner Zeit freilich in der Schule nur Bibel, Gesangbuch und Katechismus traktirt worden und daraus genommen, was man für's Leben braucht; aber jetzt giebt es so viele Gelehrsamkeiten, von denen nichts in der Bibel steht und die denn doch in das Schulzenfach

schlagen. Da sind zum Exempel die Zeitungen. Es wird Dir noch vom vergangenen Sommer bewußt sein, als Du mit der Frau Liebsten uns besucht hast, daß wir in unserm Dorfe selbachte zusammengetreten sind und in meiner großen Stube alle Dienstag und Freitag die Politik vorlesen, die dem Gevatter Müller sein Eseltreiber mit aus der Stadt bringt. Nun sehen die Nachbarn allemal auf mich, wenns wo hapert und die Sachen zu gelehrt werden, und seitdem ich vollends Schulze geworden bin, schäme ich mich ordentlich, daß ich ihnen so wenig Rede und Antwort geben kann. Ich habe aber gedacht, Vetter Nathanael ist ein Mann, der die Gelehrsamkeit kennt und wohnt obenein in der Stadt, wo die Zeitungen gemacht werden. Du solltest Dir deshalb einen schönen Dank bei mir verdienen, wenn Du mir von Deinem Lichte ein Stümpfchen in meine Laterne geben wolltest, daß ich damit meinen Gevatterleuten leuchten könnte, wo ich und sie noch keinen rechten Bescheid wissen. Ich weiß ja auch, daß Du Dein Licht auf dem rechten Flecke ansteckst und von dem Lichtmacher holst, der gemacht hat das große Licht, das den Tag regiert, und das kleine Licht, das die Nacht regiert, und der gesprochen hat: »Mache dich auf und werde Licht!« und bin deshalb gewiß, daß ich mit Deiner Hülfe meine Leute vor keine unrechte Thüre bringen werde.

Da sollst Du mir nun vor allen Dingen in Einem Stücke mit Deinem Rathe an die Hand gehen.

Du sollst mir nämlich sagen, was es mit der Preßfreiheit für eine Bewandtniß hat, von der jetzt alle Blätter voll stehen. 'S kommt doch fast keine Nummer, wo nicht einer drum ruft und schreit, und thun doch die Menschen, als ob mehr Heil und Seligkeit dabei stände, als bei unserm Herrn Christus Seiner Erlösung. Wenigstens habe ich von der Freiheit, damit uns der befreit hat, noch kein Rühmens gelesen.

Ich habe wohl schon meine eigenen einfältigen Gedanken gehabt über Preßfreiheit; aber ich weiß noch nicht recht, wie ich heiße und auf was für Füßen ich stehe und wo der Wind herweht. Darum sollst Du mir erst sagen was Preßfreiheit ist. Hernach habe ich schon selber meinen Maßstab, mit dem ich messe was krumm oder gerade ist.

Weil wir einmal bei dem Kapitel über die Freiheiten sind, so habe ich dem Herrn Vetter noch zu sagen, daß meine Frau sich die Freiheit genommen hat und der Frau Liebsten ein Paar Körbe Birnen mit des Herrn Amtmann seinem Wagen schickt. Lasse sie sich der Herr Vetter mit wohlschmecken. Somit Gott befohlen.

Dein ꝛc.

Antwort.

M. d. 24. Jan. 43.

Das hätte ich nimmer gedacht, Gottlieb, daß Ihr in Eurem Dorfe solche Politiker geworden seid.

Da sieht man, was aus den Menschen werden kann; denn wer hätte noch vor 25 Jahren gemeint, daß Bauern über Preßfreiheit disputiren könnten! Vernachlässigt mir nur über Euren Zeitungen das Wort Gottes nicht, so will ich's schon gelten lassen. Am meisten freut es mich, daß das Erklären und Verdollmetschen gewissermaßen in Deine Hände gegeben ist, Vetter, denn ich kenne Deine Manier und will Dich nur bitten, daß Du Deine Weisheit immerfort aus der rechten Quelle schöpfen mögest. Mit meinem geringen Wissen will ich Dir gerne in allen Punkten willfährig sein, über die Du mich zu befragen für gut befinden wirst.

Was die Preßfreiheit anbelangt, so gehts Dir wie mir, wenn Du über ihren Namen und über die Füße, auf denen sie steht, noch nicht so recht in's Klare kommen kannst, und Unrecht hast Du gewiß nicht, wenn Du etwa meinst, daß der Wind so großen Theils aus Abend her bläst.

Siehst Du, Gottlieb, wenn einer bei uns was in Druck geben will, so läßt es der Staat, oder vielmehr die uns von Gott vorgesetzte Obrigkeit erst untersuchen, ob es keine wider das Christenthum gehende und der allgemeinen Wohlfahrt schädliche Meinungen enthält, und das heißen sie: »die Censur passiren müssen.« Die von dem König dazu gesetzten Richter müssen deshalb erst Erlaubniß geben zum Druck eines Buches und haben das Recht, ihn zu verbieten, wenn sie das Buch dem gemeinen

Besten für nachtheilig erkennen. Das wollen sich denn aber die Menschen nicht mehr gefallen lassen. Sie meinen, das Wort müsse frei sein; und wie jeder Vogel singen und jedes Thier schreien kann, was es will und wie es will, so müsse es bei den Menschen auch sein. Daß aber Jeder schreiben und drucken lassen kann, was er will, nennen sie eben Preßfreiheit und die, meinen sie, dürfe keinem Menschen vorenthalten werden und sie sei in den ewigen Naturgesetzen Gottes mit Vieh nnd Menschen gegründet. In Frankreich haben sie die Preßfreiheit schon lange und ihr müßt ja aus euren Zeitungen gelesen haben, wie dort jeder über den König und die Regierung schreiben und drucken lassen kann, was er will. Da giebt es keine Censur zu passiren, sondern das Gesetz spricht bloß hinterher, wenn sich einer etwa zu weit verstiegen hat.

Das wäre denn nun so das Hauptsächlichste über die Preßfreiheit und ich will Dir mit Fleiß jetzt nicht mehr schreiben, weil ich gern erst Deine eigenen einfältigen Gedanken über diesen Punkt hören möchte. Schreibe mir denn doch bald wieder. Meine Frau läßt schönstens danken für die übersandten Birnen und ich finde selber Deine Freiheiten besser, als die mit der Presse. Der Herr behüte Dich.

Dein 2c.

Zweiter Brief des Schulzen.

St. den 2. Febr. 1843.

Du hättest Deinen Brief schon etwas länger machen können, Vetter Nathanael, ohne dabei Gefahr zu laufen, um meine einfältigen Gedanken zu kommen, und wenn sie Dir nun etwa zu einfältig ausfallen werden, so hast Du Dir davon die Schuld beizumessen, weil Du mir im Grunde doch zu wenig geschrieben hast. So viel habe ich aber aus Deinem Briefe gemerkt, daß es mit der Preßfreiheit nichts ist.

Es ist ja gewiß, daß der Mensch kein Thier ist und mit keinem Vieh verglichen werden soll; aber wenn's auch wäre und der Mensch nicht besser gehalten sein wollte, als das liebe Vieh, so ist's doch mit der Singe- und Schreifreiheit der Vögel und Thiere noch nicht so ganz richtig. Ich habe zum Exempel in meinem Hofe unter den Hühnern ein halbes Dutzend Kapaunen, die können allesammt kein richtiges Kikeriki mehr herausbringen. Nun sollte man doch meinen, es könnte den Hühnern ganz gleich sein, wie eins schreit, aber das soll sich nur keiner einbilden. So bald einer anfängt mit seinem Kürüh oder Küriki, hackt gleich der ganze Hof, Hähne und Hühner auf ihn los und kein's will's sich gefallen lassen, daß das ehrliche Kikeriki, das die Hähne nun schon seit Adams Zeiten geschrieen haben, mit einem Male so verhunzt werden soll. Deshalb schleichen denn auch die elenden Ge-

stehen in allen Winkeln des Hofs herum, wagen sich nimmer recht in die Mitte und wenn sich einmal einer ganz allein glaubt, streckt er den dürren Hals in die Höhe und bringt sein verunglücktes Kikeriki heraus, duckt sich aber gleich wieder und schleicht sich davon, daß ihn nicht etwa der Hahn in dem Winkel suchen solle, weil er weiß, daß der sein Geschrei gewiß nicht die Censur passiren läßt.

Siehst Du, Vetter, so halten's die Thiere unter sich und ich könnte Dir da noch mehr Beispiele anführen, denn mein ältester Junge hatte einmal einen Raben, der sprechen konnte, und als wir drauf im Winter in der Scheune noch ein Paar andere fingen, sperrte er sie mit dem zahmen in einen Käfig, daß der Kluge die Dummen das Sprechen auch lehren sollte. Aber den Dummen dünkte ihr rab, rab, doch viel anmuthiger, als das »Racker!« und »Wer bist du!« des Gescheuten und sie hackten ihn noch in derselben Nacht todt.

Den Vögeln und Thieren müssen doch also auch ihre ewigen Gesetze vom lieben Gott vorgeschrieben und verordnet sein, nach welchen sie schreien und singen sollen, und es darf sie keins ungestraft übertreten. Deshalb haben die Vögel auch keine Singefreiheit in dem Sinne, wie's die Herren mit der Preßfreiheit meinen. Sie sind aber eigentlich doch frei und viel freier noch als wir Menschen, weil sie eben gar nichts anderes singen wollen, als was ihnen der liebe Gott in den Mund gelegt hat.

Und bei dieser Freiheit lassen sie dann auch jeden und mögen's nur nicht leiden, wenn einer seine besondere Weise singen will, wie die Kapaunen und der gelehrte Rabe.

In dem Sinne nun, Nathanael, lasse ich mir's gefallen, daß es mit den Menschen ihrem Drucken auch so ist, wie mit den Vögeln ihrem Singen. Da kann auch Jeder seine Freiheit haben, der eben nichts anderes schreiben und drucken lassen will, als was nach der Ordnung Gottes und nach den Gesetzen seiner Obrigkeit ist, denn für solche ist kein Verbot geschrieben. Anders wird aber auch kein Mensch wahrhaftig frei werden, denn was Du mir noch über Frankreich geschrieben hast, kommt mir erst recht verkehrt und närrisch vor. Die Menschen sollen dort volle Freiheit haben und schreiben und drucken können, was sie wollen, und doch liest unsereins ohne Unterlaß, wie dieser Zeitungsschreiber mit so und so viel Franks-gestraft ist und jener so und so lange hat Arrest gehabt, weil er den König oder die Minister oder sonst wen in seiner Zeitung beleidigt hat, daß man meinen sollte, die Herren könnten gar nicht so viel verdienen, als sie bezahlen müssen und könnten vor allem Arreste gar nicht zum Schreiben kommen. Und das soll denn Preßfreiheit sein! Da mache sich ein Andrer einen Vers dazu. Ich will nun erst einmal abwarten, was Du zu meinen Geschichten meinst. Schreibe Du mir bald wieder.

Dein ꝛc.

Antwort.

M. d. 8. Febr. 1843.

Ueber Deinen Brief habe ich mich gefreut, Gottlieb, denn Du hast den rechten Fleck getroffen. Ja, der Mensch wird nimmermehr frei werden vom Gesetze, sobald er dasselbe als eine Macht gegen sich über stellt, die zu ihm spricht: »Du sollst das, und Du sollst das nicht.« Die wahre Freiheit vom Gesetze kann nur da stattfinden, wo der Mensch sich freiwillig unter den Gehorsam des Gesetzes begiebt, das Gesetz Gottes zu seinem eignen, zu dem Gesetze seines Herzens macht und nun von inwendig heraus gar nicht anders kann als es erfüllen, und jede Erfüllung desselben als eine freie Handlung seines durch Christum von der Sünde wahrhaftig befreiten Menschen ansieht, jede Uebertretung aber als einen Zwang betrachtet, den die Sünde, unter deren Knechtschaft er bisher gestanden, über ihn noch ausübt. »Wisset ihr nicht,« sagt St. Paulus, Römer am 6., »welchem ihr euch begebet zu Knechten in Gehorsam, deß Knechte seid ihr, dem ihr gehorsam seid; es sei der Sünde zum Tode, oder dem Gehorsam zur Gerechtigkeit.« Nur wer Christi Knecht ist, der ist wahrhaftig frei vom Gesetze, d. h. es ist für ihn kein Gesetz mehr geschrieben, das zwangsmäßig gegen ihn stünde, sondern das Gesetz ist mit dem Finger Gottes in sein Herz geschrieben, daß es die innere Triebfeder alles seines

Thuns und Lassens geworden ist und er gar nichts anderes mehr will als es befolgen. Ein solcher Mensch kann denn auch schlechterdings thun alles was er will, weil er eben nichts anderes will, als was Gott in Seinem Gesetz von den andern fordern muß. Wie der Herr selbst, Johannis am 8. sagt: „Und werdet die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen," so ists auch gewiß und wahrhaftig; denn indem wir eben die ewige, alleinige, göttliche Wahrheit erkennen, d. h. sie ganz und gar zu unsrer eignen machen, werden wir durch diese Wahrheit frei werden vom Gesetze, das nur der Sünde gegeben ist.

Und gerade so verhält sich's mit der Preßfreiheit auch. Die Menschen werden auch hier nie frei werden vom Gesetze, so lange sie gegen dasselbe ankämpfen wollen und damit gegen den göttlichen Willen ankämpfen; denn die Obrigkeit ist Gottes Dienerin uns zu gut, gesetzt den bösen Werken und nicht den guten. Und du hast freilich auch ganz recht, daß das noch keine Freiheit ist, wie sie die Franzosen haben, wo von Geld- und Gefängnißstrafe wegen Injurien immer noch die Rede sein muß. Das ist alles noch die falsche Freiheit, von der St. Petrus schreibt in der 2. Epistel, wo er spricht: „Und verheißen ihnen Freiheit, so sie selbst Knechte des Verderbens sind." Wenn die Menschen nichts anderes schreiben wollen, als was nach der göttlichen Ordnung und nach den bürgerlichen

Gesetzen recht und gut ist, so sind sie auch allesammt frei und brauchen für sich keine Censur mehr; da aber dieselbe um der Sünde willen der andern einmal da sein muß, sind sie doch frei, denn die Censur kann ihnen nichts mehr anhaben.

Aber die Sache hat noch einen andren Haken, Gottlieb, den ich Dir bald zeigen will. Der faule Fleck ist nämlich der, daß die Menschen gar nichts mehr wissen wollen von einer Obrigkeit und von einem Könige, der uns von Gott gesetzt ist und der das Schwert an Gottes Statt trägt, dem wir gehorchen müssen in allen Dingen, die nicht wider unsrer Seelen Seligkeit gehen, um Gottes Willen, für den wir auch beten sollen, und daß das nicht allein von den guten, sondern auch von den wunderlichen Herren gilt. St. Paulus, der über alles dies gar trefflich geschrieben hat, war auch der Obrigkeit gehorsam und betete für sie; seine Obrigkeit, Gottlieb, war aber damals ein Nero, ein Bluthund.

Da reden die Menschen aber nun heut zu Tage von einem gegenseitigen Vertrage, der zwischen König und Volk geschlossen ist, und nach welchem der König das Volk in seinen Rechten schützen soll und dasselbe ihm dafür gehorsam sein will. Sie wissen aber nicht, daß sie damit den schönsten Edelstein aus der Königskrone nehmen, nämlich, daß der König König ist aus Gottes Gnaden und nicht nach der Menschen Willkühr. Es läßt sich aber

leicht erklären, Gottlieb, daß sich dann die Menschen nicht gefallen lassen wollen, wenn ihnen ihr selbstgemachter König verbieten will, dies oder jenes zu reden. Da hast Du denn mit einen Hauptpunkt, warum des Rufens und Schreiens um Preßfreiheit gar kein Ende werden will. Du kannst nun schon selber ein bischen weiter darüber nachdenken.

Ueber Deine Geschichte mit den Kapaunen habe ich recht lachen müssen, obschon mancher gegen Deine Auslegung protestiren wird; doch wenn Du erzählst, wie sie so in den Winkeln herumschleichen, sollte man meinen, Du malest damit Diesen oder Jenen ab. Wenn ich wie Du wäre, Vetter, so ließ ich die sechs Kerle, die ein anderes Kikeriki aufbringen wollen, nicht länger auf meinem Hofe herumlaufen und wollte ihnen bald den Garaus machen. Und wenn's mir und meiner Frau zuviel würde, wüßte ich auch was ich thäte. Uebrigens läßt meine Frau Dich und Deine Frau schönstens grüßen, und somit gehab Dich wohl.

Dein ꝛc.

Eine Correspondenz zwischen Gottlieb und seinem Vetter über das neue Ehegesetz.

St. d. 7. Juni 1843.

Lieber Herr Vetter!

Ich soll mit dem Hammer an die große Glocke schlagen und dem Herrn Vetter vermelden, daß am vergangenen Dienstag meine Christel in ihr erstes Kindbett gekommen ist und einen gesunden Jungen zur Welt gebracht hat und daß der Herr ihr in ihrer schweren Stunde recht gnädig gewesen ist, so daß wir ihm von Herzen für den bescheerten Ehestandssegen danken konnten. Da ist denn nun die Freude groß, das kannst Du Dir denken und meine Alte hat sich als Großmutter schlimmer, als wie sie's machte, da sie die Christel selber auf den Armen hatte. Es hat mir noch keinen Augenblick leid gethan, daß ich meine Tochter mit dem Weidenthaler Müller zusammen gegeben habe, obschon nicht Alles vollauf da war und sie die Mühle mit Schulden übernehmen mußten, aber sie haben ihren Stand mit Gott angefangen und ich bin das lebendige Beispiel davon, was der Herr thun kann, wenn man seinen Stand mit ihm anfängt, denn ich kann sagen mit Jakob: »Ich hatte nichts als diesen Stab, da ich über diesen Jordan ging.«

Vetter, Du wunderst Dich, daß ich noch kein Wort über das neue Ehegesetz geschrieben habe, da doch in allen Zeitungen schon Räsonnirens genug gewesen ist. Du meinst, ich müsse hier am allerersten ein Wort mitsprechen können, weil ich es mit der Elisabeth lange genug probirt habe.

Nathanael, dem ersten Menschen hat Gott der Herr selber das Weib zugeführt und mit wem er es heut zu Tage noch so macht, wer seinen Ehestand mit ihm anfängt, der läßt sich auch gewiß nicht von seinem Weibe scheiden. Wer ihn aber nicht mit Gott angefangen hat, der führt auch keinen christlichen Ehestand und ich kann mir recht gut denken, daß wenn dann Noth und Sorgen hereinbrechen und sie vertragen sich nicht und der Eine will hier hin und der Andere dorthin, so möchten sie wohl gern Beide wieder heraus. Soll's denn nun gut sein, wenn sie gezwungen werden drin zu bleiben? Um eurer Herzen Härtigkeit willen, hat euch Moses geboten, einen Scheidebrief zu geben, steht ja auch geschrieben. Sieh, ich bin stille gewesen über diesen Punkt, weil ich nicht weiß, was ich dazu sagen soll. Ich habe immer gedacht, kommt das Gesetz, so ists gut; kommts nicht, ists auch gut, denn du und deines Gleichen, ihr habts ja schon lange in euren Herzen gehabt. Es kitzelt mich nur manchmal, wenn ich so die heillose Furcht mit ansehe, die die Menschen vor solchem Gesetze haben. Man kann die Art daran erkennen!

Uebrigens dächte ich, ich hätte oft genug angefangen und Dir das letzte Wort gelassen, daß wir's einmal umgekehrt machen könnten. Du kannst mir das Ding erst einmal ordentlich vorstellen und ich will denn so meine Meinung hinterdrein geben.

Dein ꝛc.

Antwort.

M. d. 13. Juni 1843.

Aber Vetter, Du witterst ja doch sonst immer den Feind von ferne und weißt das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes, zu führen, wie kommt's denn, daß Du hier auf so schwachen Füßen stehst? Was soll ich dazu sagen? Soll ich Dich loben? Hierinnen lobe ich Dich nicht. Wir müssen uns da ordentlich aussprechen.

Was ist die Ehe? Sie ist der erste und vornehmste Stand, den Gott der Herr selbst eingesetzt hat; denn als er den Menschen geschaffen, sprach er: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, darum will ich ihm eine Gehülfin machen, die um ihn sei.« Gottlieb, Gott will Alles gut haben und hier spricht er: »Es ist nicht gut und ich will eine Gehülfin geben;« so ist also der heilige Ehestand das erste Mittel, das Gott gebraucht hat, um es mit den Menschen gut zu machen und soll hier Eins dem Andern helfen, diesen Zweck Gottes zu erfüllen.

Dem ersten Menschen hat Gott der Herr selber seine Gehülfin zugeführt, sagst Du. — Aber Gott

lieb, thut er denn das heut zu Tage nicht mehr? Warum erhalten sonst unsere Ehen die kirchliche Weihe, oder für was hältst Du die Kirche? Entweder ist die ganze Einsegnung am Altare ein unnützes, veraltetes Herkommen, oder der Pastor segnet ein kraft seines Amtes, als verordneter Diener Gottes, im Namen dieses Gottes, und es handelt sich hier um einen wirklichen leibhaftigen Segen Gottes, der von da ausgeht.

Ich weiß recht gut, Gottlieb, wie und auf welcherlei Weise heut zu Tage manche Ehen geschlossen werden und welche Rücksichten die Leute zusammenführen; aber unser Unglaube hebt Gottes Glauben nicht auf. Das sei ferne! Die Ehe ist ein Stand, der zu Gott hinführen soll; aber der Weg zu Gott geht meistens nicht durch Blumenauen. Wenn nun ein Paar weltlich gesinnte Menschen sich heirathen, so empfangen sie dadurch daß die Kirche ihre Ehe einsegnet, obgleich sie vielleicht an nichts weniger denken, die gewisse Zusicherung, daß Gott der Herr sie zusammenfügt und sie durch diesen Stand auf einen Weg bringt, der zu ihm führt, wenn sie sich nur irgend wollen weisen lassen. Daß sie sich nun deshalb hernach doch oft genug nicht vertragen können, ist wohl ganz richtig; aber ist denn nicht eben die Sünde, die das innige Zusammenleben in der Ehe bei beiden Theilen zum Ausbruch bringt, schon ein Beweis davon, daß Gott diesen Stand zu einem besondern Segen eingesetzt

hat? Denn muß nicht überall die Sünde erst zum Ausbruch kommen, ehe sie geheilt werden kann? Wer aber weiß des Herrn Stunde? Und wenn sich ein Ehepaar zehn Jahre nicht vertragen hat, wer will denn sagen, ob sie nicht im eilften zur Erkenntniß kommen und ihnen also die zehn Jahre Zwiespalt zum Heile gereichen, weil diese sie eben zur Erkenntniß gebracht haben?

„Um eurer Herzen Härtigkeit willen hat euch Moses geboten einen Scheidebrief zu geben," steht geschrieben, das ist wahr. Aber ist denn die Kirche Moses? Leben wir jetzt in der Zeit des Gesetzes oder des Evangeliums? Ich aber sage euch, spricht der Herr unsrer Kirche: „Wer sich von seinem Weibe scheiden läßt — — der bricht die Ehe."

Den Staat könntest Du etwa Moses nennen, Gottlieb, und wenn daher dieser die Ehescheidung außer Ehebruch zuläßt, muß man sich das schon noch gefallen lassen. Aber Moses soll der Zuchtmeister sein auf Christum, und so hat jeder christliche Staat dahin zu streben, alle seine Gesetze und Einrichtungen je länger je mehr auf den Grund des Evangeliums zu bauen und durch Ermunterung und Strafe der Kirche in die Hände zu arbeiten. Wenn daher in dem neuen Ehegesetze die Heiligkeit und Unverletzbarkeit der Ehe vom Staate anerkannt wird, ja wenn er bekennt, daß auf diesem Grunde nicht bloß das Glück der einzelnen Familien, sondern das Glück der ganzen großen Staatsfamilie

ruht und wenn er demzufolge nach einem Gesetze strebt, diese Heiligkeit der Ehe wieder herzustellen, so muß das ja wohl jeden Christenmenschen von Herzen freuen und ich kann nicht begreifen und ärgere mich über Dich, wie Du willst sagen: „Ich für mein Theil und meines Gleichen brauchen's nicht.“ Nein Gottlieb, wenn das neue Ehegesetz wirklich verhindert würde in Kraft zu treten, so wollte ich in meinem Herzen denken: unser lieber König hat wohl die Aufgabe begriffen, die der König im Himmel ihm und allen seines Gleichen hier auf Erden gegeben hat; aber sein Volk hat die Zeit seiner Heimsuchung nicht erkannt, und das sollte mich von ganzem Herzen betrüben.

Aber, wie gesagt, wenn der Staat die Ehescheidungen zuläßt, da kann ich nichts sagen und da haben wir auch nichts zu sagen, weil es uns nichts angeht. Doch nun fragt es sich, wie sieht sie die Kirche an? Und da können wir wohl mitsprechen, denn da sind wir wohl allzumal Priester und die wahre Kirche duldet keinen sichtbaren Stellvertreter auf Erden, dem wir an Gottes Statt gehorchen sollten.

Die wahre Kirche, das heißt, die auf dem Worte unsers Herrn steht, kann nach seinem ausdrücklichen Worte keine andere Ehescheidung gelten lassen, als um Ehebruch, der eben ein Bruch und nicht eine Verletzung der Ehe heißt, weil das Band, was die Ehe zusammenhält, daß die Zwei ein Fleisch sein

sollen, gewaltsam gebrochen und so die Ehe in ihrem ganzen Wesen zerrissen ist. Aber weiter läßt sich die Kirche auch keine Ehescheidung gefallen, sondern sie hat nur wie Isaak einen Segen zu vertheilen; aber das ist ein wirklicher Segen und hätte man ihn sich auch mit List erschlichen, das heißt, sich trauen lassen ohne ein lebendiges Glied der Kirche zu sein, so bleibt's darum doch ein Segen und die Kirche kann ihn nicht wieder zurücknehmen. Ich habe Dir aber oben schon bewiesen, Vetter, daß ich das so verstehe, daß dieser Segen gar wohl bestehen kann, wenn sich die Eheleute auch alle Tage in den Haaren liegen, weil die Sünde erst heraus muß, ehe die Gnade hinein kann.

Die Kirche läßt also die Scheidung vom Staate nicht gelten und dies beweist sie schon dadurch, daß bei der Scheidung keine kirchliche Feier stattfindet. Es ginge nun das am Ende alles noch und kämen die beiden, Staat und Kirche, nicht gegeneinander zu stehen, wenn nicht die geschiedenen Eheleute, die bei Lebzeiten des andern Theils ein neues Ehebündniß einzugehen gedenken, noch einmal den Segen von der Kirche verlangten. Was hat nun diese da zu thun? Ich sollte meinen, die Frage wäre leicht zu beantworten. Sie hat das erste Bündniß noch nicht für ungültig erklärt und kann es auch nach den Worten ihres Herrn nicht, ja sie muß nach denselben das neue Ehebündniß für einen Ehebruch halten, kann diesen nicht gutheißen und hat auch

keinen Segen für ihn. Es ist doch also ganz klar, daß die Kirche vom Staate nicht gezwungen werden kann, geschiedene Ehegatten anderweitig einzusegnen, ohne sie von dem allerheiligsten Grunde des untrüglichen Wortes Gottes, darauf sie erbaut ist, zu stoßen; und wenn das bisher geschehen ist und wenn sie sich hat zwingen lassen, so hat sie das in der Zeit ihrer Schwachheit gethan und wir wollen von Herzen bitten, daß Gott sie wieder stark machen möge auf eignen Füßen einherzugehen und daß er den König unsern Herrn dazu salbe, seine Mutter, die ihn großgezogen, aus ihrer Schmach und Unterdrückung aufzurichten und so wieder frei und stark zu machen.

Siehst Du, Vetter, also hat sich ein Christ wohl zu freuen bei dem neuen Ehegesetz, und wenn die ganze Welt darüber schreit, und ist wohl interessirt dabei. Was übrigens aus dem Gesetze entstehen möge und ob es Zorn, Haß und Streit anrichten wird, danach haben wir nun erstens gar nicht zu fragen, denn wir sollen keine Gesetze geben, sondern nur denselben gehorchen; aber der König mag es in Gottes Namen und in seiner Kraft ausgehen lassen, denn weil es auf dem Grunde seines Wortes steht, so muß es auch gut sein.

Aber bald hätte ich noch ein Hauptstück bei dem neuen Gesetze vergessen, daß nämlich auf den Ehebruch wieder eine bürgerliche Strafe gestellt worden ist. Ja wohl hat's daran gefehlt, denn alle Gesetze des Staates müssen immer wieder auf das

Gesetz Gottes zurückgeführt werden können, und an demselben Orte, wo geschrieben steht: „Du sollst nicht tödten," steht auch: „Du sollst nicht ehebrechen", und die grenzenlose Unsittlichkeit unserer Tage ist ja der stärkste Beweis von den traurigen Folgen des bisherigen Verfahrens, wo der Staat durch sein gänzliches Ungerügtlassen stillschweigend das billigt, was die Kirche als Sünde erklären muß. Daß nun die Menschen gegen ein solches Bestrafen der Unzucht in Masse losschreien, ist leicht begreiflich; denn es ist ja leider so weit gekommen, daß wenn heut zu Tage alle Ehebrecher eingesperrt werden sollten, wir erst noch besondere Gefangenhäuser bauen müßten. Daß sie aber gegen ein solches Bestrafen von Staatswegen die Schrift selbst hervorholen und das Wort anziehen: „Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten," ist wieder grundfalsch; denn auch die Diebe und Mörder wird Gott richten, und siehst Du, Gottlieb, die eigentliche Versündigung bestraft der Staat nicht, sondern die wird Gott richten; aber weil der andere Ehegatte in seinem heiligsten Rechte, in dem der angelobten Treue, verletzt worden ist, so hat der Staat ihn hierin zu rächen, denn er ist ein Rächer über alle die, so da Böses thun. Und wenn der Staat die Ehen vom rechten Standpunkte aus betrachtet, wie im Glück der Familien auch sein ganzes Glück beruht, so hat er jeden Ehebruch auch als ein Staatsvergehen anzusehen und zu bestrafen.

heißung und als einen Segen überkommen hat. Auf diese Weise brauchte es ja aber der Ehe gar nicht und man hätte sich am Ende noch über die Menge der unehelichen Kinder zu freuen.

Aus dem andern Artikel kann man aber erst recht sehen, wie blind sie eigentlich sind. Er fängt recht scheinheilig an: wie es freilich eine traurige Wahrnehmung wäre, daß wir jetzt so viel unglückliche Ehen hätten, aber die Sachen würden noch viel schlimmer werden, wenn man keine Ehescheidungen mehr zuließe, und das wäre auch eine Beschränkung der persönlichen Freiheit jedes Einzelnen, gegen welche man nicht stillschweigen dürfe u. s. w. Dahingegen schlage man vor, daß durch besondere, vom Staat einzusetzende Behörden, Personen verhindert werden sollten, ein Ehebündniß zu schließen, bei denen man voraussetzen könnte, daß ihre Ehe keine glückliche sein würde. O über die unvernünftigen Vernünftigen! Ja, schlagt nur Gesetze vor, der Herr schlägt euch bei all eurer Weisheit doch mit Blindheit. Ich will einmal gar nicht erwähnen, daß ein Mensch allwissend sein müßte, wenn er vorhersehen könnte, wie eine Ehe ausfallen wird; aber ist's denn nicht handgreiflich, daß gerade das eine vielmal größere Beschränkung ihrer Freiheit sein müßte, wenn's von Menschen abhinge, sie zu verhindern eine Ehe zu schließen, und wie viel Menschliches würde dabei mit unterlaufen! Aber sie wollen's einmal nicht sehen, daß das kräftigste Mittel ist dem

zu suchen hat. Und so will ich's mit Dir machen. Du hast recht, Nathanael, und damit Punktum.

Der liebe Gott hat mich eigentlich mit der Nase drauf gedrückt, daß Du recht hast, denn es waren da gerade wieder ein Paar Aufsätze in der Zeitung von wegen des Ehegesetzes und die habe ich gelesen. Da wird nun in dem einen geradezu gesagt, daß die Ehe zu einer unerträglichen Zwangsanstalt werden würde, wenn sie unauflöslich sein sollte und daß kein vernünftiger junger Mann mehr einen Bund eingehen könne, von dem er vorher wisse, daß nicht wieder heraus zu kommen sei. Also, da hinaus wollen sie! Statt des alten: „Was Gott zusammengefügt, das soll der Mensch nicht scheiden," etwa die Überschrift: „Geht's nicht, so gehen wir." Ja Vetter, wenn's denn bei den Leuten gilt, sich ganz von der Kirche loszureißen, so hat freilich der Staat nichts andres zu thun, wenn wir nicht ganz und gar in's blinde Heidenthum gerathen sollen, als die Mauern des Gesetzes um sie her aufzurichten und mit Moses zu sagen: „Führet die Ehebrecher hinaus vor's Lager und steiniget sie." Weiter wird denn gesagt, daß der Zweck der Ehen Kinder zu erzeugen und zu erziehen sei und daß es drum auch ganz billig wäre, daß eine Ehe, wo dieser Zweck nicht erreicht würde, wieder aufgelöst werden könne. Es ist aber doch erschrecklich, wie weit die Menschen sich vom Worte Gottes verlaufen können. Das soll der Zweck sein, was die Ehe nur als eine Be-

zerbrechens machen werde, wenn Du mir nicht bald heraus hilfst. So lasse mich denn nicht lange warten.

Dein 2c.

Antwort.

M. d. 24. Juni 1843.

Meine Ansicht über die beiden Punkte, welche Dich beunruhigen, ist bald gegeben. Beim ersten fragst Du doch nur: »Was hat der Christ zu thun?« Wenn beide Theile den Herrn Jesus wahrhaftig gefunden haben, so wird wohl ein Ehebruch schwerlich vorkommen und es handelt sich also nur darum, ob ein christlicher Ehegatte in einem offenbaren Ehebruche des andern Theiles den Wink des Herrn zu erkennen habe, daß diese Verbindung aufgelöst werden solle? Ich glaube aber, eine Pflicht sich zu scheiden hat er auf keinen Fall und ich will Dir auch sagen warum. Das Recht dazu hat er freilich und ich kann's ihm auch nicht verdenken, wenn er's thut; aber ich meine, es kommt hier auf die Umstände und die besondere Herzensstellung des Einzelnen an, so daß man keine Regel geben kann. Bei jedem Ehebruch wird allerdings die Ehe wirklich gebrochen, doch der Bruch geschieht nur von dem einen Theile. Die Ehegatten sind aber durch doppelte Bande gegenseitig verbunden. Es ist also, trotz des gewaltsamen Risses immer noch ein Band vorhanden, das die Ehe zusammenhält und das ist nun eben der große Segen, den Gott der

Herr auf die Ehe gelegt hat, daß ein Theil durch den andern geheiligt wird, und weil der andere Theil den Bund heilig gehalten hat und in seinem Ehestande unter göttlichem Segen steht, die Beiden aber nicht zwei sondern eins sind, so fließt der Ehesegen des Einen auch auf den Ehebrecher über, bis ihn der Herr zur Erkenntniß bringt, wenn er sich bringen lassen will, und er in dem Blute sich reinigt, das da geflossen ist für unser aller Sünde.

Der zweite Punkt ist schwieriger. Die wahre Kirche Christi hat auf die Frage: ob Geschiedene wieder eingesegnet werden dürfen, nur die eine Antwort: Nein! Ihr Nein aber heißt verdollmetscht: »Mein Sohn, gehe hin, du bist schon gesegnet und ich will dir durch meine Weigerung die Möglichkeit lassen, dieses Segens, den du jetzt verschmähst, noch einmal theilhaftig werden zu können.« Nun ist aber die sichtbare Kirche Christi auf Erden noch niemals eine vollkommen freie und reine gewesen; doch arbeitet der heilige Geist fortwährend in ihr, sie ohne Flecken und Runzel darzustellen. Eine Macht, eine Kraft Gottes hat sie aber immer gehabt, auch in den Zeiten ihrer größten Verderbniß, denn der heilige Geist ist nie ganz von ihr gewichen. Doch ich will Dir die Sache durch ein Gleichniß näher bringen, das ich schon in meinem vorigen Briefe gebraucht habe. Unsere jetzige Kirche, Vetter, ist wie der Erzvater Isaak. Sie hat die Verheißung, sie ist erfüllet mit dem heiligen Geist, aber dabei doch voll

menschlicher Schwachheit. Sie macht's auch wie er. Er hatte einen Segen zu vertheilen, einen sonderlichen vor allen, er heißt: »Du bist wie ein Feld, das der Herr gesegnet hat! Gott gebe dir vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde und Korn und Wein die Fülle.« Gottlieb, Isaak hatte nur den einen Segen und Esau wäre herrlicher geworden, wenn er sich unter seinen Bruder gedemüthigt hätte, denn da wäre er beim Volke Gottes geblieben und hätte von der Kraft des ersten Segens mit überkommen; aber nun stellt sich der Esau vor seinen Vater hin und hebet seine Stimme auf und weinet und sagt: »Hast du denn keinen Segen mehr für mich?« und der alte Isaak kann ihn nicht so stehen sehen und giebt ihm aus Schwachheit den zweiten. Bei alledem ists aber doch ein Segen, wer will das leugnen? Denn Isaak hatte eben eine Kraft zu segnen. Und so, halte ich dafür, ist's bei unsrer Kirche auch. Es fällt für die Geschiedenen, wenn sie die zweite Ehe eingehen, wohl auch ein Segen ab; aber es ist dann eben nur so ein Esaussegen! Das: »Siehe, mein Sohn, dein Geruch ist wie der Geruch eines Feldes, das der Herr gesegnet hat,« muß wohl wegbleiben. Aber ein Segen ist's dabei doch.

Das ist meine Ansicht von der Sache. Ob's die richtige ist, weiß ich nicht, ich glaube es aber. Du kannst's halten wie Du willst; unsrer Seelen Seligkeit hängt nicht davon ab. Dein ꝛc.

Der Weidenthaler Müller an den Cantor R.

Den 28. Juni 1843.

Lieber Herr Vetter!

Unser lieber Papa hat es übernommen, die Ankunft unseres Erstgebornen Ihnen zu vermelden. Mutter und Kindlein sind, Gott sei Dank, wohl auf und munter und wir gedenken das Letztere, so Gott will, zum 30. dieses durch die heilige Taufe ins Christenthum aufnehmen zu lassen. Da bitten wir nun beide, meine liebe Frau und ich, den Herrn Vetter recht dringend und herzlich, bei dieser heiligen Handlung die Stelle eines Pathen zu übernehmen. Unsre gute Mutter wird mit Ihnen ihr Enkelchen aus der Taufe heben. Grüßen Sie die Frau Muhme und bringen Sie dieselbe auf alle Fälle mit.

Ihr ꝛc. ꝛc.

Nachschrift des Schulzen.

Daß Du kommst, Vetter, versteht sich von selbst. Es ist mein erster Enkel und da wird keine Entschuldigung angenommen. Wir rauchen dann zusammen eine Pfeife und können noch ein Weiteres über alle diese Punkte schwatzen, von denen wir uns geschrieben. Aber den ersten Tag wird nichts geschwatzt, da siehst du mir bloß den prächtigen Jungen an und hilfst uns danken und loben. Den zweiten Tag kannst Du ihn auch noch ansehen, aber wir wollen denn so von dem Jungen einen Uebergang nehmen und auf den heiligen Ehestand zu sprechen kommen. Dein ꝛc.

Des Schulzen Gottlieb Erntefeier.

Eine Correspondenz zwischen ihm und seinem Vetter.

Der Schulze an den Cantor.

St. d. 14. Sept. 1843.

Lieber Herr Vetter!

Du sollst mir für diesmal einen rechten Gefallen thun und ich weiß schon vorher, daß Du nicht nein sagst. Ich muß mich aber kurz fassen, denn wir haben noch alle Hände voll zu thun, um Gottes reichen Segen unter Dach und Fach zu bringen. Du solltest mit hier sein, Vetter! Manchmal liegen die Schwade so dick, daß man die Harke absetzen und sich besinnen muß, ob einem der Segen auch alle gehört und zukommt. Nun über 8 Tage, wenn der Herr auch fernerhin gut Wetter schenkt, meine ich fertig zu werden und das Letzte einzubringen und da habe ich mir nun gedacht, wenn der letzte Wagen zum Thore hereinfährt, so wollen wir allesammt um ihn hertreten und ein Lob- und Danklied singen — und das Lied sollst Du mir machen, Vetter, und ich weiß, daß Du's thust. Es muß aber ein rechtes Loblied werden. Du mußt dich einmal zusammennehmen, das heißt: »auf umgekehrte Manier,« daß Du's mir nicht zu gelehrt machst. Was ver-

sich ich und meine Leute von der Gelehrsamkeit, zumal an solchem Tage, wenn man den Segen Gottes vor und um und neben sich hat. Da hat man nichts mit dem Verstande zu begreifen, sondern nur zuzufassen. Es muß so werden, was Ihr gelehrten Leute populär nennt; daß man's mit Händen greifen kann; gerade wie's einem ums Herz ist an solchem Tage. Man muß die Pferde wiehern hören bei den vollen Krippen und muß darin vorkommen, wie das Kuhvieh nun wieder glatt und rund geworden ist und mit vollem Euter daliegt und wiederkäuet. Doch ich will Dir keine Vorschriften machen, Vetter, nur nicht zu gelehrt und eine schöne Melodie. Wenn Du's irgend machen kannst, komm selber; daß Du herzlich willkommen bist, weißt Du. In alter Liebe

Dein ꝛc.

Antwort.

M. d. 18. Sept. 1843.

Beigehend das bestellte Lied mit dem Wunsche, daß es Deinen Beifall finden möge. Pferde und Kühe habe ich aber nicht mit hineingebracht, meine auch, daß der Mensch sich eben darin von Pferd und Kuh unterscheidet, daß er seinem Schöpfer ein Lob- und Danklied singen kann, diese aber nur in die Krippe und nicht in die Höhe sehen, und daß darum das Mithineinbringen nicht just nöthig gewesen ist. Selbst kommen kann ich leider nicht, aus Gründen, die sich besser erzählen als schreiben lassen. Zum Dank für

das Lied sollst Du mir aber in Deinem nächsten Briefe eine ausführliche Beschreibung geben, wie der Erntekranz abgelaufen ist. Der Herr schenke Euch Allen Gesundheit und ein fröhliches Herz.

Wie immer Dein 2c.

Ein Lied,

zum Erntekranz zu singen,

nach der Melodie:

Nun danket all' und bringet Ehr'.

Brich aus, du Menschenherz, brich aus
In Lob und Preis und Dank,
Aus jedem Dorf, aus jedem Haus
Erschall' ein Lobgesang.

Der Segen ist nun eingebracht,
Wir ziehn zum Thor herein:
Der Herr hat alles wohlgemacht!
Ihm sei die Ehr allein!

Er gab uns wieder was er nahm,
Als im vergang'nen Jahr
Im Hagel er gefahren kam,
Der Herr, Herr, Wunderbar;

Daß eine lange Zeit der Noth
Auf Stadt und Lande lag,
Und überall der Schrei nach Brod
Aus bleichen Wangen sprach.

Wohl zagten und erbangten wir
Und hatten kein Vertraun:

Da ließ er heuer für und für
Sein Gnadenantlitz schaun.

Er schloß die Himmelsbrunnen auf
Und tränkte unser Land,
Gab Wärm' und Sonnenschein darauf,
Daß alles fröhlich stand.

Da schoß empor die junge Saat
Und wogte wie ein Meer,
Als käm' auf diesem Wogenpfad
Die Gnade Gottes her, —

Und käm' und käme ohne Maaß
Und ohne End' und Ziel; —
Das trunk'ne Auge übersah's
Und sah es nie zu viel.

Da wuchs es mit, das arme Herz,
Und wurde groß und weit;
Die Blicke flogen himmelwärts
Zum Herrn der Herrlichkeit.

Wohl bangte Manchem doch der Muth,
Er sah mit trübem Sinn
Auf jede neue Segensfluth
Mit Furcht und Zweifel hin; —

Doch Tag und Nacht und früh und spat
Und weit und breit umher,
Lag segnend über unsrer Saat
Das Auge Gottes her.

Das Wogenmeer ward still und weiß;
Der Schnitter zog ins Feld —

Da siehe — auf des Herrn Geheiß
Schloß sich das Himmelszelt.
Und wohlgereist und unversehrt,
Bei stetem Sonnenschein,
Ward, was der treue Herr beschert,
Von uns gesammelt ein.
Die Wagen schwankten voll und schwer
Mit ihrer Segenslast,
Die Scheunen haben nimmermehr
Den Ueberschwang gefaßt.
Die Schober stehn zu Hauf im Feld,
Wie gegen theure Zeit
Als Helden Gottes hingestellt,
Als Sieger ohne Streit.
Brich aus, du Menschenherz, brich aus
In Lob und Preis und Dank:
Aus jedem Dorf und jedem Haus
Erschall' ein Lobgesang.
Nun ist der Segen eingebracht,
Wir ziehn zum Thor herein,
Der Herr hat alles wohl gemacht!
Ihm sei die Ehr' allein!

Der Schulze an den Cantor.

St. d. 23. Sept. 1843.

Ho, ho, Vetter, so fängst Du mich nicht! Pferde und Kühe können freilich kein Lob- und Danklied singen; aber wir können's doch für sie

thun, denn sie sind auch eine Gabe Gottes, und ein Bauersmann, dem das liebe Vieh nicht am Herzen liegt, hat's Herz nicht auf dem rechten Flecke. Dabei bedanke ich mich aber doch schönstens für das Lied, das auch ohne die vierfüßigen Lobredner wohl gesetzt und gut gerathen ist. Aber Nathanael, Du nimmst mir das nicht übel, frei heraus, zu dem Zwecke, wozu ich's eigentlich bestellt hatte, habe ich es nun doch nicht gebrauchen können. Aus vielerlei Gründen. Erstlich, stelle Dir nur einmal recht lebhaft vor: wir ziehn da zum Thor herein — mit den letzten Garben — alle Mühe uud Arbeit hinter uns — ein gesundes, fröhliches Herz bringen wir mit — aller Segen liegt vor uns in vollen Scheuren, und nun sollen wir hintreten uud von dem Kommen der Gnade Gottes singen, die doch schon da ist in Hüll' und Fülle. Das Herz hat bei solcher Gelegenheit die Ruhe nicht, alle die einzelnen Betrachtungen Deines Liedes durchzugehen, es wird schwindlich, wenn es so viel umherdenkt, und sucht lieber in der Nähe sich an etwas festzuhalten, und darum meint' ich eben, sollten die Pferde und Kühe mit hinein. Zum andern waren mir außerdem noch mancherlei Gedanken gekommen. Siehst Du Vetter, ich habe die wenigste Arbeit in der Ernte gehabt — die andern haben sich's saurer werden lassen, um bloßen Lohn — und nun ist doch der ganze Segen mein. Da meine ich, mußte ich auch etwas extra thun, und ich dachte dann, wir wollten etwa so

einen Wechselgesang singen. Auf der einen Seite des Wagens sollten die Arbeitsleute alle stehen, und auf der andern ich und mein Haus. Nun müßte mit einem Chorus angefangen werden, und dann wollte ich etwa vortreten und die Mütze abthun und ein Solo singen, und darauf sollten die Leute eins antworten, und dann wollten wir wieder mit einem Chorus schließen. Der Gedanke ist mir so lange im Kopfe herumgegangen, bis ich mich hingesetzt und selber so eine Art Lied gemacht habe. Viel ist's freilich nicht geworden; aber Du kannst's ja selbst sehen, denn ich schicke Dir alles mit. Dabei brauchst Du aber nicht zu denken, daß Du mit Deinem Liede zu kurz gekommen bist. Dein's ist auch gesungen, und aus vollen Kehlen; aber nur erst wie die Herzen etwas zur Ruhe gekommen waren, als der Hirsenbrei abgegessen und die Stimme wieder hell geworden war, und wir ein wenig auf den Braten verschnaufen wollten. Du kannst nun selber richten, ob's so oder so besser gewesen wäre. Hier ist mein Lied. Also, der Wagen steht im Hofe, und wir alle drum her.

Chorus.

(Mel. Allein Gott in der Höh' sei Ehr'.)

Herr Gott wir bringen Lob und Ehr'
Mit Herzen, Mund und Händen — — — —

Du siehst Vetter, daß ich gleich zu Anfang gestohlen habe; aber man ist an das alte »Nun danket alle Gott« von Kindesbeinen an so gewöhnt,

daß man sich gar keinen Hauptdank ohne Herz, Mund und Hände denken kann. Ich habe eigentlich eine ganze Weile gesessen und simulirt, ob ich die Beine nicht auch mit hineinbringen könnte, daß es so der ganze Mensch von Kopf bis Füßen wäre, aber es hat sich doch in der Poesie nicht machen wollen. Endlich habe ich gedacht, der Verfasser des alten Liedes ist ja doch viel gescheidter gewesen als Du, und hat gewiß auch von wegen der Füße simulirt, aber wenn sie der nicht einmal hat mit hineinbringen können, so magst du's wohl mit gutem Gewissen bleiben lassen. Also noch einmal:

Chorus.

Herr Gott wir bringen Lob und Ehr'
Mit Herzen, Mund und Händen.
Der Hof ist voll und faßt nichts mehr,
s'Steckt aller Ort und Enden.
Das Vieh im Stalle wiehrt und schreit,
Und liegt in Ruh' uno wiederkäut —
Wie kann der Mensch da' schweigen!

Solo.

(Von mir, der Frau und den Kindern gesungen.)

Hier steh' ich Herr — ich bin zu schlecht
Für all' den reichen Segen; —
Ich bin nur ein unnützer Knecht
Und fehle allerwegen.
Hier steh' ich, Herr, ich und mein Haus:
Aus vollem Herzen bricht heraus
Ein Loblied deines Namens.

Solo.

(Die Arbeitsleute.)

Nun freue, was sich freuen kann,
Wie Herr und Frau und Kinder,
So Knecht und Magd und Arbeitsmann
Und Pferd' und Küh' nicht minder.
Ein Herz, das heute sich nicht freut,
Ist todtkrank oder plagt der Neid,
Gott helf' ihm oder straf' es!

Ehe ich nun den Chorus wieder anstimmen konnte, trat aus den Frauensleuten, die den Kranz trugen, die Erntemagd vor, und ich merkte wohl, daß sie eine Rede halten wollte, weshalb ich mich in Positur setzte. Du hättest aber einmal hören sollen, was die für ein Maulwerk hatte, und wie sie die Worte setzen konnte. Sie stammt eigentlich auch aus dem Schulmeisterblut, denn ihr Großvater ist ein Cantor gewesen, und daher mag wohl die Beredtsamkeit kommen. Wer ihr die Rede gemacht hat, weiß ich nicht, ich schreibe sie dir aber mit ab. Sie lautete:

Verehrte Herrschaften — —

Nota bene. Der Herr Pastor aus unserm Dorfe und mein Schwiegersohn, der Weidenthaler Müller waren mit da, und daher kommen die Herrschaften.

Verehrte Herrschaften, ich komme heute,
Und mit mir kommen, wie sich's gebührt:
Knechte, Mägde und Harkersleute,
Bis auf den Jungen, der die Schleppe geführt,

Wir kommen also, wollt' ich sagen,
Und bringen den Erntekranz getragen.
Im Felde draußen ist alles leer,
Das Korn, der liebe Gottessegen,
Liegt in Scheunen, Diemen und allerwegen
Und Erndtearbeit giebt es nicht mehr.
Nun ist es in jedem Bauernhaus
Von je her ein alter Gebrauch gewesen,
Die letzten Aehren zusammen zu lesen
Und einen Kranz zu binden daraus.
Und eine der Mägde pflegt ihn zu tragen
Und vor der Herrschaft ein Sprüchlein herzusagen.
Hernach wird er vorn in das Haus gehängt,
Wo die Leute zur Thür müssen eingehen,
Damit ihn das Auge täglich kann sehen
Und täglich an Gottes Gnade gedenkt.
Du lieber Gott! Im vergangnen Jahr,
So oft wir da aus und ein sind gegangen,
Hat ein dürrer, magerer Kranz da gehangen,
Der auf der einen Seite verhagelt war.
Und in den Ställen drunten, an Kühen und Pferden,
Da konnte man sehen die theure Zeit —
Die Scheunen wurden so groß und weit,
Und der Boden wollte doch voller nicht werden;
Da hat wohl Mancher mit Zittern und Zagen
Und schweren Gedanken sich umgetragen.
Nun, der Herr weiß wohl, warum er's gemacht,
Und daß er uns also hat schlagen müssen,
Und er hat, wenn gleich bei schmalen Bissen,

Uns alle mit Ehren doch durchgebracht.
Jetzt aber hängen mit tausend Freuden
Den magern Kranz wir ab von der Wand,
Und der Herr behüte doch jedes Land
Vor Hunger und Hagel und theuren Zeiten.
Dagegen sei Lob und Dank ihm und Preis
Für den neuen Kranz, den heute wir bringen!
Uns ist das Herz so voll Singen und Klingen,
Nur daß man's so recht nicht zu sagen weiß.
Der Herr aber wolle in Gnaden bescheeren,
Sag' ich zum Schluß, daß Sie und Ihr ganzes Haus
Gesunden Muths den Segen verzehren,
Und er helfe weiter Jahr ein und Jahr aus.

Ich dankte nun schön, nahm ihr den Kranz ab und wir schlossen mit unserm

Chorus.

Sieh, treuer Herr, auch fernerweit
Auf uns herab in Gnaden.
Behüt' uns jetzt und alle Zeit
Vor Unfall und vor Schaden.
Richt' einem Jeden himmelwärts
Zu Lob und Preise Sinn und Herz,
Daß wir dir würdig danken.
Gieb unserm ganzen Bauergut
Mit Volk und Vieh darinnen
Zu jedem Werk gesundes Blut,
Daß wir es froh beginnen.
Halt' alle Krankheit von uns fern — — —.

Und nun sollte eigentlich kommen: „Hilf, daß wir treulich stets und gern nach deinem Willen leben;" aber meinem Knechte, demselben vierschrötigen Kerle, über den Du Dich bei Deinem letzten Besuche so freutest, daß sein kräftiger Baß in der Kirche die ganze Gemeine überschrie, mochte über dem Singen die poetische Ader aufgesprungen sein, und er extemporirte mit einer Stimme, daß wir andern wohl schweigen mußten:

Und segne unsern lieben Herrn
Und unsre Frau daneben.

Ich war recht gerührt und es paßte eigentlich gut, daß wir nun erst die paar Garben vom Wagen abzuladen, den Kranz wegzuhängen und dergl. zu thun hatten, ehe es zu Tische ging, denn sonst hätte ich gewiß nichts essen können. Hernach hat aber die Rührung dem Magen keinen Eintrag gethan. Was soll ich nun weiter von unserm Erntekranze sagen. Wir ließen's uns gut schmecken und nicht wie die Kühe und Pferde, sondern wir besannen uns dazwischen und sahen in die Höhe und sangen Dein Lied u. s. w. — — Meine Frau schickt Dir und der Frau Liebsten eine Probe von unserm Festkuchen mit. Wenn er Euch Städtern zu dick gerathen ist, so bedenkt, das es der Herr uns in diesem Jahre auch dick gegeben hat. Und nun Gott befohlen.

Dein rc.

das Lied sollst Du mir aber in Deinem nächsten Briefe eine ausführliche Beschreibung geben, wie der Erntekranz abgelaufen ist. Der Herr schenke Euch Allen Gesundheit und ein fröhliches Herz.

Wie immer Dein 2c.

Ein Lied,

zum Erntekranz zu singen,

nach der Melodie:

Nun danket all' und bringet Ehr'.

Brich aus, du Menschenherz, brich aus
In Lob und Preis und Dank,
Aus jedem Dorf, aus jedem Haus
Erschall' ein Lobgesang.

Der Segen ist nun eingebracht,
Wir ziehn zum Thor herein:
Der Herr hat alles wohlgemacht!
Ihm sei die Ehr allein!

Er gab uns wieder was er nahm,
Als im vergang'nen Jahr
Im Hagel er gefahren kam,
Der Herr, Herr, Wunderbar;

Daß eine lange Zeit der Noth
Auf Stadt und Lande lag,
Und überall der Schrei nach Brod
Aus bleichen Wangen sprach.

Wohl zagten und erbangten wir
Und hatten kein Vertraun:

Da ließ er heuer für und für
Sein Gnadenantlitz schaun.

Er schloß die Himmelsbrunnen auf
Und tränkte unser Land,
Gab Wärm' und Sonnenschein darauf,
Daß alles fröhlich stand.

Da schoß empor die junge Saat
Und wogte wie ein Meer,
Als käm' auf diesem Wogenpfad
Die Gnade Gottes her, —

Und käm' und käme ohne Maaß
Und ohne End' und Ziel; —
Das trunk'ne Auge übersah's
Und sah es nie zu viel.

Da wuchs es mit, das arme Herz,
Und wurde groß und weit;
Die Blicke flogen himmelwärts
Zum Herrn der Herrlichkeit.

Wohl bangte Manchem doch der Muth,
Er sah mit trübem Sinn
Auf jede neue Segensfluth
Mit Furcht und Zweifel hin; —

Doch Tag und Nacht und früh und spat
Und weit und breit umher,
Lag segnend über unsrer Saat
Das Auge Gottes her.

Das Wogenmeer ward still und weiß;
Der Schnitter zog ins Feld —

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
„Ist Keiner [illegible]
„Ob all der schönen [illegible]"

He, he, da steht ein armer Mann
Und sieht sein bischen Brennholz an.
Die Mutter hustet übern Kohlen,
Dem Jüngsten will sie's Süppchen holen.
Die Andern liegen noch im Neste,
[illegible] schlafen, das ist jetzt das Beste!

Husch, hauchst du ihm das Fenster an
Und hauchst ihm lauter Blumen dran,
Als wolltest du gar freundlich sagen:
Wer wird sich denn mit Sorgen plagen!
Es sprießen auch bei kaltem Wetter
Für fromme Herzen Freudenblätter.
Frisch auf! frisch auf! du armer Mann,
Der liebe Gott im Himmel droben
Hat auch für dich was aufgehoben,
Das glaube fest und halt' dich dran!

Frisch auf, mein Herz, und tritt herbei,
Du willst nur immer Lenz und Mai!

»Du lieber Meister Januar,
»Ich bitte dich um Eines sehr:
»Nimm in die Lehre mich ein Jahr!
»Mein Herz will lauter Sonnenschein,
»Und will noch gar so manches mehr,
»Und kann sich nur im Sommer freun.
»Lehr' ihm die Kunst, aus solchen Sachen,
»Wie Kummer, Sorge, Kreuz und Leid,
»In trüber, grauer Winterzeit,
»Sich schöne Freudenblümchen machen!« —

Der Hornung.

Im Jänner war ein Hirsch im Holz,
Der trug den Kopf gewaltig stolz;
Er hatt' ein stattliches Gehörn,
Deß freut' er sich und prahlte gern.

Im Hornung ward zu Muth ihm schlecht,
Ihm war's an keinem Ende recht.
Zuletzt stieß er sich ans Geweih:
Da brach das große Horn entzwei.

Des Hirschen Sippschaft ist nicht klein!
In's neue Jahr tritt mancher ein,
Und prunkt gar sehr mit dem Gehörn;
Ist Hornung jetzt; ich warnt' ihn gern!

Der März.

(Zum Frühjahrsanfang.)

Herr März! ich sag' es frank und frei,
Er hat sich heuer, meiner Treu,
Nicht sonderlich benommen!
Da ist sein ält'res Brüderpaar,
Der Januar und Februar,
Gelinder ja gekommen.

Das schneit und friert und friert und schneit,
Als wär' es eben Weihnachtszeit,
Statt mitten in der Fasten.

Zu pflügen gäb' es überall,
Doch steht der Gaul sich steif im Stall
Beim vollen Futterkasten.

Was wird aus unsrem Sommerfeld? —
Im vor'gen Jahr ist's halb bestellt
Um diese Zeit gewesen!
Wie wunderlich! Schnee vor der Thür,
Und im Kalender müssen wir
Den Frühlingsanfang lesen.

Doch, ohne Scherz! Wie mancher Mann
Sieht trüben Sinn's das Wetter an
Und macht verdächt'ge Mienen. — —
»»Was weißt du blödes Menschenkind,
»»Ob Sonnenschein, ob Schnee, ob Wind
»»Der Saat am besten dienen?««

»»Der Frühling zog wahrhaftig ein!
»»Mag es nun regnen oder schnei'n,
»»Das glaub' ohn Räsonniren!
»»Das Grübeln all' ist dummer Schnack:
»»So gieb dem Gaul den Futtersack,
»»Und laß den Herrn regieren!««

Der [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]
Ist dunkler noch geworden —
Die Sonne stieg empor.
[illegible] sich die Scharen
[illegible] gewesen waren
[illegible] schöner, als zuvor.

Der Winter wird geschlagen!
Des Waldes Vöglein jagen
Ihn aus der letzten Schlucht.
Er wirft sich in die Wellen,
Die Bäch' und Flüsse schwellen:
So stürmt er hin in wilder Flucht.

Drauf an dem Berggehänge
Entsteht ein froh Gedränge
Rings unter Baum und Strauch.
Schneeglöckchen läutet leise,
Gleich kommt nach Pförtnerweise
Heraus das Himmelsschlüßlein auch.

Flugs gehn im ganzen Lande,
Bis zu des Bächleins Rande,
Verschiedner Farb' und Art,
Doch all' aufs allerbeste
Geschmückt zum Siegesfeste,
Hervor viel tausend Blümlein zart.

Der Mai.

Durch frische Morgenlüfte steigen
Die mannigfachsten Jubelklänge:
»Ihr Vöglein auf den grünen Zweigen,
Wird euch die kleine Brust zu enge?« —
Auch mein Herz ist so voll, so voll —
Nur fehlen mir die süßen Weisen,
Wie ich es singen und sagen soll.

O, hätt' ich eure leichten Schwingen,
Auf Blüthenbäumen mich zu wiegen!
Ich söge, wie die Knospen springen,
Den ersten Duft in vollen Zügen;
Ich sög' ihn tief in meine Brust,
Und sänge von dem höchsten Zweige
Ein Lied in süßer, sel'ger Lust.

O, könnt' ich durch die lauen Lüfte
Mit ausgespanntem Fittig schweben:
Ich wollte Lenz und Blüthendüfte
In Wort und Liede wiedergeben! —
Mir schwellt das Herz, ich weiß nicht was, —
So streck' ich unter Blüthenbäumen
Mich in das tiefe, grüne Gras.

Hoch über mir durch lichte Blätter
Strahlt lieblicher des Himmels Bläue, —
Das tausendstimmige Geschmetter
Beginnt und wechselt stets auf's Neue. —
Der frische Duft vom Blüthenbaum,
Der Vöglein Sang, er wiegt mich leise
In süße Ruh', in sel'gen Traum.

Von Maiendüften will ich träumen,
Von einem neuen Frühlingsleben,
Wo über dieser Erde Räumen,
Von Licht zu Licht ich werde schweben.

Da sing' auch ich, von Lust durchglüht,
Von ew'gem Himmelsglanz umflossen,
Dem Herrn der Welt ein neues Lied!

O Maienzeit! du Zeit der Wonne,
Du Blüthenzeit der armen Erden,
Was wird erst in der Himmelssonne,
Was wird in Jesu Klarheit werden? —
Von Lust und Dank schwillt mir das Herz
Zu dieser Zeit — und dennoch blick' ich
In stiller Sehnsucht himmelwärts.

Der Juni.

Nun hängt der Drescher wohlgemuth
Den Flegel an die Wand,
Greift nach dem breiten Krempenhut
Und setzt die Sens' in Stand.

Am Samstag hat den letzten Schlag
Als Drescher er gethan;
Und Montag Morgens, noch vor Tag,
Hebt er als Mäher an.

Denn Klee und Gras und Gras und Klee,
Auf Wies' und Ack.rstück,
Wuchs längst schon mächtig in die Höh'
Und steht gar voll und dick.

Das hat der Juli uns gehalten;
Seht nur die Bäume an!
In manchen Farben und Gestalten
Hing er uns Kirschen dran.

Auch Stachel- und Johannisbeer',
Und was sich sonst noch beert,
In Busch und Garten rings umher,
Hat reichlich er bescheert. —
Doch lassen wir anjetzt die Beeren,
Nach Kirschen steht der Sinn;
Zu sehn, was eins wohl kann verzehren,
Ziehn wir zum Kirschberg hin.

Du lieber Gott! ein Kirschbaum steht
Doch gar zu prächtig aus!
Aus frischem, grünem Laube glüht
Es feuerroth heraus — — —
He da! 's giebt heut schon viele Gäste,
Setzt flugs euch um den Tisch!
Der Baum streckt drüber hin die Aeste
Und hält's hübsch kühl und frisch.

Nun Leutchen, langt nur tapfer zu,
Und blöde sei mir keins!
Geduld ihr Kinder! Mutter, du
Gieb jedem selber seins!
O wie das schmeckt und labt und letzet,
Und was das beste ist:
Gott hat so reichlich vorgesetzet,
Daß Arm und Reich von ißt.

Seht, Fränzchen sitzt mir ja so still!
Was der mal wieder hat?
Fritz, frag', ob er noch Kirschen will!
»Nein, Vater, ich bin satt.
Doch wollt' ich wohl um eins dich fragen,
Da saß ich just dabei:
Was hab' ich denn blos einen Magen
Und Händ' und Augen zwei?« — —

Der Franz giebt den Magister kund; —
Gott segne sein Genie!
Er geht den Dingen auf den Grund
Und fragt warum? und wie?
Indessen sieh, mein kluger Knabe,
Zur Speis' ist blos der Bauch;
Doch Glieder, die ich doppelt habe,
Sind zwiefach im Gebrauch.

Die Augen müssen, merk es schön!
Giebt's Gott uns so vollauf,
Auf beide, Gab' und Geber sehn,
Hinunter und hinauf.
Die Hände sollen, wenn den Segen
Sie zugelangt, sich fein
Andächtiglich zusammenlegen,
Drum gab sie Gott zu zwei'n.

Dazu sind zu dem einen Mund
Ja auch der Lippen zwei,
Die sprechen dann zu solcher Stund'
Ein still Gebet dabei —

Dann Fränzchen, wird der eine Magen
Nicht übermäßig satt,
Und kann es alles wohl vertragen,
Was er gegessen hat.

Der August.

Jetzt kommt dem Bauer nicht die Quer',
Er hat nicht Zeit zum Spaße!
Der Weltlauf kümmert ihn nicht mehr —
Zu Felde mit der Schnitter Heer
Zieht fröhlich er die Straße.

Ich strecke mit vergnügtem Sinn
Jetzt, in der Vesperstunde,
Da Zeit ich hab' und müde bin,
Ein wenig mich am Hügel hin,
Und schau' mal in die Runde.

O prächtig nimmt das Feld sich aus,
Das Herz muß sich ja freuen! —
Hier ziehn sich Schwade weit hinaus,
Dort Weizenstücke braun und kraus,
Da wieder Mandelreihen.

Und manches Kraut- und Kohlstück prangt
In frischem Grün dazwischen,
Und dort, wo just ein Fuder schwankt,
Blickt auch der Kirchthurm, grün umrankt,
Herüber aus den Büschen.

Und rechts und links, das Feld entlang,
Wie ist das Volk geschäftig!
Die Sense greift mit hellem Klang —
Es ist der Feierabendsgang,
Da schwingt sie Jeder kräftig.

Behüt' dich Gott! du Bauernstand,
Du Stand, der Alles nähret!
Er segne dir dein Vaterland,
Und gebe all'zeit dir zu Hand,
Was Herz und Muth begehret.

Ja, grüß dich Gott! du Bauersmann —
Wirst du mich jetzt wohl hören?
Der Feierabend hebt ja an,
Wir gehn mitsammen, lieber Mann,
So werd' ich dich nicht stören.

Sieh, Lieber, ferne von dir zwar,
Doch noch in preuß'schen Landen,
Ward heuer, Gott ist wunderbar,
Der Bauern Hoffnung ganz und gar
Durch große Noth zu Schanden.

Du hast wohl mit erschrocknem Muth
Die Zeitung schon vernommen —
Wie dort die große Wasserfluth
Auf Wies' und Feld, auf Hab und Gut,
Der Herr hat lassen kommen!

Da giebt es Jammer nun und Noth!
Bedenke doch — die Armen! —

Kein Klee und Heu, kein Korn und Brod —
Für Vieh und Menschen Hungersnoth —
Wen sollt' es nicht erbarmen?

Du lieber Bauer, sieh umher,
Wie deine Felder stehen —
Die Aehren sind so voll und schwer;
Bring' deinem Gotte Lob und Ehr'
Und laß dein Herz aufgehen.

Wir gehn da hinter'm Fuder drein —
Gott segne deine Garben! —
Laß nicht mein Wort vergeblich sein,
Gedenk' der armen Brüder dein,
Daß nicht einst du mußt darben.

Der September.

Ein Lied für die Kinder.

Willkommen Herbst, willkommen hier,
Zieh' ein in unsern Garten!
Wo schon seit einem Monat wir
Auf deine Ankunft warten.

Denn lange hat uns der August
Gewässert Mund und Gaumen.
Er gab, bei froher Erntelust,
Uns frühe Birn' und Pflaumen;

Doch erst seit du gekommen bist,
Giebt's Obst die Hüll' und Fülle.
Man kann's nicht zählen, was man ißt,
Der Mund steht fast nicht stille.

Drum, lieber Herbst, drum freuen sich
Wir, die wir Gärten haben,
Und theilen Andern brüderlich
Von deinen milden Gaben.

Die Aepfel hängen ja am Zweig,
Wie lauter Semmelreihen —
O, wer nur kommt, der esse gleich,
Daß er sich mit kann freuen!

Dann seh' er sich die Pflaumen an,
Wie sie die Aeste beugen —
Und esse, was er essen kann,
Als wären sie sein eigen.

Dort ist die Leiter angesetzt,
Den Birnbaum zu erlösen,
Mit großer Last ist ihm bis jetzt
Das Haupt beschwert gewesen.

Er giebt sie gern und willig her,
Hat sich ganz matt getragen; —
Uns macht sie weniger Beschwer,
Wir haben gute Magen!

Doch läßt vom allerhöchsten Ast
Sich mit der Hand nichts pflücken;

Drum hat der Vater ihn umfaßt
Und schüttelt — — deckt den Rücken!

Denn holterpolter, augenblicks,
Fällt rasselnd Birn' auf Birne. —
Lauf Fritz! — da liegt er überrücks
Und hat eins auf die Stirne.

Der arme Schelm ist wie im Traum —
Mußt' ihm der Schreck begegnen!
Geh' künftig unter'n Pflaumenbaum
Und laß dich da beregnen.

Da fällt's nicht hoch und thut nicht weh
Und prickelt nur so eben —
Doch sieh — er springt schon in die Höh';
Es geht nicht gleich an's Leben!

Ja, s'ist doch eine wahre Lust,
Wenn's Obst wird abgenommen!
Drum heißen wir aus voller Brust,
Dich, lieber Herbst, willkommen;

Wo uns mit so viel Huld und Treu
Der liebe Gott begegnet; —
Ja, lieber Herbst, willkommen sei
Und tausendmal gesegnet.

Und auf den Mittwoch Nachmittag
Bring' uns nur keinen Regen!
Wir waren neulich schon im Hag
Der Haselnüsse wegen.

Sie sind schon braun und thun sich aus
Und fallen ab beim Schütteln;
Zieht alle mit, zum Thor hinaus,
Mit Säcken und mit Knütteln,

Und schüttelt, schlagt und pflückt und brecht
Und knackt und lest und sammelt —
Beim Nüsseholen wird so recht
Nach Herzenslust gedammelt.

Der October.

Es geht durch's ganze deutsche Land,
Vom Rhein bis an der Oder Strand,
Ein allgemeines Klagen.
Von Grüneberg bis Nierenstein
Hängt in den Bergen saurer Wein,
Und alle Winzer zagen.

Nun ja — Wein ist ein edler Trank!
Gott schenk' ihn mir mein Lebenlang
So dann und wann zur Labe;
Doch daß es heuer keinen giebt,
Deß bin ich just nicht sehr betrübt:
Ich trinke, wie ich's habe!

Auch um die Keller großer Herrn
Zerbrech' ich mir den Kopf nicht gern,
Mag da ein Jahrgang fehlen;
Die Winzer thun allein mir leid,
Die können nun zur Winterzeit
Die guten Bissen zählen.

Ja, wer ihn baut, so pflegt's zu sein,
Der trinkt am spärlichsten den Wein;
Dies Jahr lehrt daran glauben.
Drum blick' ich so auf's Weinland hin,
So kommt mir immer in den Sinn
Ein Kraut mit andern Trauben.

Die wachsen nicht an schlankem Schaft,
Auf stolzem Berge kocht der Saft
Nicht in der Sonne Strahlen;
Nein, schlecht und recht, im Erdenschooß
Zieht sie ein niedrer Stengel groß,
Ohn' alles eitle Prahlen.

In jedem Land gedeihn sie gleich,
Und Reich und Arm und Arm und Reich
Begehrt davon zu speisen.
Sie nähren Jeden, der sie baut;
Drum will ich die Kartoffeln laut
In meinem Liede preisen.

Denn Gott sei Lob und Gott sei Dank!
Der solcher Trauben Ueberschwang
Uns heuer hat gegeben!

Und fehlt's dem Keller auch an Wein,
So schütten wir Kartoffeln ein,
Und wissen doch zu leben.

Ja, was noch mehr — der arme Mann
Ist bei Kartoffeln besser dran,
Die müssen mehr ihm frommen!
Er mästet sich damit sein Schwein
Und schlachtet's nach Martini ein:
Mag dann der Winter kommen.

Trinkt euren Wein, ihr großen Herrn!
Wir gönnen's euch von Herzen gern,
Bei unserm Speck und Schinken.
Wir danken Gott auch für das Bier,
Das wir, wie Wein zu Austern ihr,
Zu unsrer Mahlzeit trinken.

Der November.

Lenz und Sommer sind verflossen —
An den Zweigen, welk und matt,
Hängt, vom Herbstlicht übergossen,
Was im Frühling sich erschlossen,
Lebensmüde, jedes Blatt.
Und der Baum, in stiller Ruh,
Zählt der Erd' es wieder zu.

Lange könnt' ich hier noch stehen,
Zuzuschaun, wie gelb und roth,
In des rauhen Windes Wehen,
Lustig sich die Blätter drehen. —
Fröhlich ziehn sie in den Tod,
Weil, ob bald auch Schnee sie deckt,
Doch der Lenz sie wieder weckt.

Wie das welke Laub am Baume
Eine Zeit gegrünet hat,
Liebt und lebt, im Erdentraume,
In der Spanne Zeit und Raume,
Auch der Mensch sich müd' und matt.
Und wie Gras, wie dürres Laub,
Sinkt er nieder in den Staub.

Wie durch diese Blätter eben:
Fährt ein kalter Todeshauch,
(Ob sie's zu vergessen streben,)
Ewig durch der Menschen Leben,
Durch ihr buntes Treiben auch;
Bis der Tag daher wird wehn,
Wo die Todten auferstehn.

Mensch! das Blättchen, das dort gleitet,
Jetzt schon bei den andern ruht,
Hat sich ob der Frucht gebreitet,
Hat ihr süßen Saft bereitet,
Barg des Nachts die Vöglein gut;
Hat uns, bei des Sommers Brand
Kühlen Schatten zugesandt.

Und nun fiel's — doch nicht vergebens —
Hat als Blatt sein Ziel erreicht.
Mensch! siehst du das Bild des Lebens!
Fühlt dein Herz nicht leisen Bebens,
Was dir dieses Gleichniß zeigt?
»Welkes Laub am dürren Stiel!
Was ist deines Lebens Ziel?«

Der December.

Nun ward das Jahr zum alten Greis;
Hinschwindet seine letzte Kraft,
Die Locken werden silberweiß,
Es starrt und stockt der Lebenssaft.
Der letzte kommt von den zwölf Brüdern,
Gräbt ihm das Grab und bringt's zur Ruh;
Ich bin zu End' mit meinen Liedern:
Hört noch dem letzten freundlich zu.

Zwölf Brüdern ward vom Herrn das Loos,
Zwölfmal zu segnen jedes Jahr.
Sie ziehn das neugebor'ne groß,
Sie schmücken's schön und wunderbar;
Es bringt ihm Jeder andre Gaben,
Ein Jeder pflegt's in seiner Reih' —
Und hat's der Letzte still begraben
Ersteht's dem Ersten wieder neu.

Im Jänner liegt's, ein Kindlein schwach,
Mit weißen Betten zugedeckt;
Im Hornung hat es allgemach
Den Leib gedehnt und ausgestreckt;
Im März beginnt es sich zu fühlen,
Liegt nicht mehr auf dem Lager still;
An kecken, losen Kinderspielen
Vergnügt sich's weidlich im April.

Im Maien bricht es frei herfür
In voller, jugendlicher Kraft;
Im Juni sorgt es nach Gebühr,
Daß seine Kraft auch Nutzen schafft;
Im Juli wirkt es treulich weiter,
Als starker, lebenskräft'ger Mann;
Und im August hebt still und heiter
Sein goldner Erntesegen an.

Der Herbst trifft's rüstig noch und stark,
Er bringt ihm kerngesunde Kost;
Dem Greis durch das erstorb'ne Mark
Gießt der October seinen Most;
Dann, in November's trüben Tagen
Kommt es, von seinem schönen Lauf
Dem Herrn die Rechnung anzusagen;
Da geht die letzte Kraft ihm auf.

Der zwölfte Mond bringt's still zur Ruh. —
Ach, der ist wohl ganz freudenleer!
Dem Sterben sieht sich's traurig zu
Und vor dem Tode bangt uns sehr. —

O nein, o nein! die schönste Gabe
Kommt ihm zur allerletzten Frist;
Denn an des alten Jahres Grabe
Steht hoch und hehr der heil'ge Christ.

Drum, ob auch ernst des Todes Bild
Uns der December hat gebracht,
Dem Christen scheint er hell und mild,
Verklärt durch die geweihte Nacht.
Und jedes Kindlein nah' und ferne,
Und was noch kindlich liebt und gläubt,
Sieht kommen diesen Mond so gerne,
Der ihm der allerliebste bleibt.

Behüt' dich Gott, wer du auch bist,
Manch Jahr noch, lieber Leser mein!
Und einen schönen heil'gen Christ
Bescheer' er dir noch obenein.
Und alle Wünsche, die du hegest
Für deiner lieben Kindlein Schaar,
Und wen du sonst im Herzen trägest,
Die lass' er alle werden wahr.

Ich scheide jetzt; doch eh' ich geh',
Erbitt' ich dir noch eins vom Herrn:
Färbt auch dein Haupt der Winterschnee,
Ist auch dein Ende nicht mehr fern —
O dann, zum Schluß von deinen Tagen,
Dann komm' auch dir der heil'ge Christ
Und möge dich hinübertragen,
Da ewig Freud' und Wonne ist.

Ein Brief von Gottlieb,

in welchem er von seiner großen Reise Nachricht giebt.

St. den 6. Juli 1844.

Vetter, Du bist zwar in allen Stücken klüger als ich — aber Eins weiß ich jetzt doch besser als Du, nämlich, wie Einem zu Muthe ist, der seekrank wird. Du stutzest gewiß, und wunderst Dich, wie ich zu Schiff und Meer komme — und Du denkst wohl gar, ich habe einen Schalk im Nacken, und meine etwa ein Heufuder, auf welchem ich durch das hohe, weite Kornmeer gefahren bin, das draußen im Felde allüberall jetzt wallt und wogt, und ich sei vor Freuden krank und schwindlich geworden, als ich den Segen so übersehen. Nathanael, man könnt' es werden, denn unser Dörflein liegt jetzt wie eine Insel in diesem Meere der Barmherzigkeit Gottes — aber diesmal meine ich's doch anders, und spreche von dem ordentlichen Meere und von der wirklichen Seekrankheit.

Du weißt, daß ich schon lange damit umgegangen bin, meinen Schwager einmal zu besuchen, der vor 11 Jahren in's Pommersche gezogen ist, als ihm die Erbschaft von seines Vaters Bruder zugefallen war, und in dieser Pfingstzeit habe ich's denn nun auch mit Gottes Hülfe werkstellig gemacht.

Von meinem Schwager aber, und wie ich's in seinem Hause gefunden habe, will ich Dir ein andermal ausführlichen Bericht geben. In Stettin erfuhr ich, daß man jetzt mit dem Dampfschiffe in einem Tage um ein Billiges nach der Ostsee hin und zurück kommen kann, und da dachte ich, wer weiß, ob dir in deinem Leben die Gelegenheit noch einmal so geboten wird, und ließ mich flugs einschreiben.

Vetter, es haben schon viele Menschen die See beschrieben; auch erzählt, wie sie sich ausnimmt, wenn sie einer zum ersten Male sieht, und ich bin von jeher auf solche Beschreibungen ordentlich versessen gewesen — aber, es war doch noch ganz anders, als ich in Swinemünde den Schanzenberg hinaufgestiegen war, meine Augen aufhob, und nun der Blick über das kleine Fichtenwäldchen hinweg flog, und auf der weiten, offnen See ruhte. Es läßt sich das eben nicht beschreiben, und ich möchte nur immer, so oft ich dran denke, meine Mütze abnehmen, weil's mir drunter warm zu werden anfängt.

Darum will ich's auch bleiben lassen, Dir die See zu beschreiben; wenn Du wissen willst, wie's da ist, so mußt Du selbst hin, da kann ich Dir nicht helfen; aber ein Seestück sollst Du doch haben, von der Seekrankheit will ich Dir erzählen. Hinwärts kam ich ohne alle Beschwerlichkeit durch, und weil mir alles ganz neu war, stand ich nur immer auf dem Verdeck, und war so recht in

meinem Gott vergnügt. Auf den Tag fing der Wind an schärfer zu wehen, daß die Wellen hoch gingen, und so lange wir Passagiere am Seestrande herumliefen, war uns das gerade recht, denn wir konnten uns nicht satt sehen an den auf- und niederrollenden Wogen, liefen ihnen nach wie die Kinder wenn sie zurücksanken, und ließen uns wieder forttreiben, wenn sie heranschwollen. Auf der Rückreise aber wollte unsrer Vielen das Wellenspiel gar nicht mehr gefallen, denn als wir über das große Haff kamen, ging's da auch recht unruhig zu. Die Wellen waren zwar nicht so hoch und langgestreckt, als draußen auf der offnen See, aber kamen mehr stoß- und ruckweise, daß mir bald ganz wunderlich zu Sinn wurde, und auf unserm Verdeck sah es auch in Kurzem gar seltsam aus. Das Haff ist übrigens viel größer, als es auf der Landkarte aussieht, und wir und noch viel hunderttausend Andere hätten bequem Platz zum Ertrinken gehabt, ohne das es jemand gewahr geworden wäre, wenn uns Gottes gnädige Hand nicht glücklich hinüber geführt hätte.

Also, Vetter, wenn einer seekrank wird, so fängt's damit an, daß ihm erstlich so wabblich um's Herz wird, und zweitens fährt ihm eine Unruhe durch alle Glieder, daß er vor allen Dingen sich erst einen sichern Platz suchen möchte, auf dem er fest und ruhig sitzen, und die Dinge, die da kommen sollen, abwarten könnte. Das ist aber das

Allerschlimmste, daß auf dem ganzen Schiffe kein solches Plätzchen zu finden ist. Das geht immer Stoß auf Stoß und Ruck auf Ruck, und schwankt bald auf, bald nieder; bald liegt das Schiff auf der Seite, bald auf jener. Darüber wird einem nun immer schlimmer zu Muthe, ja bald so schlimm, wie sich's gar nicht beschreiben läßt. Ich behaupte, die Seekrankheit ist der trostloseste Zustand, den's nur geben kann. Wenn einer das Fahren nicht vertragen kann, und wird ihm auf der Post beim Rückwärtssitzen schlimm, so bleibt ihm doch noch immer der Trost, wenn's nicht mehr zum Aushalten ist, so steigst du aus, und gehst hinterdrein, kommst du nicht heut, so kommst du morgen. Aber was soll man auf der See angeben? Da ist nichts als Wellen und wieder Wellen, eine immer heftiger, als die andere, und das Schiff ein Spiel derselben. Man sitzt da, als wäre man nichts, so gar nichts, noch viel weniger, als der Schaum auf den Wellen, und doch ist einem so wehe, und doch wogt's und wirbelt's in einem herum, als trüge man das ganze Meer mit allen seinen Wellen im Leibe. Man denkt, es ist nicht möglich, daß du's noch fünf Minuten aushältst, und hat doch die Gewißheit vor Augen, daß es noch Stunden lang so fort gehen muß. Da ist keine Möglichkeit weder zum Aussteigen, noch zum Anhalten des Schiffes, die Maschine könnte wohl stehen bleiben, aber die Wellen und das Schwanken blieben ja doch dieselben.

Das ist der kläglichste Gedanke, den es geben kann, so völlig ohne Rath und Hülfe sich zu wissen. Das Herz im Leibe möchte sich dabei umwenden. Ich dachte, so muß einem zu Muthe sein, wenn die Seele aus dem Leibe soll. Auf der ganzen einen Seite des Schiffes saßen die Maladen, alle mit den Gesichtern über Bord. Wenn man da hinunter-sah, konnte man Mienenspiele gewahr werden, lauter Gesichter, jämmerlich und sehr entstellt. Die Fische haben an dem Tage ein Festessen gehabt, denn es waren allerhand niedliche Bissen verspeist worden. Man sagte mir, ich müsse nicht in die Wellen, son-dern auf das Schiff sehen, denn sonst würde es nur immer schlimmer. Das war zwar wahr, aber leider half mir das auf's Schiff sehen auch nichts, denn das schwankte ja ebenfalls mit allem was darauf war. Endlich kam ich darauf, weder auf die Wellen, noch auf das Schiff zu sehen, sondern drüber hinaus, wo man in weiter Ferne den Strand erblicken konnte, nach einem bestimmten Punkt am Ufer. Ich zwang mich, durchaus auf weiter nichts zu sehen, und stellte mir lebhaft vor, dahin geht's, und dort wirst du ankommen in wenigen Stunden. Das half am besten; ich vergaß Schiff und Wellen, und wurde wieder munter. Es dauerte gar nicht so sehr lange, so konnte ich schon wieder stehen und auf dem Verdeck umhergehen, und ich rieth nun mein Mittel noch manchen Anderen an, und es hat auch noch manchen Anderen geholfen.

Das, lieber Vetter, ist die Seekrankheit. So geht's uns Seefahrern! Du kannst wohl denken, daß ich noch manchesmal an die Parthie zurückgedacht habe, indessen habe ich auch noch weiter spekulirt. Weißt Du doch, daß wir zwei schon manche Stunde miteinander darüber geschwatzt haben, daß im Reiche der Natur so viele Begebenheiten Gleichnisse sind von Ereignissen im Reiche der Gnade, und weil ich nun einmal von uns Beiden zuerst das Glück gehabt habe, seekrank zu werden, oder vielmehr über See zu fahren, wollt' ich sagen, so mußt Du's mir schon zu gute halten, daß ich so meine einfältigen Gedanken darüber hier mit her setze. Ich meine nämlich, man kann auch noch auf andere Manier seekrank werden, als auf einem hölzernen Schiffe, wie es ja auch noch manches andere Meer giebt, als das, in dem die Wellen naß sind. Zum Exempel heißt's in der Schrift von dem Reichthum der Weisheit und Erkenntniß Gottes: »O welch eine Tiefe!« Das wäre ja gleich ein Meer. Dies meine ich aber jetzt nicht. In Gottes theuer werthem Worte kommen die Wasserwogen noch an manchen andern Orten vor, zum Beispiel in unserm Lieblingspsalm, dem 42., da heißt's: »Deine Fluthen rauschen daher, daß hier eine Tiefe und da eine Tiefe brauset, alle deine Wasserwogen und Wellen gehen über mich.« — Ich meine, Vetter, die Zeit ist ein Meer, und unser Leben fährt wie ein Schifflein drüber hin. Da ist das Wasser auch

bald hell und spiegelklar, bald gehen die Wellen der Trübsal hoch. Und wenn dann nun so Welle auf Welle herankommt, und das Schifflein bald steigt, bald sinkt und hin und her schwankt, da wird auch manchem gar wunderlich zu Muthe, und eine Unruhe fährt in alle seine Gebeine, daß er auch gerne einen festen und gewissen Ort hätte, an dem er sicher sitzen könnte. Sieht nun solch armes Menschenkind in die Wellen hinein, so wird ihm bänger und immer bänger um's Herz — die dehnen sich ja so lang und weit aus, er sieht kein Ende seiner Noth, er weiß nicht wie er hindurch soll — sieht er auf's Schifflein, auf sich, auf seine Kraft und Weisheit, auf die Mitreisenden, o, wie schwankt da alles hin und her — Menschen können uns ja keinen Trost geben! Darüber wird der Patient denn nun vollends trostlos und verzagt, und starrt vor sich hin, und alle Weisheit und Wissenschaft und Erkenntniß, die ihm früher so wohl behagte, die er hinunterschluckte, wie der Mund die guten Bissen, hält nun nicht mehr bei ihm Stand, es geht alles über Bord. Ach, und wenn dann nun eine gute Eigenschaft nach der andern, die man früher in sich zu haben meinte, herauskommt, wie sieht sie da so ganz anders aus, als vorher, und sie kommen alle heraus, ja, was man schon längst verdaut meinte, kommt noch einmal zum Vorschein, und der Mensch sieht so kläglich hinterher, und sitzt da, so nüchtern und so leer, und ist ihm so weh um's Herz,

und kein Mensch kann ihm helfen, bis er seinen Blick, über Schiff und Wellen hinweg, nach dem ersehnten Punkt am Strande richtet, nach der Gnade Gottes, die erschienen ist in Christo Jesu unserm Herrn. Und wenn er denn alles andere vergißt und fallen läßt, und unverwandt nach der hinschaut, so wird ihm auch geholfen, und das Herz wird wieder leicht und frei, trotz Wasserwogen und Wellengebrause.

Unser Leben ist eben wie so eine Schifffahrt auf dem Haff. Das Wasser ist groß, die Wellen gehen hoch, aber man sieht doch in der Ferne noch das Land. Noch ist die angenehme Zeit, das Himmelreich leidet Gewalt, und die Gnade Gottes ist erschienen allen Menschen. Wie's draußen auf dem offnen Meer werden wird, wo man nichts als Himmel und Wasser sieht, das steht erst noch zu erwarten. Die Seefahrer wissen, wie's in dem Lande jenseits des Wassers aussieht, und Columbus hat Amerika entdeckt; aber zu uns ist noch Keiner von dannen herübergekommen. Wohl dem, der auf dem Haff schon die Seekrankheit überwunden hat, wo das Auge den festen und sichern Ruhepunkt hat; ich denke mir, auf dem offnen Meere muß sie noch viel schrecklicher sein.

Doch ich kann zu meinem Briefe keinen so traurigen Schluß machen; darum will ich Dir noch in aller Eile von einer Merkwürdigkeit erzählen, von einem Bauwerke, vielleicht von dem größ-

ten, was ich je gesehen habe. Denke aber an keinen Dom, oder an ein Königsschloß. Ich meine die beiden steinernen Hafendämme in Swinemünde, die aus mächtigen Granitblöcken fast eine Viertelstunde in das Meer hineingeführt sind. Welch ein Gedanke schon, das Meer abzudämmen! Du mußt aber die Wellen dazu sehen, wie sie schäumen und wogen, dann erscheint Dir erst das Werk in seiner ganzen Kühnheit. Vetter, ich weiß wohl, unser Herr Gott hält das ganze Meer in seiner hohlen Hand, und er hat in seiner Macht manchem Bächlein ein Bett gegraben, vor dem sich die Swinemünder Hafendämme verstecken müssen, denke nur an die Roßtrappe und das Bodethal hier in unserer Nähe. Aber doch giebt es Menschenwerke, bei welchen ich staunen und bewundern muß, und mir fällt dann allezeit der Spruch ein: »Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.« So ging's mir auch, als ich auf den Molen, so heißen die Hafendämme, in das Meer hineinwandelte.

Für Deine Frau füge ich ein Schächtelchen voll Muscheln bei, die ich selber am Meere aufgelesen habe. Sie liegen dort so dick, daß man sie zusammen kehren könnte. Es ist doch aber recht merkwürdig, bei uns zu Lande ist das Wasser klein, und da sind die Muscheln groß, die man je zuweilen im Kiessande antrifft, dort am Meere sind sie [illegible] nicht größer, als eine Erbse oder Bohne! Doch

wie niedlich ist jede dieser kleinen Schaalen gebaut, und wie prächtig gefärbt! —

Ja wohl, Vetter, ist es wunderbar — das große, weite Meer wälzt seine gewaltigen Wasserwogen an den Strand, und läßt doch nur diese winzigen Dingerchen zurück. Aber sie liegen da, Jahr aus Jahr ein, als eine Predigt Gottes an die Menschen, und können einem das Herz stärken und erquicken, wenn man in das unermeßliche Meer hineinblickt, weil einem allemal bange wird, wenn man so gar kein Ziel und Ende vor sich sieht. Mir ist, als wollte der liebe Gott damit sagen: »Seht ihr Menschen, das ganze weite Meer vor euch, und alle Meere auf der ganzen Welt, sind vor meinen Augen doch nur, wie diese kleine Schaale voll Wasser, darum fürchtet euch nicht, und schaut, wie herrlich ich die kleine Muschel bereitet und geschmückt habe!« So hält's auch der liebe Gott immer! In der ganzen Schöpfung hat er dem Erhabensten überall das Unscheinbarste nahe beigelegt, und oft weiß man nicht, welches von beiden man mehr bewundern soll. Das ist aber alles geschehen zum Trost für unser armes Menschenherz. Die Muscheln am Seestrande kommen mir vor, wie das Moos auf den Felsenspitzen. Weißt Du wohl noch, wie wir im vergangenen Jahre im Bodethale ganz überwältigt waren, als wir unter den gewaltigen, himmelansteigenden Felsenmassen standen, und wie wir uns hernach freuten, als wir oben auf der höchsten Spitze

ein kleines Moosháufchen abnahmen, das mit seinen grünen Samenkapseln so freundlich und friedlich da stand, als hätte es eben nur eine niedere Strohhütte unter sich! Bei solcher Gelegenheit denkt sich's gut an den Spruch: »Ich, der Hohe und Erhabene, deß Name heilig ist, wohne in der Höhe, und im Heiligthum, und bei denen, die demüthigen und zerschlagenen Geistes sind.« Unser Herr Gott erhalte uns beide in der rechten Niedrigkeit und Demuth, aber er lasse uns wie ein Moos auf dem Felsen seines Heiles stehen, oder wie eine Muschel von dem Meer seiner Barmherzigkeit getragen werden. Amen.

In herzlicher Liebe Dein rc.

Ein Brief von Gottlieb

über einen Regen.

St. den 13. Juli 1844.

Lieber Vetter!

Hiermit füge ich Dir zu wissen, daß uns unser Herrgott nach langem Warten heute mit einem gnädigen Regen heimsucht. Seit einer Stunde regnet's in hellen Güssen und jetzt immer noch fort, daß das Land dampft. Ich bin schon zehnmal in den Garten gelaufen, zu sehen, wie alles sich in die Höhe gerichtet hat und frisch und fröhlich steht und möchte es immer wieder auf's Neue thun. Habe in meiner Jugend bei solcher Gelegenheit oft genug vor Freuden meinen Rock ausziehen müssen und mich beregnen lassen, und ich möchte es heute noch thun, wenigstens kann ich das Ab- und Zugehen nicht lassen. Aber da ist meine Alte hinter mir hergetrippelt gekommen, mit der Schürze über den Kopf, und hat mich beim Rockzipfel gefaßt und gesprochen: Bedenk', Vater, du bist kein Jüngling mehr, und der Sechzig näher als der Funfzig, was gilt's, du liegst mir morgen krank und hast's in der rechten Seite — und damit hat sie mich hereingezogen. Wie's denn so die Weiber machen! — aber sie haben manchmal Recht. Doch was soll ich nun

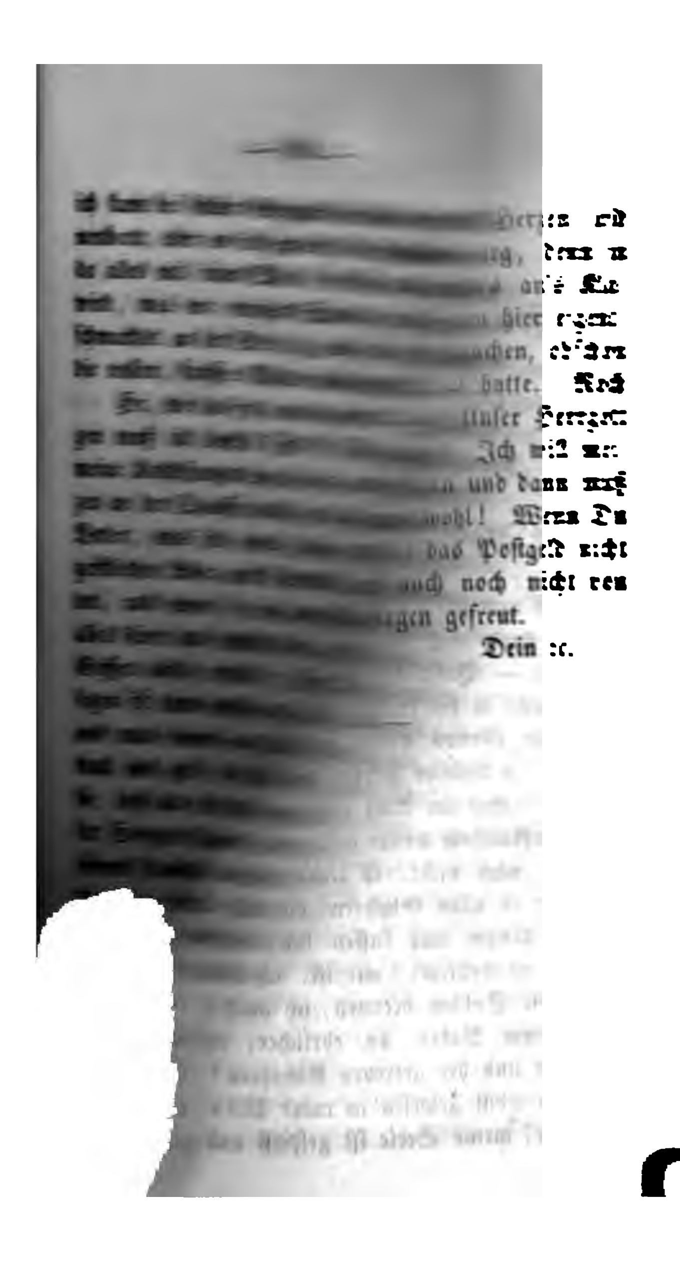
hier in der Stube anfangen? Den hundert und dritten Psalm habe ich schon durch, aber es regnet immer noch fort! — Ich weiß nichts andres, als ich setze mich hin und schreibe einen Brief an Dich, obgleich ich kaum erst einen abgeschickt, damit sich nur meine Freude so etwas ausweiten kann. Du mußt mir's aber nicht übel nehmen, wenn ich je zuweilen Papier und Feder liegen lasse und trete erst einmal ans Fenster und sehe dem lieben Wetter zu.

Ihr Städter wißt eigentlich gar nicht, was ein Regen ist! Wenn bei Euch unser Herrgott seine Brunnen aufschließt, so spannt Ihr den Paraplü auf, daß Euch kein Tropfen an den Leib kommt und geht wie die Nürnberger unter dem Regen weg. Dazu läuft's von Eurem Steinpflaster so rasch ab, als es gekommen ist und nach ein paar Stunden sieht kein Mensch mehr, daß unser Herr Gott dagewesen ist. Da ist's bei uns ganz anders. Wenn unser eins seinen Grund und Boden so ein dreißig, vierzig mal mit dem Saattuch überlaufen und den Segen Gottes eben so oft heruntergefahren hat, so ist er mit einer Scholle Land ordentlich zusammengewachsen. Wenn's dann dürre wird, oder geht ein acht, vierzehn Tage lang ein trockner, hagerer Wind, so geht das einem mit durch Mark und Bein, und man fürchtet sich einen Blick auf das liebe Ackerland zu thun und macht's fast wie die Pflanzen, die den Tag über den Kopf hängen, und alle Abend und Morgen, wenn's kühl und stille

ist, sich in die Höhe recken und zum lieben Gott um Regen betteln. Ja, Vetter, unsereins hat nur immer zu wehren, daß ihm sein Korn und Kraut nicht zu sehr an's Herz wächst und daß er nicht wird, wie der Hofemeister in Lerchenstedt, der zu seinem Herrn sagte: Gestern und ehegestern haben die Schleppendorfer drüben ihre 60 Morgen mit Dung befahren, das ist ein Mist, daß mir das Wasser im Maule zusammengelaufen ist. Davon wißt Ihr Stadtleute alles nichts. Was läßt denn die Erde bei Euch für allerlei grünes Kraut aufgehen, als etwa in dem halb Mandel Blumentöpfen im Fensterbrett, und die nehmt Ihr wohl gar bei einem Regen herein und meßt ihnen ihr Deputat mit der Gießkanne zu. — —

Meine Alte ist auf den Boden gestiegen, um Scherben unterzustellen, wenn es etwa hier und da durchsickert und unterdessen habe ich mich noch einmal in den Garten gemacht und mit meiner Feldhacke in den Gurkenbeeten gescharrt, wie tief der Regen schon gedrungen ist, aber es geht bereits über Hand und Daumen hoch durch, und es regnet immer noch. Vetter, es ist doch noch was ganz andres, wenn unser Herrgott die Gießkanne nimmt! Meine Mägde mögen wohl so sehnsüchtig nach Regen ausgeschaut haben, als der Salat und die Erbsen, denn sie haben in der letzten Zeit Abends tüchtig dran gemußt mit Wassertragen zum Gießen, weil ich das Zugemüse gerne durchbringen wollte, aber

das Gießen ist doch immer nur ein Nothbehelf; denn erstlich, einmal geregnet, ist besser als zehnmal gegossen, sagt eine alte Bauernregel, und zweitens kriegt so jedes Hälmchen und Gräschen auf meilenweit in der Runde beim Regen sein Theil so gut mit zugemessen, als die Levkojen und der Goldlack auf dem Paradebeete mitten im Garten. Die Pflanzen wissen's auch wohl, ob's ein Mensch ist, der da gießt, oder der liebe Gott, und wenn sie's einem auch danken und die Blätter in die Höhe heben, so kann man's doch am andern Tage gar bald merken, wenn die Sonne das Wasser aufgeleckt hat, daß es mit unserer Hülfe nicht weit her ist. Ich meine, die gehörige Vorbereitung fehlt, denn wenn so nach einem heißen Tage die Wolken am Himmel heraufziehen und den Sonnenstrahlen den Durchpaß verwehren, da merken die [illegible] schon, was kommen kann, und wenn dann der [illegible] ner grollt und die Luft sich abkühlt, so [illegible] in die Höhe, und wenn sich dann ein [illegible] aufmacht und durch die Bäume [illegible] Blätter flüstern, so regt's sich unten [illegible] zen auch, und der Wind [illegible] und sie flüstern mit [illegible] am Himmel und [illegible] dichter, und die [illegible] die Pflanzen [illegible] frischeres Herz [illegible] — und dann [illegible]



Gnade, aber ich will bei uns zu Lande doch lieber ein Holzbirnbaum an der Waldecke, mit dem Himmel über mir, als ein Pommeranzenstock in des gnädigen Herrn seinem Gewächshause sein. Wer noch keine Zeit der Dürre durchgemacht hat, weiß auch nicht wie wohl ein Regen thut, und deswegen gehöre ich eben so wenig zu den Leuten, die nur immer im Blumentöpfchen sitzen möchten, als zu denen, die, wenn der liebe Gott einmal seine Segensströme so ohne Maaßen herabschüttet, gleich hinter die Dachtraufe in's Trockne sich retiriren und meinen, es wird des Regens zu viel, wir sind dessen nicht werth. Was werth, oder nicht werth! Eben weil wir nichts werth sind, darum brauchen wir den Regen, und weil wir ihn brauchen, darum schickt ihn Gott, nicht weil wir ihn verdient haben. Darum Vetter, was Gott giebt und wie's Gott giebt, wenn wir nur auf Gottes Erdboden stehen und seine Sonne und seinen Himmel über uns haben. Er läßt wohl eine Trockniß kommen, daß unser Saft dürre wird, aber wir vertrocknen nicht, und das Wort: »So lange die Erde steht, soll nicht aufhören Frost und Hitze, Sommer und Winter« u. s. w. gilt wie von irdischen, so auch von himmlischen Dingen. — —

Jetzt läßt's nach. — Gott sei Lob und Dank für alle seine Gnade! Wenn's nur allerwegen hingekommen ist! Ich habe gehört, daß in etlichen Gegenden das Korn wegen der Dürre recht ver-

kommen sein soll. Sollte mir von Herzen leid thun; — doch ist's vielleicht nicht so arg, denn in der Regel nehmen die Bauern, wenn's an's Klagen geht, den Mund voll. Wir können hier eigentlich noch nicht viel Reden's darüber machen, obschon es auch bei uns lange nicht geregnet hatte. Noch steht alles fröhlich in Hoffnung. Unser Herrgott bescheere uns eine gesegnete Ernte! Ich will meinen 103ten Psalm noch einmal lesen und dann muß ich hinaus in den Garten. Leb' wohl! Wenn Du meinst, daß mein Brief diesmal das Postgeld nicht werth ist, so hast Du Dich auch noch nicht von ganzem Herzen über einen Regen gefreut.

Dein ꝛc.

Flick- und Stückwerk,

aus dem Tagebuche des Schneidergesellen **Franz Schwertlein** aus **Zittau**, sammt einigen Betrachtungen aus der Brieftasche des Tischlers **Ernst Tiefner** aus **Heiligenstadt.**

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

R., den 24. April.

Und nun soll's heißen: »Valet will ich dir geben!« wenn auch in anderm Sinne, als das schöne Lied sagt — Valet dem dumpfen Schneiderzwinger und hinaus in die frische, freie Morgenluft, wieder hinaus in Gottes weite, schöne Welt. Wie das Bächlein im Winter gefriert und hocken bleibt, wo's eben lief, aber im Lenz mit verdoppelter Wanderlust unaufhaltsam weiter eilt, gerade so geht es mir. Es läßt mich nicht, es leid't mich nicht, es zuckt und ruckt in allen Gliedern, die Lerchen singen, die Finken schlagen und lassen sich von Niemand das Fröhlichsein wehren; mir ist, ich dürfe auch nicht fehlen, die Sohlen brennen, ich muß fort.

Darum Valet, du ehrlicher, alter Zachäus, Valet dir und der getreuen Hausfrau! Es ist mir sonderlich wohl gewesen in eurer Mitte, ihr Stillen im Lande, meine Seele ist gespeist und getränkt an

eurem Glauben und an eurer Liebe — wenn auch ich einst zur Ruhe komme und ein ehrsamer Spieß-bürger werde, so müsse mein Haus sein wie eures, eine Stätte des Friedens.

Und Valet vor allem dir, die mich gehätschelt und gepflegt, Valet dir, tugendsame Jungfrau Maria, du verspätetes Veilchen aus dem Nachsommer ihrer zufriedenen Ehe. Wohl habe ich erkannt, daß in deinem gebrechlichen Leibe eine schöne Seele wohnt, deine stille ungeheuchelte Frömmigkeit hat mein Herz erquickt und nimmer vergesse ich drin — aber doch mußte eben das weite, weiße Leichentuch über alle Herrlichkeit draußen gedeckt sein, wenn ich bei deinen schwindsüchtigen Phantasieen auf dem alten, schnarrenden Clavier den lauten Jubel in Feld und Wald vergessen sollte. Nimm mir's nicht übel, draußen ist's doch schöner! Der den geheimnißvollen Zug in die Brust der Vöglein gepflanzt hat, nach welchem sie kommen und gehen, wandern und Wohnung machen, der heißt auch mich ausziehen, ich muß fort, Valet, Valet! Die blauen Berge winken mir zu. Ich habe nicht Rast, ich habe nicht Ruh; muß wandern im leichten, fröhlichen Sinn, bergauf und bergab, bald her und bald hin: Laßt mich hinaus in das Weite! Eure Liebe sei mein Geleite.

»Herr, mein Gott, ziehe mit mir, und ob ich wohl gar zu fröhlich die Schwingen rege, wie ein Vöglein nach langer Haft, so lasse mich doch nicht

aus deiner Hand, führe mich nach deinem Rath, und nimm mich endlich mit Ehren an!«

L., den 30. April.

Zwanzig Meilen liegen nun bereits zwischen mir und meinem stillen Winterquartiere, aber ich kann mich noch immer nicht satt wandern. Ich laufe und werde nicht müde.

Das macht, ich bin noch nie mit so glänzenden Aussichten ausgezogen. Bin ich doch wie ein Hamster gewesen in umgekehrter Manier, das heißt, ich habe den ganzen Winter gesammelt, um nun im schönen Sommer von meinem Vorrath zehren zu können. Habe ich mir nicht gar manches Stück Zeug geschafft, und über dies alles, habe ich nicht in den schlechten Zwilch um meine Lenden vier blanke Silberlinge genäht, in jegliches Viertheil einen?

Du liebe Zeit, was kann nicht ein Handwerksbursch mit vier Thalern alles anfangen, zumal ein Schneider, von dem es sprüchwörtlich geworden ist, daß er mit viel weniger auskommt, als ein gewöhnlicher, hausbackener Mensch! Welche lachende Zukunft öffnet sich vor meinen Blicken! O glückliche Zeit des Gesellenlebens! Ich verachte die Eisenbahnen, die stolz daherfahren wie ein Dampf, und bedaure die Menschen darinnen, die in elender Knecht-

schaft von Land zu Lande geschleppt werden und sehen Gottes schöne Welt nur durch das enge Wagenfenster, wie die gemalte Landschaft im Guckkasten.

Wie viel besser hab' ich's dagegen! Wenn ich so dastehe, das Angesicht nach dem schönen Süden gewendet, so schaut nach allen vier Himmelsgegenden ein silbernes Auge meines Sparpfennigs, und jegliches zeigt nach seiner Richtung meinem Geiste einen viele Meilen langen Weg in die schöne Welt hinein, den es mir bahnen will, und alle Striche der Windrose dazwischen sind auch mein. Und also soll's denn auch geschehn. Ich kann jetzt noch keine Arbeit nehmen, ich bin zu reich! Nach Süden will ich wandern, bis die Südseite des Gürtels geleert ist, dann schwenke ich nach Osten, messe den Nord und kehre mich endlich nach Westen, dem Abend, dem neuen, stillen Winterquartiere entgegen.

Ich komme mir vor wie ein großer Herr. Vier Thaler im Seckel eines Handwerksburschen sind wie die vier Räder an seiner Staatskarosse. Mein Stock spielt den Kutscher, mein Ranzen den Jäger hintenauf. O fröhlicher Stand! Nach Norden und Süden, ohn' alles Ermüden, querüber das Ränzchen, zieht lustig das Fränzchen weithin durch das Land.

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

Herr mein Gott, o wie lange! Deine Hand liegt schwer auf mir — aber ich murre nicht, meine Seele ist stille zu dir. Deine Gnade hat mir das Zuchthaus zu einer Segensstätte gemacht, daß ich erkannt habe den Schaden meiner Seele und das Heil, welches da steht in Vergebung der Sünden — auch meiner schweren Schuld. Nein, jenes Haus war kein Ort der Strafe für mich; meine Seele ist frei geworden in den düstern Mauern. Soll nun dies unstäte, flüchtige Leben die Sühne sein — Herr, wie du willst — aber vergieb, wenn ich, wo die Wellen mir über das Haupt schlagen, schwanke und zage, und laß die Anfechtung so ein Ende gewinnen, daß ich es möge ertragen.

Wenn sich nur eine mitleidige Seele über mich erbarmen wollte! O fände ich jetzt Arbeit in irgend einer Werkstatt, wie wollte ich fleißig sein von früh bis Abend; aber vergebens poche ich an die Thüren, Niemand mag es mit dem entlassenen Sträflinge versuchen. Und auf den Herbergen, unter den Handwerksburschen, wenn ich das wüste, gottlose Treiben mit ansehen muß, ach dasselbe Treiben, das mich in das Verderben gestürzt hat — und wenn mir das Herz dann brennt, dazwischen zu treten und den Brüdern zu zeigen, auf welchem

Wege sie wandeln, dann empfängt mich frecher Spott und Hohnlachen. Von dem Zuchthäusler will Niemand ein Wort der Ermahnung hören, und ich schleiche hinaus in die stille Nacht und weine meine bittersten Reuethränen und habe Niemand, vor dem ich mein Herz ausschütten kann, als dich Herr, mein Heiland.

O du Allbarmherziger, ich danke dir, daß du mich gedemüthigt hast — aber zerbrich das zerstoßene Rohr nicht ganz, richte mich wieder auf und erquicke meine Seele nach deinem Wort.

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

M., den 15. Mai.

Seit gestern habe ich einen Reisegefährten.

In der Herberge zu A. war ein wildes, wüstes Treiben. Es wurde getanzt, gespielt und gelärmt die ganze Nacht hindurch. Ich hatte aus Menschenfurcht wieder einmal den Spruch vergessen: »Stellet euch nicht dieser Welt gleich«, konnte es aber nicht lange aushalten, schützte Müdigkeit vor und schlich mich still hinauf unter's Dach. Der junge Gesell mit dem bleichen, schwermüthigen Gesicht und dem abgetragenen Kleide, der an nichts Theil nahm, und von dem ich schon unten in der Wirthsstube die Blicke nicht wenden konnte, lag bereits auf der

Streu, wie's schien im festen Schlummer. Ich konnte nicht einschlafen, verhielt mich indeß still, um meinen Kameraden nicht zu stören. Allein auch er schlief nicht, denn nach einer Weile erhob er sich, ging ein weniges hin, knieete nieder, betete lange, lange, und so inbrünstig, daß ich ihn weinen und mit Gewalt ein lautes Schluchzen unterdrücken hörte.

Ich dachte an das Wort Davids: »Ich schwemme mein Lager mit Thränen.« Ach Herr, ich spreche wohl auch meinen Morgen- und Abendsegen, aber von solchen Gebeten weiß ich noch wenig zu sagen. Von drunten schallte der wüste Jubel herauf, und übertönte zuweilen sein stilles Weinen, — ich hatte eben an dem tollen Lärm mit Theil genommen, — mir fiel meine liebe, fromme Mutter ein, — meine Seele erregte sich in mir, ich hätte mögen aufstehen und neben ihm niederknieen, und weinte still mit.

Endlich kehrte Jener zurück, und legte sich wieder an meiner Seite nieder. Ich that, als erwachte ich, und gab mich mit ihm ins Gespräch. »Es ist ein seliges Erkennen«, heißt es in einem schönen Liede. Wir auch erkannten uns, daß wir einem Ziele zuwanderten. Ich bot ihm an, daß wir miteinander reisen wollten. Mit heftigem Weinen erzählte er mir, daß er ein entlassener Sträfling sei.

Soll ich es leugnen, daß ich eine Weile stutzig wurde? Ich schäme mich meines Hochmuths. Ist nicht die ganze Welt ein großes Zuchthaus? Steht

nicht geschrieben: »Er stäupet einen jeglichen Sohn, welchen er annimmt?« Was bin ich gegen seine Buße, seine Reue, seinen Glauben, seine Liebe! Ich habe noch wenig Zuchthauserkenntniß gelernt.

Ich bat meinem Freunde mein Unrecht ab. Seit gestern wandern wir zusammen.

G., den 19. Mai.

Er sandte seine Jünger je zween und zween! — Wozu er das jetzt an mir thut, weiß ich noch nicht, ich werde es wohl hernachmals erfahren — aber meine Seele ist gebunden an diesen Mann.

Gerechter Gott, sechs Jahre Zuchthaus! Sechs träge Winter — jede lange Nacht allein in der Zelle, ohne Licht, ohne Schlaf, umgeben nur von den Schreckbildern des erwachten Gewissens. Und am Tage in Gesellschaft von denen, die in gleicher Verdammniß sind. Aber strenges Schweigen ist der Zunge geboten, und wo doch heimlich geflüstert wird, da sind es schandbare Worte und Narrentheidinge. Und sechs Mal ist es Frühling geworden, aber wenn es die Lerche nicht verrathen hätte, die kalten düstern Mauern hätten es sicher verschwiegen.

Er hat im Trunk bei einer Schlägerei auf dem Tanzboden einen Kameraden auf das Haupt getroffen, und dieser ist an der Verletzung gestorben.

Flick- und Stückwerk,

aus dem Tagebuche des Schneidergesellen **Franz Schwertlein** aus **Zittau**, sammt einigen Betrachtungen aus der Brieftasche des Tischlers **Ernst Tiefner** aus **Heiligenstadt**.

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

R., den 24. April.

Und nun soll's heißen: »Valet will ich dir geben!« wenn auch in anderm Sinne, als das schöne Lied sagt — Valet dem dumpfen Schneiderzwinger und hinaus in die frische, freie Morgenluft, wieder hinaus in Gottes weite, schöne Welt. Wie das Bächlein im Winter gefriert und hocken bleibt, wo's eben lief, aber im Lenz mit verdoppelter Wanderlust unaufhaltsam weiter eilt, gerade so geht es mir. Es läßt mich nicht, es leid't mich nicht, es zuckt und ruckt in allen Gliedern, die Lerchen singen, die Finken schlagen und lassen sich von Niemand das Fröhlichsein wehren; mir ist, ich dürfe auch nicht fehlen, die Sohlen brennen, ich muß fort.

Darum Valet, du ehrlicher, alter Zachäus, Valet dir und der getreuen Hausfrau! Es ist mir sonderlich wohl gewesen in eurer Mitte, ihr Stillen im Lande, meine Seele ist gespeist und getränkt an

eurem Glauben und an eurer Liebe — wenn auch ich einst zur Ruhe komme und ein ehrsamer Spieß-bürger werde, so müsse mein Haus sein wie eures, eine Stätte des Friedens.

Und Valet vor allem dir, die mich gehätschelt und gepflegt, Valet dir, tugendsame Jungfrau Maria, du verspätetes Veilchen aus dem Nachsommer ihrer zufriedenen Ehe. Wohl habe ich erkannt, daß in deinem gebrechlichen Leibe eine schöne Seele wohnt, deine stille ungeheuchelte Frömmigkeit hat mein Herz erquickt und nimmer vergesse ich drin — aber doch mußte eben das weite, weiße Leichentuch über alle Herrlichkeit draußen gedeckt sein, wenn ich bei deinen schwindsüchtigen Phantasiren auf dem alten, schnarrenden Clavier den lauten Jubel in Feld und Wald vergessen sollte. Nimm mir's nicht übel, draußen ist's doch schöner! Der den geheimnißvollen Zug in die Brust der Vöglein gepflanzt hat, nach welchem sie kommen und gehen, wandern und Wohnung machen, der heißt auch mich ausziehen, ich muß fort, Valet, Valet! Die blauen Berge winken mir zu. Ich habe nicht Rast, ich habe nicht Ruh; muß wandern im leichten, fröhlichen Sinn, bergauf und bergab, bald her und bald hin: Laßt mich hinaus in das Weite! Eure Liebe sei mein Geleite.

»Herr, mein Gott, ziehe mit mir, und ob ich wohl gar zu fröhlich die Schwingen rege, wie ein Vöglein nach langer Haft, so lasse mich doch nicht

in fernem Lande wollte ich sterben im Dienste dessen, der mich wie einen Brand aus dem Feuer gerissen hat.

Aber ich war zu kühn. — Der Herr spricht: »Laß dir an meiner Gnade genügen!« Hinter dem Mord, auch dem unabsichtlichen, geht auf Erden der Fluch her: »Unstät und flüchtig soll dein Fuß sein!« Genug, daß er mich droben zur Ruhe bringen will.

Und doch spricht David im Psalm, da er den Urias erschlagen, nachdem er sich gedemüthigt: »Ich will die Uebertreter deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu dir bekehren.« — — Herr, Herr, laß meine Seele stille sein zu dir!

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

O., den 28. Juni.

Das Reisen zu zween ist zwar vergnüglicher, aber doch etwas kostspieliger. Von meiner Staatskarosse bin ich bald zur dreiräderigen Dräsine heruntergekommen, habe mich nur ein weniges auf dem gemeinen Postkarren umgesehen, und seit einigen Tagen ist auch mein letzter Silberling in Münze verwandelt. Wer nun meine Beinkleider stiehlt, hat eine getäuschte Hoffnung mehr zu beklagen! Doch hab' ich alle meine gesunden Gliedmaßen noch, und

bin guter Dinge. Mein Seckel ist die weite Welt! Ich schau', gebricht es mir an Geld, die Vögel unterm Himmelszelt, und hab' mein Sach' auf Gott gestellt. — Mein Name ist Schwertlein; der Stock ist mein Pferdlein, so geht's in die Welt 'nein.

Mein Reisegefährte wird mir von Tage zu Tage lieber. Er ist jedenfalls ein philosophisches Genie und hat Anlage zu einem Gelehrten. Dazu mögen wohl die langen, einsamen Nächte im Zuchthaus beigetragen haben. Lieber Gott, was läßt sich in der Zeit alles ausgrübeln! Aber, hu, hu, mich überläuft's eiskalt. Ich denke mir, in solchem Falle muß einer entweder ein philosophischer Tiefdenker werden, und wenn's auch nur auf Spitzbübereien wäre, oder er wird stumpf und dumm. Was aus mir geworden wäre, weiß ich nicht. Ich glaube, ich bin wie eine Wachtel, ich hätte mir im Käfig den Kopf eingestoßen.

Wenn ich Anlage zur Philosophie hätte, so hätte ich längst einmal ausgeklügelt, wie's zugeht, daß ich von diesem Manne nicht lassen kann, trotzdem unser Sinn so grundverschieden ist. Wir sind beide voll bis zum Ueberlaufen; aber ich vor Fröhlichkeit, er vor Trauer und Schwermuth.

Gestern haben wir Robinson gespielt. Reine Wäsche nämlich ist von je her meine Passion gewesen. Meine liebe Mutter gab mir als eine Reiseregel mit auf den Weg: »Halt auf reine Wäsche und ganze Schuh, denn darauf sieht man bei einem

Handwerksburschen zu allererst,« oder, wie ich mir den Spruch in ein Reimlein gesetzt: »Hemd rein, Schuh ganz, hilft durch die Welt, Franz!« — Also, es war gestern drückend heiß, ich hatte meinen Rock ausgezogen und wurde dabei an meinen Spruch erinnert. Wir kamen an einem stillen Wasser vorbei und beschlossen zu baden. Dabei wusch jeder seine beiden Hemden und wir wollten so lange im Wasser bleiben, bis sie wieder trocken wären. Aber entweder war bei Robinson die Luft noch heißer zum Trocknen, oder das Wasser war wärmer, daß sich's länger drin aushalten ließ, ich fror bei zwanzig Grad Wärme, unter uns gesagt, wie ein — Schneider. Ja, ich habe mich in meines Handwerks Namen vor dem Tischler geschämt, denn dem schien's besser zu bekommen.

Hinterher hielten wir offne Tafel. Frisch Brod und delikate Kirschen, und da habe ich mein Handwerk wieder zu Ehren gebracht, denn ich habe gegessen wie ein Grobschmied.

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

D., den 30. Juni.

Wieder vergeblich an alle Thüren angeklopft — die große, weite Stadt mit den vielen Werkstätten hat doch keinen Platz für mich. Wir sollen

nicht sorgen für den andern Morgen, ach jeder neue Tag mit seiner Last erdrückt mich ganz. Dem treuen Gefährten darf ich meinen Kummer nicht klagen, er thut ohnedies zu viel an mir. Meine Kleidung reißt immer mehr ab, seine fleißige Nadel vermag sie kaum noch zusammen zu halten. Und soll es denn immer so fort gehen? Soll ich mich wie ein schweres Bleigewicht an seinen leichten, fröhlichen Schritt hängen! Soll ich ihm seinen Sparpfennig aufzehren! Und wenn er so viel Geld hätte, warum schafft er sich keine neue Wäsche an? Er sagt, er wolle nicht so schwer tragen. —

Schwer tragen! Was ist schwer? — Sechzig Pfund auf dem Rücken eines Handwerksburschen sind es nicht, wenn eine freie, lachende Zukunft vor seinen Blicken offen liegt. Aber mein Weg ist schwer. — Meine Sünde ist mir wie eine schwere Last zu schwer geworden! Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens gewesen. Ja die Sünden meiner wilden, wüsten Jugend liegen schwer auf mir! O, ich habe Stunden, wo ich zweifele, ob sie mir auch wirklich vergeben sind; ob nicht ein bloßer Wahn meine stille Seligkeit im Zuchthause war — ob nicht Fieberhitze, aufgeregte Phantasie mich in den Worten des Predigers einen falschen Frieden finden ließ; ob ich nicht umhergehen muß, nicht blos gebrandmarkt an der Stirn, sondern auf dem Herzen den schweren Fluch der unversöhnten That. —

Ich möchte zurück ins Zuchthaus, zurück in meine einsame Zelle. — Wenn ich Wärter werden könnte in den Mauern, die jedem Andern unheimlich scheinen, wenn mir der niedrigste Dienst im Hause anvertraut würde, wie sollte es mir eine Stätte des Friedens sein! Dann dürfte ich meinen Mund weit aufthun gegen die Unglücklichen um mich her — ach viele büßen ja um minder schwere Schuld als ich — o, wie sollte mir das Herz aufgehen in heißer, brünstiger Liebe — aber, wer mag den entlassenen Sträfling zum Hüter über die andern setzen, und wenn man es thäte, welcher Gefangene würde auf mein Wort achten, da sie mich alle kennen und meine Schuld. Also zurück möchte ich in meine einsame Zelle! — O, wie viel seliger war ich in derselben, als hier in der Welt, die mich von sich stößt. Zurück in den Kerker, oder weit, weit fort in ein fernes Land. Aber ich kann nicht fort. Meine Füße sind gefesselt an den Boden dieses Vaterlandes, das doch kein Herz mehr für mich hat. Und ob ich fort könnte, ob mich die Füße auch weit hinweg trügen, wer will sich des zerlumpten Bettlers annehmen?

Herr, vergieb mir mein Murren! Du hast mir die treue Seele zugeführt, die noch bis jetzt nicht von mir gelassen hat — deine Hand ist nicht zu kurz geworden — Herr, ich warte auf dein Heil!

Aus Franz Schwertleins Tagebuche.

H., den 10. Juli.

Was ist dir, Schwertlein! Warum betrübst du dich und hängst den Kopf wie eine Herbstblume, die der Frost getroffen? Weil du sie verloren hast, die treue Gefährtin deiner Jugend? Weil deine Zier, deine Freude, deine Krone dir vom Haupte, oder richtiger aus der Westentasche gefallen ist? Hat nicht schon der weise Salomo gesprochen: «Alles ist eitel!» Muß nicht die Welt vergehen mit ihrer Lust! Steht nicht geschrieben: »Wer Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Weib oder Kind mehr liebt, als mich, der ist mein nicht werth!» — Und du willst um einer schäbigen Uhr willen solch Aufhebens machen?

Zwar, wenn ich bedenke, wie sauer sie mir geworden ist, wie manche Nacht ich durchwacht habe, bis ich sie erobert — (ich konnte in Wahrheit von ihr sagen: daß du so schön bist, habe ich meinem eignen Leichnam abgebrochen) — wenn ich bedenke, wie wenig ein Handwerksbursch eigentlich hat, was er wirklich sein nennen kann, so finde ich es recht bitter, wenn er sich von dem Wenigen, was er hat, noch trennen soll, wenn er — — Franz Schwertlein, besinne dich, du bist doch, bei Lichte besehen, nichts weiter, als ein elender, hochmüthiger Schneider. Ich schäme mich dein, gemeine Seele! Machst ein Lamento um deine Uhr, und vor hundert Jahren hat noch kein Mensch eine getragen. Bist du besser,

als deine Väter! Blicke deinem Kameraden ins Angesicht, statt auf das Zifferblatt deiner Uhr. Siehe wie künstlich und fein ist ein Mensch bereitet. Sollte um eines schlechten Uhrwerks willen ein Menschenkind darben? Nun und nimmermehr.

Freilich habe ich sie um ein Billiges hingeben müssen, aber es ist besser, wenig mit Gerechtigkeit, denn groß Einkommens mit Unrecht. Also lustig und guter Dinge! Für etliche Zeit haben wir wieder zu leben. Natürlich, der Bruder Schwermuth darf nicht wissen, wo das Geld herkommt, beileibe nicht. Darum habe ich meinen Nähring an das Uhrband geknüpft, wenn's nicht etwa halb und halb aus Hochmuth geschehen ist, daß die Welt denken soll, ich trage noch eine Uhr.

Was aber endlich werden wird — nun, darüber will ich mir Gedanken machen, wenn ich des Geldes für die Uhr los und ledig bin. So viel steht fest, verlassen darf ich den Tischler nicht und sollte ich den Rock verkaufen müssen und in Hemdärmeln weiter laufen. Ich kann auch nicht eher Arbeit nehmen, bis ich ihn untergebracht weiß, obschon es mir in dem schönen L. gut genug geboten wurde.

Manchmal zerbreche ich mir den Kopf, ob dem Armen nicht auf irgend eine andere Weise zu helfen wäre; denn auf sein Handwerk muß er in Wahrheit betteln gehn. Ich zittere, so oft unsere Wanderbücher visirt werden müssen, daß man uns sans façon nach Hause schreibt, denn wir laufen ja schon über

die gesetzliche Zeit. Dreimal habe ich uns bereits losgebettelt, aber auf die Länge hilft das doch nicht mehr. Und dann müßten wir uns ja doch trennen! Nun, unser Hergott hat sicher noch Rath, und hat auch gewiß etwas Sonderliches mit diesem vor, deß tröst' ich mich und will mich nicht um den Segen bringen, es mit ansehen zu können. Also wir bleiben ungeschieden, bis es per Ordre geschehen muß.

Doch um noch einmal auf meine Uhr zu kommen; — weil ich nicht blos ein gemeiner Schneider, sondern zugleich eine Art poetischer Kleidermacher bin, kann ich nicht anders schließen, als mit einer Elegie auf die Unvergeßliche. Ich könnte anfangen, mich an das Mantellied anlehnend: »Du hast so manche liebe Nacht, mit tick und tack und tack und tick, getreu an meinem Bett gewacht« — doch das wird zu herzbrechend, da halt' ich's nicht bei aus. Also: »Fragt mich nun eins: Was ist die Uhr? So zieh' ich keck an meiner Schnur, und wer vom Nähring just nichts weiß, der denkt, es ist ein Uhrgehäus'.« „„Ei, Schneiderlein, dein' Uhr ist klein! Ich seh' ja dran kein Zifferblatt; sag' an, wer's dir gestohlen hat?““ „Und mancher denkt in seinem Sinn, was ich ein stolzer Schneider bin!„ — Der Schluß kann wiederholt werden.

J., den 13. Juli.

Vergieb mir, Bruderherz, daß ich zum Schleicher geworden bin. Aber gesegnet die Stunde, da ich heimlicher Weise deine Herzensergießungen aus der Brieftasche gelesen habe. Denn nun ist's mir plötzlich klar geworden, wo du zu Ruhe kommen sollst, und was der Herr mit dir vorhat. Missionar mußt du werden! Wenn einer dazu paßt, so bist du's. Und was ich dabei zu thun habe, das wußte ich auch gleich. Ich habe an das Comité nach B. deinetwegen geschrieben. 'S ist freilich nur ein schlechter Brief, aber unser Herrgott kann mit wenig viel ausrichten. Und habe ich nicht vor zwei Jahren in B. gearbeitet? Bin ich nicht oft genug beim Jünglingsverein im Missionshause gewesen? Kenne ich nicht ihrer etliche der Zöglinge? Hat mich nicht der Inspektor sogar nach meinem Namen gefragt? Warum sollte ich also nicht an das Comité schreiben können?

Ich setze aber Abschrift von dem Brief in dies Büchlein, und die Antwort soll auch mit hineinkommen, zum Andenken für die kommenden Geschlechter der Schwertleins. Mein Herz sagt mir, die Antwort muß bejahend ausfallen. Mein armes Brieflein aber lautet:

»Hochehrwürdige Herren!

Ew. Hochehrwürden wollen nicht für ungut nehmen, wenn ich, der Schneidergesell Franz Schwertlein aus Zittau, so frei bin, auf meiner Wander-

schaft eine demüthige Bitte an Dieselben zu richten. Ich bitte aber nicht für mich, sondern für meinen Kameraden. Was nun das Herkommen dieses Kameraden anbetrifft, so müssen Ew. Hochehrwürden dabei an das Sprüchlein denken: »»Wir sind allzumal Sünder,«« denn er kommt geraden Weges aus dem Zuchthause. Aber Ew. Hochehrwürden erschrecken nicht, denn ob ich schon ehrlicher Leute Kind bin und mein Vater seiner Zeit Schöppe gewesen ist, so rechne ich mir's doch zum besondern Ruhm, mit diesem besagten Tischler Ernst Tiefner aus Heiligenstadt nun schon fast über 8 Wochen zusammen gewandert zu sein. Ew. Hochehrwürden sollten nur wissen, wie schwer die Hand des Herrn auf ihm liegt, und wie er seinen Herrn Jesum lieb hat. Er möchte gern arbeiten, aber Niemand will ihn dingen, Niemand nimmt sich seiner an. Dabei dünkt mich, hat er einen sonderlichen Beruf in sich für die heilige Sache der Mission und sein Herz ist ihm inwendig entbrannt dafür. Aber weder Ew. Hochehrwürden, noch ich, hätten jemals ein Wort davon erfahren, wenn ich nicht heimlich in seiner Brieftasche gelesen hätte. Doch da steht's auch nicht mit klaren Worten, denn er hält sich für viel zu unwürdig zu solch hohem Werk. Er möchte nur gern der Welt durch seinen Wandel Beweis geben, daß es ihm ein Ernst ist mit seinem Christenthum. Aber die Welt will solches Beweises nicht. Ich schreibe auch diesen Brief ohne sein

Wissen. Aber weil er zu blöde ist zur Bitte, sonderlich da ihn die lange Irrfahrt und der viele Spott und Hohn erst noch blöder gemacht hat, so treibt mich mein Herz, für ihn demüthigst zu schreiben, ob es Hochehrwürden nicht mit ihm versuchen wollten. Ich bitte Ew. Hochehrwürden um Christi willen, meinen Brief nicht zu verachten, und es mit ihm zu versuchen, damit er nicht anfängt zu zagen und zu zweifeln, denn es geht ihm gar zu traurig. Ich bin überzeugt, Hochehrwürden würden mit ihm zufrieden sein. Er hat ein demüthiges Herz und schöne Kenntnisse. Er hat sechs Jahre im Zuchthause gesessen und Gottes Wort studirt und wenn er es auch nicht hebräisch kann, so weiß er es doch deutsch fast auswendig. Sein Alter ist 25 Jahr. Ich weiß nicht, ob ich Ew. Hochehrwürden genug gebeten habe; aber wenn Dieselben meine Bitte abschlügen, und ich sähe meinen Kameraden an, so müßte ich denken, meine schlechte Vorstellung wäre daran Schuld, und ich wollte mich grämen, als wär' mir meine Mutter gestorben.

Mit der flehendlichen Bitte zu Gott, daß er Hochehrwürden das Herz lenken wolle, habe ich die Ehre zu sein u. s. w.

Nachschrift. Die beiden Flecken da auf meinem schlechten Schreiben kommen von einem Paar Tropfen, die mir vor Freuden aus den Augen fielen, als ich daran dachte, daß Hochehrwürden nicht würden nein sagen können. Wenn Hochehrwürden mir

gefälligst Antwort geben wollten, so belieben Sie dieselbe an die Schneiderherberge in Magdeburg zu richten, abzugeben an Franz Schwertlein aus Zittau, und wenn's nicht zu viel wäre, so wollte ich noch bemerken, daß ich in 14 Tagen, so Gott will, daselbst einzuwandern gedenke, und Gott danken wollte, wenn ich Antwort bereits vorfände."

Dies mein Brief; und nun ziehe er hin im Namen des Herrn. Es segne ihn Gott, unser Gott. Daß ich aber das Alles still für mich behalten muß, ist das schwerste Stück bei der ganzen Geschichte. Doch wenn sie mir die Bitte abschlagen, so darf er es nie erfahren. Ich könnte es nicht ertragen, wenn ich ihm diese neue, bitterste Täuschung sollte bereitet haben. Er erfahre nur, daß wir uns durch die Altmark nach Magdeburg schlagen wollen.

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

P., den 22. Juli.

Bin ich doch hintergangen von dir, du treue Seele! Hast du die Uhr meinethalben verkauft, so ist mir's auch gewiß, daß du keine Arbeit nimmst, um mich nicht allein ziehen zu lassen. O du treuster Freund! wenn ich Armer, aus der mensch-

lichen Gesellschaft Verstoßener, noch irgend einen Segen habe, so müsse er auf deinem Haupte ruhen. Aber was ich thun soll, das weiß ich jetzt auch. Du verlässest mich nicht, wohlan, so muß ich dich verlassen. Ich muß dich verlassen, und weil ich nicht den Muth habe, dir das in das Gesicht zu sagen, weil ich mit Worten uicht Abschied nehmen kann von dir, so muß ich dich heimlich verlassen.

Aber wohin soll ich mich wenden? Wohin wenden? Als ob ich darüber noch bestimmen könnte! Vielleicht schon im nächsten Nachtquartier werde ich nach Haus geschrieben. Zurück muß ich nach meiner Heimath, zurück nach dem Ort, der mir so fremd ist, wie jeder andere, in dem ich auf nichts mehr ein Recht habe, als auf die Gräber meiner Eltern. Da ich vom Zuchthaus kam, sah mich jeder scheel an, jetzt kehre ich zurück, ein Schauspiel der Menschen, ein Spott der Leute, nicht krank genug, um im Spital auf Stadtkosten unterhalten zu werden, aber doch so aussätzig, daß mein Handwerk mich ausstößt.

Herr, mein Gott, dennoch bleibe ich an dir! Ich trage nur, was meine Thaten werth sind, und flehe dich an um deine Gnade. Verlaß du mich nicht, wenn ich jetzt auch meinen einzigen Freund verlassen muß. Ich weiß, du hast über mich nur Gedanken des Friedens. Ich will mein Handwerk aufgeben, da es mich aufgiebt. Ich will gehen und an der Eisenbahn Arbeit suchen, daß ich mein Leben

friste. Ach, ich gehe einem wilden, wüsten Treiben entgegen! Herr, eins bitte ich von dir, gieb mir wieder einen Freund, laß mich eine Seele finden, die mit mir eines Sinnes ist, damit ich nicht so ganz verlassen stehe. Doch vergieb. Wenn ich nur dich habe, soll ich nicht fragen nach Himmel und Erde.

Und nun lebe wohl, du mein treuster, bester Freund auf dieser Erde. Weine nicht um mich, härme dich nicht. — Einer ist, der mich tröstet, und wir werden einst Beide dahin gelangen, wo kein Leid mehr ist, wo Gott selbst abwischen wird alle Thränen.

Aus Franz Schwerteins Tagebuche.

U., den 24. Juli.

Das fehlte gerade noch. — Meine Füße wollen schon nicht mehr den gewöhnlichen Schritt gehen, ich studire bereits an der Rede, mit der ich ihm das Schreiben aus B. überreichen will — und zwei Tagereisen vor dem ersehnten Ziele läuft er mir aus dem Garn. Es steht geschrieben: »Des Herrn Rath ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus!« Wunderlich geht es bereits, das herrlich haben wir gewiß bald zu erwarten.

Aber was thue ich nun? Setze ich dem Flüchtling nach? Wo soll ich ihn finden! Ich versäume

darüber das Wichtigste, den Brief. Und wenn ich ihn fände, was soll ich jetzt mit ihm anfangen? Soll ich ihm von dem Trost sagen, der erst noch unterwegs ist? Soll ich seine gesunkenen Hoffnungen noch einmal in die Höhe schrauben, damit sie vielleicht um so grausamer wieder niedergetreten werden? Nein, erst muß ich den Brief holen und dann will ich ihn suchen, so weit mich meine Füße tragen.

Ach der Aermste kann mir ja ohnedies nicht entlaufen! Dafür sorgt eine wohledle Straßenpolizei. Die hat ihm seinen Weg bereits zudiktirt. Für uns Handwerksburschen pflegt sie ganz absonderliche Fürsorge zu tragen. Doch stille. Keine aufrührerischen Gedanken! Wir Schneider stehen ohnedies im Verdacht der Demagogie, seitdem Weitling unser Handwerk so in Verruf gebracht hat. Es ist eine merkwürdige Zeit. Die Schneider spielen eine große Rolle. Man will Staat und Kirche zuschneiden, wie einen modernen Frack. Ich wasche meine Hände in Unschuld.

R., den 25. Juli.

Da haben wir die Herrlichkeit frisch hinter dem Wunderbarlichen her. Wenn mir nicht so ernsthaft zu Muthe wäre, wär's eigentlich zum Kranklachen. — Also in einem Quartiere liegen wir zusammen!

Aber ich will ihn und darf ihn noch nicht sehen. Er soll nicht wissen, daß ich hier bin.

Am allermeisten freue ich mich darüber, daß er so richtig auf mein Herz spekulirt und sich dabei doch verrechnet hat. Ich habe es immer gesagt, Bruder Tiefsinn ist ein Erzgrübler. Daß ich hinter ihm hersetzen würde, hat er richtig herausgebracht und hat gemeint, er könne mich nicht besser von seiner Spur abbringen, als wenn er den verabredeten Weg gerade fort geht — aber daß ich vor allen Dingen erst nach Magdeburg müßte, hat er freilich nicht wissen können. So treffen wir denn richtig hier zusammen. Ich bin so vergnügt, daß ich vor Freuden Bocksprünge machen könnte. Doch pfui! über dies Wort, das mir noch dazu in der ehrsamen Schneiderherberge entfährt.

Aber warum denn: pfui? — Hat Niemand etwas dagegen, wenn man einen König mit einem Adler, einen Feldherrn mit einem Löwen, eine Jungfrau mit einem Schwan vergleicht, und wenn das Sinnbild der Gelehrsamkeit eine Eule und das der Kraft gar ein plumper Stier ist, warum soll's denn ehrenrührig sein, wenn man uns Schneider mit der fröhlichen Geis zusammenstellt? Oder, so frag' ich füglich: Ist das anzüglich, wenn wir, mit wenig begnüglich, an Leib und Beinen zwar mager erscheinen, aber flink sind trotz einem? — Ein lustiger Muth, bei wenigem Gut, das ist das rechte Schneiderblut.

Doch ernsthaft, Schwertlein! Du spielst gewissermaßen jetzt eine Art Schutzgeist, wahre deine Würde.

Er hat sich oben im Dachkämmerlein bereits eine Lagerstätte gesucht; wohl, so kampire ich hier unten. Aber durch's Schlüsselloch möchte ich ihn gar zu gern mal sehen. Die Wirthsfrau sagt, daß er sehr über Schmerzen im linken Fuß geklagt, und sich Talglappen hat geben lassen. Siehst du wohl, Herr Fürwitz, daß du nicht ohne den Schwertlein sein kannst? Bekommt dir der eine Tag deiner Wanderschaft solo schon so übel, was hätte auf die Länge aus dir werden sollen? — Ich komme mir vor, wie sein böses Gewissen, nur daß ich lauter heilsame Dinge für ihn im Sinne habe.

Ach Herr, mein Gott, wie hast du mich so glücklich gemacht!

Den 26. Juli früh.

Eben habe ich durch das Eckfenster ihn abhinken sehen. Fast wäre ich mit dem Kopf durch die Scheiben gefahren und hätte hinter ihm hergerufen. Aber hilf Himmel, wie hinkt der arme Mensch. Auf diese Weise wäre er sicher nicht nach Magdeburg gekommen, wenn nicht der liebe Gott wiederum geholfen hätte. Da muß nun gerade heut Nacht hier im Gasthofe ein freundliches Herrlein logiren

mit einem offnen Wäglein und mir freie Fahrt bis Magdeburg anbieten. Das kam wie gerufen. Ich erzählte ihm von meinem Plane, so viel eben nothwendig war, bat es auf etliche Pfund nicht ankommen zu lassen und statt eines Schneiderleins einen handfesten Tischler einzusacken — das Herrlein gewährte und hat nun bereits den lahmen Ernst eingeholt und aufgepackt. Ueber das alles hat er versprochen, nichts zu verrathen. So fährt Jener nun seinem Verhängniß entgegen, und ich habe nichts weiter zu thun, als zu machen, daß ich hinterher komme.

M., den 26. Juli, Abends.

Des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagt Ding! — Da stehe ich nun und habe die Hülfe des Herrn verbrieft und versiegelt in der Hand, und doch will's mit dem Freuen noch nicht so recht von statten gehen. Und das alles blos darum, weil der liebe Herrgott im Himmel andere und höhere Gedanken hat, als ein blödsichtiges, dürftiges Schneiderlein. Vor 14 Tagen hätte ich die hellen Freudenthränen geweint, wenn ich das gewußt hätte, was ich jetzt weiß, und heute thue ich, als ob mir's noch gar nicht genug wäre, als wenn ich dabei noch etwas dran zu geben hätte. Franz Schwertlein schäme dich, gieb Gott die Ehre und sei fröhlich und guter Dinge.

Heute wird's aber doch zu spät, daß ich den Brief nach der Tischlerherberge trage. Auch muß ich erst das Niederschlagspulver wirken lassen, damit ich morgen gesund und frisch vor dem Tiefner stehe. Ich will lieber jetzt, wie ich gelobt, den Berliner Brief abschreiben, wenn auch nicht zum ewigen Andenken für die kommenden Geschlechter der Schwertleins, doch für's Künftige zu meinem eignen Nutz und Frommen:

»B., den 28. Juli.

Im Namen des Comité bin ich beauftragt, Ihnen auf Ihre liebe Zuschrift Antwort zu geben.« (Also das ganze Comité hat sich meinetwegen incommodirt. Das macht mich ganz weich.) »Wir haben uns innig erquickt an Ihrer treuen Liebe für den unglücklichen Tiefner, und fühlen das aufrichtigste Mitleiden mit seiner traurigen Lage.« (Kann einer freundlicher schreiben?) »Von Herzen gern bieten wir die Hand, um ihm, so viel in unsern Kräften steht, wieder aufzuhelfen;« (was will ich Nimmersatt denn mehr?) »obschon wir Ihren Wunsch in Betreff seiner Aufnahme im Missionshause für jetzt nicht erfüllen dürfen.« (Also nicht einmal für immer abgeschlagen!) »Können wir es schon nicht verantworten, auf das bloße Zeugniß eines Einzelnen hin einen sonst auch bürgerlich unbescholtenen Menschen ohne Weiteres in die Reihen unserer Zöglinge aufzunehmen, so geht das noch viel weni=

ger in dem vorliegenden Falle, und obschon wir nicht glauben, daß Sie das Missionswerk überhaupt zu leicht ansehen, so hat Sie doch bei Ihrer Bitte die Liebe zu Ihrem Freunde die für uns ganz unabweislichen Rücksichten vergessen lassen.« (Milde genug für einen hochmüthigen Schneiderlump!) »Wir dürfen vor Gott und unserm Gewissen nicht eher einen Beschluß fassen, wie Sie ihn fordern, bis wir, so weit das vor Menschenaugen möglich, nach eigener, reiflicher Prüfung die feste Ueberzeugung gewonnen haben, daß kein falsches Feuer zu dem Verlangen getrieben hat, und daß der rechte, innere Beruf mit den nöthigen Gaben verbunden ist. Erwägen Sie ferner, was der Apostel an Titus schreibt, und was uns gerade für unsere Missionszöglinge ein besonders wichtiges Wort ist: »»Allenthalben aber stelle dich selbst zum Vorbilde guter Werke, — auf daß der Widerwärtige sich schäme, und nichts habe, daß er von uns möge Böses sagen.«« Ist es nicht, und es stimmt ja dies mit seinen eigenen Aeußerungen, die Sie uns mittheilen, überein, ist es nicht nach diesem Wort für jetzt für Ihren Freund heilsamer, wenn er in dem Berufe, darin er von Gott berufen ist, sich den guten Leumund, von dem der Apostel redet, wieder zu verschaffen sucht?« (Ich kann bald nicht weiter schreiben! Wie viel Mühe giebt sich der liebe Mann meinetwegen — und ich Esel wollte doch noch mucksen.) »Sie sagen: aber Niemand will ihn

dingen! — Ihr Brief und das Bild, das Sie von Ihrem Freunde entworfen haben, hat für Sie Beide auf uns einen so vortheilhaften Eindruck gemacht, daß auf unsere Verwendung ein hiesiger, sehr achtbarer Meister, der zugleich unserer heiligen Sache von ganzem Herzen zugethan ist, sich gern entschlossen hat, dem Tiefner in seiner Werkstatt Arbeit zu geben. Er findet hier bei hinlänglichem Lohn und guter Behandlung Gelegenheit genug, Zeugniß abzulegen von seinem Glauben, seiner Liebe und seiner Geduld, und wir werden gern jede Veranlassung benutzen, ihn näher kennen zu lernen.“ — — (Ich kann nicht weiter schreiben, ich muß mich sonst zu Tode schämen! Es geht nicht anders, ich renne heut Abend noch nach der Tischlerherberge.)

Aus Ernst Tiefners Brieftasche.

M., den 5. August.

Da liege ich nun schon seit 8 Tagen hier im Spital, mein Fuß hat sich entzündet und läßt mich nicht fort — aber mein Herz ist desto gesunder, ist voll Lob und Dank; meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilandes, denn er hat meine Niedrigkeit angesehen. Mein stiller, heißester Wunsch bei Tag und Nacht ist erhört, ich habe wieder Arbeit und das bei einem Meister, der mich nicht verachtet und

verhöhnt, der mich versteht und Mitleiden und Geduld mit mir hat. Ich danke dir Gott, ich danke dir, daß du so freundlich bist.

Und nächst Gott habe ich doch dies alles dir zu verdanken, du treues, liebes Bruderherz. Ach dein Angesicht glänzte wie das Antlitz Mosis, da du mit dem offnen Briefe an mein Schmerzenslager tratest, und mir um den Hals fielest mit den Worten: Freue dich, denn deine Ritterschaft hat ein Ende. Du wolltest vorlesen und konntest nicht, und wir weinten Beide lange. Ich kann dir auch keine Vorwürfe machen, daß du, von deiner Bruderliebe verblendet, einen solchen Brief zu schreiben wagtest. Deine ganze Seele muß aus demselben gesprochen haben, sonst hätten sie ihn nicht in Liebe vertragen. Mein Betragen wird ihnen ja zeigen, daß ich mich nicht in Hochmuth zu solchem Verlangen erhoben habe. Darauf hast du mich hierher ins Spital gebracht, und Gott sei Dank, der Fuß fängt bereits an sich zu bessern. Es ist das wohl noch eine recht heilsame Zucht für mich, daß ich hier das Stillesein und Harren einüben muß, denn mein Herz ist längst vorausgeeilt nach dem fernen B. Herr, hilf du mir, daß ich nur erst diesen Weg noch zurücklegen kann, und heile den kranken Fuß, daß ich wandere und nicht müde werde, daß ich laufe und nicht matt werde.

Mein treuer Schwertlein hat Arbeit gefunden hier in der Stadt. Er kommt immer in der Däm-

merzeit auf ein flüchtiges Halbstündchen, um sich zu erkundigen, ob mir etwas fehle und bringt mir eine Erquickung mit. Aber am Sonntage saß er den ganzen langen Tag an meinem Lager. Er arbeitet über Feierabend, sonst bliebe er wohl jeden Abend an meinem Bett. Segne der Herr deine Arbeit, mein treuer, fleißiger Franz! Auch deine Kleidung ist ja von der langen Reise abgerissen, du hast so mancherlei mit mir getheilt, dessen du nothwendig genug bedarfst, und hast ja von jeher auf Sauberkeit und Ordnung gehalten. Ach, ich weiß es ja, welch ein Jammer auf einem heruntergekommenen Handwerksburschen liegt, wie ihn Jeder mißtrauisch ansieht, wie ihn Niemand so leicht in Arbeit nimmt, trotzdem er es gerade am nöthigsten hat. Segne der Herr deine Arbeit mein treuer, lieber Franz, jetzt und fernerweit, daß du reichlich wiederfindest, was du an mir gethan hast.

Aus Franz Schwerteins Tagebuche.

M., den 13. August.

Die Freude muß das beste Wundpflaster von der Welt sein! Ernst hinkt bereits wieder umher, daß es eine Lust ist, und probirt täglich seine wachsenden Kräfte.

Wenn ich so in einsamer Nacht still für mich hinter der Nadel sitze, und um die Müdigkeit zu

vertreiben, an die jüngstverlebte Zeit zurückdenke, dann überfällt mich oft eine seltsame Freude, bei der die Augen ganz naß werden. Beschreiben kann ich es nicht, es will das an dem eigenen Herzen erfahren sein; aber ich sehe den Finger des Herrn deutlich vor Augen. Nun wieder, daß er mich hier Arbeit finden läßt, daß ich einen schönen Verdienst habe, daß die Eisenbahn von hier nach B. geht — es paßt alles gar zu trefflich. — —

Heute Morgen versuchte mich die Schlange der Hoffahrt, der Geizteufel, der Geist der Selbstsucht, oder was es sonst für ein schwarzer Geselle war. »Zittauer«, hob mein Meister bei der Arbeit an, »ich sehe, du sparst, und deß freue ich mich. Ein ordentlicher Kerl hält etwas auf seinen Leib, und man merkt die lange Wanderschaft an deinem Zeug. Ich habe da ein schönes, preiswürdiges Tuch und will's dir zum Einkaufspreise überlassen. Du sollst es auch nicht gleich auf einmal bezahlen, sondern kannst es abarbeiten.« Was soll ich es leugnen, ich wurde eine Weile ganz schwach; dann aber fielen mir meine beiden gesunden Füße, sammt dem lahmen Ernst wieder ein, und ich sprach in meinem Herzen: Hebe dich weg, Satanas! »Meister«, antwortete ich dann, »lasset mich meinen Weg gehen, zu einem neuen Rocke bringe ich es in eurer Werkstatt doch wohl; was ich jetzt spare, das zielt auf die Kleidung dort oben, damit ich da einmal nicht bloß erfunden werde.« Als aber die andern Gesel-

len zu Bett gegangen waren, hat er mich bei Seite genommen und hat gesagt: »Zittauer was hast du vor?« Und als ich mich nicht länger habe weigern können, hab' ich ihm den ganzen Handel erzählt von dem Tiefner, wie selig er jetzt sei, wie er aber den weiten Weg nicht zu Fuß machen könne, und wie ich ihm heimlicher Weise ein Billet auf der Eisenbahn kaufen wolle. Darauf hat der Meister gesprochen: »Da soll Rath werden, Zittauer, zu künftigem Sonntag will ich etliche gute Freunde ansprechen.« Ich aber habe gebeten, er wolle mir meine Freude nicht verderben, auch fehlten mir nur wenige Groschen; wolle er aber aus christlicher Liebe etwas thun, so solle er die Papiere des Tischlers auf der Polizei in Ordnung bringen, denn der solle nicht eher von seiner nahen Abreise etwas erfahren, bis es den andern Morgen schon fortgehen müsse. Da hat mir der Meister die Hand gedrückt und hat gesagt: »So gehe du deinen Weg, Zittauer, und laß mich den meinen auch gehen. Es soll dir deine Freude nicht verdorben werden!«

Ich aber bin in mein Schlafkämmerlein gestiegen, habe meinen Abendsegen gesprochen, und bin flugs und fröhlich eingeschlafen.

Ernst Tiefner an den Schneidergesellen Franz Schwertlein in Magdeburg.

B., den 22. August.

Liebes Bruderherz!

Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, dann werden wir sein, wie die Träumenden! So geht es mir jetzt! Ich kann Dir nicht sagen, mit welchen Gefühlen ich jetzt wieder an der Hobelbank stehe und die Späne sich kräuseln sehe! Wie ein Kind möchte ich danach haschen. Meine ganze Seele ist lauter Lob und Preis. Du hast meinen Dank verschmäht, und es war besser so. Was Du an mir gethan hast, dafür kann ich nicht danken mit armen Worten und hier in diesem Leben. Ich lege meinen Dank dem ans Herz, der auch den Becher Wasser nicht will unvergolten lassen. Er hat auch meine Thränen gezählt, die ich geweint habe über Deine Liebe.

Meine Seele hatte keine Ahnung von Deinem letzten Liebesdienste. Als Du in der Dämmerstunde wie gewöhnlich zu mir hereintratest und von unserm nahen Abschiede sprachest, bewegter als je; als Du mir das eingeschlagene Blatt zuschobest und mich batest, dies Papier als Andenken von Deiner Hand anzunehmen, da merkte ich noch immer nichts, und als Du mir plötzlich unter strömenden Thränen um den Hals fielest und ausriefest: „Die Stunde des Abschiedes ist schon da, lebewohl, lebewohl, der Herr

sei mit Dir! und hinausstürztest, noch ehe ich recht begriff, was Du thatest: da saß ich noch lange stumm und wußte nicht, wie mir geschehen war. Endlich öffnete ich das Papier und meine Thränen strömten lange, lange. Ich wollte Dir nacheilen, aber ich vermochte es nicht. Ich ehrte Dein Gefühl, das für solche That meinen Dank nicht ertragen konnte. Und ehe ich mich noch wieder gefaßt hatte, da trat Dein Meister herein und brachte mir von den theuren christlichen Wohlthätern den neuen, fertigen Anzug. — —

Franz, Bruderherz, laß mich hier schließen! — ich kann Dir heute nicht mehr schreiben — so etwas ist nicht für Feder und Papier. Der Herr, mein Gott, kann solche Liebe nicht ohne Frucht an meinem Herzen lassen. Er hat ein Feuer in demselben angezündet, und seine Hand wird auch die Flamme nähren. Lebe wohl! Bald sollst Du einen ausführlichen Brief von mir haben — nur heute kann ich nicht mehr schreiben! Lebe wohl.

Dein geringster Bruder
Ernst Tiefner.

Der Verbannte.

Lang, unabsehbar dehnte sich die Waldung —
Es rieselte der Schnee in dichten Flocken
Auf mich herab, und über meine Wangen
Strich rauh der eis'ge Hauch Sibiriens.

Ich war am Morgen in den Wald geschritten,
Zum Marderfang die Schlingen auszulegen,
Und hatte mich — erwägend, wie mir selbst
Der Zobel sonst die stolzen Schultern deckte,
Und wie ich nun verdammt sei, die zu schmücken,
Die von der Höhe mich herabgeschleudert —
In dumpfes Brüten nach und nach verloren,
Und, achtend nicht des ungebahnten Weges,
War tiefer in die Wildniß ich gedrungen,
Bis mir das Ungestüm des Schneegestöbers
Die Wangen peitschte — da, emporgerüttelt,
Erkannt' ich, daß ich jede Spur verloren.

Es schmiedet doch ein starkes Band den Menschen
Ans Leben fest! Ich, der ich hundert Mal
Den Tod herbeigerufen, der sein Dasein
Mit eignen Händen gern vernichtet hätte:
Ich schritt jetzt müden Fußes rastlos vorwärts,
Nach einer Hütte, einem Obdach spähend,
Und war zu schwach, des Todes hier zu harren.

Wie lange so ich noch umhergeschritten —
Ich weiß es nicht; erschöpft gewahrt' ich endlich,
Wie sich die Waldung schon gelichtet hatte,
In weiter Eb'ne eine nied're Hütte
Und trat hinein. In einer Ecke nahte
Ein glimmend Kohlenfeuer dem Verlöschen,
Das mich die Gegenstände rings umher
In mattem Dämmerlicht erkennen ließ.

Auf meinen Ruf, auf wiederholtes Rufen
Blieb Alles still. Die Hütte war verlassen,
Doch erst seit Kurzem, zeigten mir die Kohlen.

Am Boden lag in Menge trocken Reisig —
Ich häuft' es auf dem Heerde, daß die Flamme
Sich knisternd durch die dürren Bündel wand,
Erwärmend meine halberstarrten Glieder.
Doch wie die helle Gluth den Blicken leuchtet,
Die forschend ich im Kreise um mich sende,
Liegt auf dem Lager von gedörrtem Moose,
Hart neben mir, ein Greis in tiefem Schlummer.
Sein langer Bart fließt bis zum Gürtel nieder,
Doch Bart und Haupthaar bleichte längst die Zeit;
Die Hände falten sich auf seiner Brust,
Und um die Züge schwebt ein stilles Lächeln.
Er schlief den langen Schlaf. — Obschon ermattet,
Zum Tod' erschöpft, zog's mich mit Allgewalt,
Das hohe Bild des Greisen zu betrachten.
Die Blicke hafteten auf seinem Antlitz. —

Ein Unglücksbruder also, ein Verbannter!
Wie ich vielleicht vom Gipfel seines Glückes
In diese wüsten Steppen ausgestoßen!
Er kennt die Qualen, die mich hier verzehren,
Hat mehr geduldet, als ich selbst gelitten;
Denn manches Jahr ist über seinen Scheitel
Im eis'gen Norden schon hinweggestrichen —
Und dennoch dieser Blick, dies heit're Lächeln!

Indem mir vor den aufgeregten Geist
Verworrener die Bilder immer treten,
Werf' ich mich auf die harte Lagerstätte,
Und bald versinkt der müde Leib in Schlummer;
Doch dehnen sich die Bilder immer weiter. —
Es war kein Schlaf — lag auch der Leib wie todt —
Ich träumte nicht, war meiner mir bewußt —
Die Seele war getrennt von ihrer Hülle.
Ich wußte noch, wie ich hierher gekommen,
Und wer ich war, wie ich den Greis gefunden,
Und immer schwebte dieses Greisen Lächeln,
Sein stiller Ernst mir vor dem Geiste noch.

Da richtete allmählig die Gestalt
Sich auf, und nahte leise meinem Lager,
Und wie ich bebend ihr ins Antlitz schaue,
Ermuth'gen mich die ruhig milden Züge,
Und leise wag' ich es, sie anzureden:
Bist du verbannt? Ich weiß, du bist verbannt!
Doch welch ein Blick! kann ein Verbannter lächeln?

Da legte still der Greis die welke Linke
Auf seine Brust, sah schweigend auf mich nieder,
Hob dann die frommen Augen in die Höhe,
Und ließ die Rechte seinen Blicken folgen.

Ich fuhr empor — Ha! was ich oft bezweifelt,
Was ich geglaubt, und wiederum bezweifelt,
Was ich nicht glauben konnte und nicht wollte,
Und dennoch ganz zu leugnen nicht vermochte,
Das Wahrheit! Wahrheit Ewigkeit und Gott!

Doch wieder schaut' ich in den Blick des Greisen:
Ich konnt' es nicht, ich konnte nicht mehr zweifeln!
Wie Schuppen fiel's mir von den Augenliedern,
Ich war nicht mehr, der eben ich gewesen;
Mit andern Blicken schaut ich jetzt die Welt.
Ich schwebte wieder über schönern Fluren,
In meiner Heimath Land schwebt' ich umher,
Und in dem Rauschen dichtbelaubter Bäume,
Und in dem frischen Grün der Saatenfelder,
Und in dem Rieseln jeder klaren Quelle,
Ach! überall erkannt' ich jetzt das Wehen
Des Ewigen — ich konnte nicht mehr zweifeln!

Doch wieder lag ich in der engen Hütte,
Und sah den Greis im Todesschlafe liegen.
Ich glaubte jetzt an Ewigkeit und Gott,
Doch konnt' ich dieses Glaubens mich nicht freuen;
Denn meinem Lager nahte sich ein Zug,
Ein langer Zug verworrener Gestalten.

Ich kannte sie — es waren meine Jahre —
Mein Leben war's — die Thaten meines Lebens!

Ich hatte viel gelebt und viel geschafft,
Mit aller Kraft als Knab' und Mann gerungen,
Das irre Glück an meinen Schritt zu fesseln;
Doch hatt' ich falschen Götzen mich ergeben,
Denn mit Entsetzen sah' ich meine Thaten
Im ernsten Zug an mir vorüberschreiten.

Da nahte sich der arme Waisenknabe,
Die Hände ringend an dem Grab des Vaters,
Und eine freundliche Gestalt trat zum Verlassnen,
Mit milder Hand die heißen Thränen trocknend —
Da wandelte durch reich geschmückte Sääle
In dem Pallaste seiner zweiten Mutter
Der kühne Jüngling, reich an stolzen Plänen —
Da huldigten dem Mann, dem Herrn der Schätze
Und des Pallastes, seine Unterthanen.
Und immer höher, immer vorwärts strebt
Der kühne Geist; es schmücken Ehrenzeichen
Die stolze Brust — es schaut ein ganzes Land
Mit Zittern auf den Günstling seines Fürsten,
Schaut auf sein Lächeln, harret seiner Winke.

Doch wie auch die Gestalten glänzender,
Mit jedem Jahre reichgeschmückter werden:
All ihren Prunk entstellen trübe Flecken,
Und finstre Schattenbilder nahen sich
Gespenstisch ihren stolzen Tritten folgend.

Da röthete sich schnell das Firmament;
Der Himmel that sich meinen Blicken auf,
Und lichter Glanz erhellte rings die Gegend.
Und vor das Thor des Himmels trat ein Mann —
Doch trägt kein Sterblicher so hohe Züge —
Und schaute auf die Erde mild hernieder.
In seinem Antlitz lag ein stiller Ernst,
Doch blickte er so liebevoll herab,
Mir schien's, als wollte er die ganze Welt
Zu sich hinauf, in seinen Himmel ziehen.
Ich streckte meine Hände zu ihm auf:
Da traf ein Blick des stillen Ernstes mich,
Und bebend sanken sie mir wieder nieder.

Jetzt aber schwang sich mein Begleiter auf,
Und schwebte durch die glanzerfüllte Luft —
Und wieder zog es mich, ihm nachzustreben,
Doch konnt' ich's nicht. Mir war's, als fesselte
Ein starkes Band mich an die Erde fest;
Ich konnte mich vom Boden nicht erheben.
Und wie ich mich vergebens mühte, senkte
Sich tiefe Trauer wieder in mein Herz.

Da traf mich noch ein milder Blick des Greisen.
Er hielt ein Buch in seiner linken Hand,
Und mit der rechten zeigte er nach oben.
Und aus dem Buche schien mir eine Brücke
In weitem Bogen sich hinaufzuspannen.
Ich wollte schnell auf dieser Bahn ihm folgen

Da schwebt' er durch das Thor des Himmels schon —
Die Brücke sank, und Alles war verschwunden.

Ich war erwacht. Hell schien mir in die Augen
Der Morgenstrahl des miterwachten Tags —
Noch lag ich eine Weile, wie betäubt,
Dann sprang ich auf und öffnete das Fenster.

Das Schneegestöber hatte ausgetobt,
Der klare Himmel schien mir mild entgegen,
Und warf die Strahlen blendend auf den Schnee.
Wohl mannshoch war er über Nacht gefallen,
Von meinen Schritten jede Spur verweht;
Nur eine weite Eb'ne lag vor mir,
Aus welcher nach der einen Seite hin
Die Wälder ihre nackten Zweige reckten.
Gewiß, es war die höchste Zeit gewesen,
Daß mich der irre Fuß hierher geleitet;
Doch wunderbar, daß ich das nied're Dach
In dieser weiten Wüste aufgefunden.

Ich dacht' an Gott. Ich wollt' ihm brünstig danken —
Ich konnt' es nicht. Mit Gott konnt' ich nicht reden.
Ich hatte lange, lange nicht gebetet.
Schwer lag noch das Gesicht der Nacht auf mir:
Wie ich mich fruchtlos mühte aufzustreben,
Und meine Thaten nahten sich mir wieder.

Erschüttert von der Schwere meiner Sünden
Trat ich vom Fenster zu dem Greise wieder —

Und, was ich gestern übersehen hatte,
Er hielt in seiner linken Hand ein Buch.
Es war das Buch, das er im Traum mir zeigte,
Doch das ich zu erreichen nicht vermochte.
Ich nahm's, ich schlug es auf — es war die Bibel.
Da fuhr es wie ein Strahl mir durch die Seele —
Wohl hatt' ich lange nicht in ihr gelesen,
Doch ahnt' ich jetzt die Deutung meines Traums.

Vorn auf dem Titelblatte dieser Bibel
Fand ich Geschrieb'nes, und begann zu lesen.
Ich lese, und das Buch entsinkt den Händen,
Denn ich erkenne in dem heil'gen Todten
Den Leichnam dessen, den ich einst gestürzt!

Da brach die starre Rinde mir vom Herzen.
Erschüttert sank ich zu ihm auf das Lager,
Umklammerte die kalten, starren Glieder,
Und meine Thränen netzten seine Wangen.
Ich konnte wieder weinen — schluchzte lange;
Ich konnte wieder beten, nur nicht reden,
O, mein zerknirschter Blick war ein Gebet.

Zwei Monde zogen still an mir vorüber,
Bevor der strenge Winterfrost vergönnte,
Daß meinen Todten ich begraben konnte;
Doch wie ich endlich nun dem harten Boden
Das Grab mit schweren Mühen abgerungen,
Da legt' ich in die frischgehau'ne Gruft

Noch einen zweiten Todten, den ich lieber
Dem Raube der Verwesung übergab.

Mein vor'ges Leben hab' ich mitbegraben,
Denn in mir ward in jenen stillen Wochen,
Durch Gottes Gnade, unter heißen Wehen,
Ein neuer Mensch, ein Mensch aus Gott geboren.
Die Brücke, die sich aus dem Bibelbuche
In weitem Bogen nach dem Himmel bauet:
Ich habe wie der Zöllner sie betreten,
Bis ich zu jenem Mann gekommen bin,
Den, an des Himmels ehr'ner Pforte stehend,
Ich im Gesichte jener Nacht geschaut.
Da hab' ich es erkannt, daß dieser
Ist der wahrhaft'ge Gott, ein Heiland Aller,
Die mit zerknirschtem Herzen zu ihm kommen.

Er hat auch mir die schwere Schuld vergeben,
Und freudig harr' ich seiner Zukunft jetzo. —
Der Jahre viele sind mir hier entschwunden,
Auch mein Haar hat der Flug der Zeit gebleicht;
Doch hab' ich meine Hütte nicht verlassen,
Und sehne nach der Welt mich nicht zurück.

»Wahrlich, doch ein tücht'ger Krieger für den Kaiser, unsren Herrn,
»Solche Leute hat der Kaiser unter seinen Fahnen gern.«

Und sie locken ihn, und reden Lobes viel vom Kriegerstand;
Doch der Jüngling will nicht meiden sein geliebtes Vaterland.

Drohend schleppen ihn die Krieger hin zum Schiffe mit Gewalt;
Laut ertönt des Jünglings Stimme, daß es bis zur Hütte schallt.

Und die alten Ältern hören ihres Sohnes Jammerschrei,
Stürzen aus der nied'ren Pforte händeringend schnell herbei,

Flehen zu den rauhen Männern, Thränen in dem Angesicht,
Klammern sich um ihre Kniee; doch die Krieger achten's nicht,

Reißen hart aus ihren Armen fort den Sohn zum Meeresstrand:
Wimmernd sinken die Gequälten nieder auf den heißen Sand.

Scheidend ruft der Bardenjüngling noch mit thränen-
feuchtem Blick:
»Vater, Mutter, harret meiner! — Glaubt, ich
kehre einst zurück!« —

An des Mittelmeeres Küste, wo die Fluth den
weißen Schaum
Weit an das Gestade wälzet, bis zum alten Ulmen-
baum,

Unter seinen dichten Zweigen, auf bemoostem Kiesel-
stein,
Sitzen nun die alten Barden, spähend in das Meer
hinein.

Sitzen, wenn der Morgen dämmert, in des Mittags
heißer Gluth,
Bis die Purpurscheibe wieder tauchet in die blaue
Fluth.

Sitzen, wenn der Lenz die Blüthen aus den jungen
Trieben weckt,
Bis der Reif die Fluren wieder mit dem weißen
Schleier deckt.

Mächtig rührt ihr stilles Trauern und ihr stummes
Klagelied
Einst des Gaues edlen Grafen, wie er so sie sitzen
sieht.

Und er sendet seinen Diener ihnen zu mit Speis' und Trank;
Täglich geht der lange Jahre Abends den gewohnten Gang,

Und dieselbe Frage bringt er täglich von dem guten Herrn:
»Ist Lysander denn noch immer von den alten Ältern fern?«

Und dasselbe Wort erwiedern täglich sie voll Zuversicht:
»»Heute ist er nicht gekommen! Morgen aber säumt er nicht.««

Redet dann der Diener weiter: »Säumt er aber morgen noch?«
»»O, so harren wir noch länger! Eines Tages kommt er doch.««

»Kehrt er aber nimmer wieder? Fiel er, wie so mancher fällt!«
»»Hat er es uns nicht versprochen? Glaubst du, daß er Wort nicht hält?««

Gardejüngling! o wo weilst du? Fielest du am fremden Strand,
Daß du nimmer wiederkehrest zu dem lieben Vaterland?

Sardenjüngling war gezogen, in der stolzen Krieger Reihn,
Mit den fränk'schen Siegesadlern wohl in manches Land hinein.

Hatt' in manchem Land der Erde mitbestanden manchen Strauß —
Zog mit dem zerriss'nen Herzen weiter stets vom Vaterhaus.

In dem weiten Russenreiche, wo der fränk'sche Kaiser stritt,
Wo die stolzen Adler fielen, focht der junge Sarde mit,

Focht, und schmachtet nun gefangen in dem fremden, kalten Land,
Wo der Tod auf Schneegefilden tausend Opfer täglich fand.

Sah den kargen Sommer färben vierzehn Mal die Bäume grün,
Bis nach langem Harren endlich sein Befreiungstag erschien.

Harren denn die alten Ältern immer noch auf ihren Sohn?
Oder streut der Wind die Blätter auf den stillen Hügel schon?

Von der Ulme am Gestade, vom bemoosten Kiesel-
stein,
Blicken sehnend sie noch immer in das weite Meer
hinein.

Wie der Stein, auf dem sie sitzen, sind die Züge
grau und alt,
Doch sie hoffen noch und reden: »Unser Einz'ger
kehrt nun bald!«

Täglich wandelt noch der Diener Abends den ge-
wohnten Gang,
Mit derselben Frage bringt er täglich ihnen Speis'
und Trank.

Wieder naht sich so der Abend und die Sonne
sinket schon —
O! da liegt in ihren Armen weinend der geliebte
Sohn.

Und zum Diener, der genahet, rufen sie: »»Wir
sterben gern!
»»Heute ist er wiederkommen! Sag' es uns'rem
guten Herrn!««

Wie das Wort der Lipp' entflohen, sinken Beide
stumm zurück;
Auf den Langentbehrten heftet sich der schon gebroch'ne
Blick.

Und so schlummern sie nun Beide friedlich unter jenem Stein,
Wo sie zwanzig Jahre saßen, spähend in das Meer hinein.

Also ward mir die Erzählung von dem Ulmenbaum vertraut,
Und der Graf hat jenen Tempel frommen Sinnes auferbaut.

Dem Andenken meines jüngsten Bruders.

Ich weiß für diese Geschichte keine andere Überschrift, als: „Herr, Herr! barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Güte und Treue; aus dem Munde der Kinder und Unmündigen hast du dir ein Lob bereitet und eine Macht zugerichtet!“ denn das Sterbebett des lieben Kleinen und sein seliges Ende ist eine Gnadenerweisung des treuen, barmherzigen Heilandes unserem ganzen Hause geworden, da das Glauben ohne Schauen und das nicht Zweifeln an dem, das man nicht siehet, dem natürlichen Menschen so schwer fällt. Das Licht aber, welches von diesem Sterbelager mit hellem Scheine uns aufging, kann auch wohl noch manchem andern bekümmerten Herzen leuchten, wenn Nacht und Finsterniß einherziehen und die Wellen der Trübsal über das Haupt gehen.

Mein jüngster Bruder wurde den 4. Decb. 1828 geboren und erhielt in der heiligen Taufe die Namen Ludwig Theodor Friedrich. In seinem 4ten Jahre brachte ihn ein heftiger Anfall des Scharlachfiebers dem Tode nahe, und hier war es, wo die tief betrübte Mutter den Herrn heftig anging, ihr den kleinen Liebling zu lassen, zumal da er ihr das Töchterchen, welches sie zuvor geboren, wenige Monate nach der Geburt wieder genommen hatte.

Und es geschah, daß der wunderbare Herr mit ihr und mit uns Allen jenen geheimnißvollen Weg ging, den wir in dem Leben so vieler Kinder Gottes wiederholt finden, da er nämlich solch heftiges, mit aller Gluth in sein Vaterherz greifendes, aber noch nicht den eigenen Willen daran gebendes Gebet erhört; dann aber durch eine lange Reihe von Trübsalen und Prüfungen führt, bis er das Herz auf den Punkt bringt, allem eigenen Wollen zu entsagen und das wieder freiwillig darzugeben, was es vorher sich mit solchem Ungestüm erbeten. Wohl kannte die liebe Mutter den Herrn schon von ihrer Jugend an, und darum wandte sie sich auch in ihrer Noth zu ihm, aber sie erkannte ihn noch nicht recht, weil sie das eigene Herz noch nicht erkannt hatte, und der Herr erhörte ihr Gebet nur, um sich ihr durch eine lange Schule von Kreuz und Leid als Denjenigen zu offenbaren, der unseres Lebens Leben sein will, und den wir mehr lieben müssen, wenn wir Sein werth sein wollen, als Vater, Mutter, Kinder und Geschwister. Schwer und bitter ist solche Zucht für ein liebendes Mutterherz, und dem Herrn bricht das Herz mit, wenn er also schlagen muß, aber es sprießt eine Blume aus solchem Kreuz und Leid, deren Duft und Lieblichkeit Alles übertrifft. So hat denn der kleine Theodor, nach des Herrn wunderbarem Rath, Der, die ihm das irdische, vergängliche Leben gegeben, eine vorzügliche Weckstimme werden müssen zu einem neuen, unvergäng-

lichen Leben, und wie viel segensreicher ist ihr und uns Allen die letzte Gebetserhörung an dem Sterbebette des lieben Kleinen geworden, die über Erde und Tod hinaus in einem ewigen Leben und in unvergänglicher Herrlichkeit ihn uns zeigt, gegen die frühere, da der Herr ihn nur dem zeitlichen Dasein und vielem Jammer und Elend wiedergegeben. Doch ich erzähle weiter. Das todtkranke Kind genas also wieder, zur unbeschreiblichen Freude der Mutter, aber frisch und blühend, wie es früher immer gewesen, wurde es nicht wieder. Häufige Rückfälle kamen, die sich alle auf verschiedene Weise äußerten. Zuletzt behielt es geschwollene Füße; die Geschwulst zog sich ausschließlich nach der rechten Seite des Körpers, brach hier an mehreren Stellen vom Fuße an bis zum Halse auf und bald zeigte es sich, daß es der Knochenfraß war, in dem der, in dem Körper des Kindes nicht völlig ertödtete Krankheitsstoff, sich Ausgang zu verschaffen suchte. Bei vielen schmerzhaften Curen, denen Theodor sich unterwerfen mußte und bei treuer, sorgsamer Pflege — denn die vielen offenen Stellen seines Körpers mußten auf das Schonendste verbunden werden — dauerte die Krankheit bis in sein 10tes Jahr, bald an das Bett ihn fesselnd, bald umherzugehen ihm erlaubend; wer aber weiß, wie der Herr auch darum uns so unergründlich tief liebet, weil wir ihm so unsäglich viele Mühe gemacht haben, der wird es leicht erklärlich finden, wie das Kind durch die beständige Pflege,

deren es bedurfte, dem Herzen der Mutter nur um so theurer geworden war, also daß sie sich ganz in ihn und in seine Schwachheit hineingelebt hatte. Im Frühjahr 1839 heilten die Wunden an seinem kranken Körper endlich zu und wir hielten für gewiß, daß das Kind nun auch in wenigen Jahren eine seinem Alter angemessene Stärke und Leibeskraft erhalten würde, da den Körper die bisherigen, immerwährenden Ausflüsse nicht mehr schwächten.

Ich muß hier bemerken, daß der kleine Theodor bei aller Leibesschwachheit einen seinem Körper weit vorausgeeilten Geist hatte. Er ging besonders gern zur Schule und obgleich er wegen seiner immerwährenden Kränklichkeit so sehr von einem regelmäßigen Schulbesuche abgehalten wurde, daß er über die Hälfte des Jahres fehlen mußte, war er doch seinen Mitschülern stets voraus. Er erkannte dies auch dankbar an und sagte noch in seiner letzten Krankheit oft, daß er wohl seine Mitschüler bald wieder einholen wollte, und daß er dem lieben Gott für sein gutes Gedächtniß nicht genug danken könne. Oft wurde er zur Schule getragen, gewöhnlich aber ging er, wenn es sein Körperzustand nur einigermaßen zuließ, und man konnte ihn nicht ohne Rührung die Straße hinauf nach dem Schulhause eilen sehen, wiewohl er wegen seines rechten, kranken Fußes, der vom Schienbein bis zum Knöchel krumm war, beständig hinken mußte. Während seiner letzten Krankheit ward das neugebaute schöne

Schulhaus eingeweiht, da ließ er sich hintragen und nahm in einem Armsessel an der Feierlichkeit Theil. Zuweilen mußte er auch Krücken gebrauchen. Aber die große Lebendigkeit seines Geistes behielt fast immer die Oberhand über die Gebrechlichkeit des Leibes und so kam es, daß er bei allem seinem Elend doch fast immer fröhlich und guter Dinge war und die, über seine verkrüppelte Gestalt ganz besonders betrübte Mutter, auf eigenthümliche Weise zu trösten wußte.

So gut sich nun auch das Jahr 1839 hinsichtlich seiner Gesundheit angelassen hatte, so fing er doch schon im Herbste desselben Jahres an über heftige Schmerzen in der rechten Hüfte zu klagen. Im November wurde er bettlägerig; es zeigte sich eine große Geschwulst am Hüftgelenke, die bis zu einer unförmlichen Größe anwuchs, endlich aufging und in großer Menge Blut und Eiter ausfließen ließ. Jetzt zeigte sich's, daß das arme Kind an einer Vereiterung des Hüftgelenks und Fäulniß des großen Hüftknochens zu leiden hatte. Es ist dieß, nach dem Zeugniß der Aerzte, eine der fürchterlichsten Krankheiten, und das Kind hat sie in allen ihren entsetzlichen Stadien durchgemacht, und es schien, als ob das junge Herz gar nicht brechen könnte, da seine Brustgefäße und Eingeweide besonders gut und gesund waren. Die große Wunde an der Hüfte mußte täglich zweimal verbunden werden, und der übermäßig ausfließende Eiter verbrei-

tete einen unerträglichen Geruch. Der Knabe konnte sich selbst nicht auf seinem Lager bewegen und mußte immer in einer und derselben Lage bleiben. Die Noth stieg noch höher, als er bald anfing, drei wunde Stellen an seinem Rückgrat zu bekommen, wo er sich durchgelegen hatte, die ihm entsetzliche Schmerzen machten. Tag und Nacht mußten jetzt wenigstens Zwei um ihn sein. Immer unerträglicher wurden nun die Schmerzen; er konnte zuletzt nicht die geringste Bewegung mehr ertragen und schlief nicht mehr ein, weil die unwillkürlichen Bewegungen im Schlafe ihn immer wieder mit heftigem Geschrei aufschrecken ließen. Da lag er denn nun müde und abgemattet und konnte doch nicht schlafen, daß einem das Herz brechen mochte, wenn man ihn ansah. Es wurden Opiumpulver verordnet, um ihm Ruhe zu verschaffen, und nach einer kurzen, augenblicklichen Aufregung fiel er dann immer in einen solchen betäubenden Schlaf, der ihn die Schmerzen nicht fühlen ließ. An diese Pulver gewöhnte er sich so, daß er sie nicht wieder lassen wollte, so sehr sie auch seinen elenden Körper noch vollends schwächten. Aber dennoch hatte dieser schwache, elende Körper die ganze Krankheit mit allen ihren entsetzlichen Schmerzen vom Winter 1839 an bis in den August 1840 ausgehalten, wo dann endlich seine sanfte, selige Auflösung erfolgte; und bei aller Noth und allem Jammer verließ ihn doch seine Heiterkeit bis gegen die letzten Wochen

seines Lebens nicht, und sobald nur die stoßweise eintretenden Schmerzen vorüber waren und er wieder etwas Ruhe hatte, äußerte sich auch schon der Sieg des Geistes über die Gebrechlichkeit des Leibes in fröhlichen Reden.

Theodor hatte eine Heilserkenntniß, die für einen Knaben seines Alters außergewöhnlich zu nennen war. Es war aber nicht mehr der einfache, ruhige Kinderglaube, der in solchen jungen Herzen durch die Gnade des Herrn hier und da Früchte bringt, die so äußerst lieblich sind. Wie der Verstand bei ihm stets vorherrschte, wie der Geist seinen Jahren weit vorausgeeilt war, so waren auch seine Kämpfe fast wie die eines Erwachsenen, und Gott verherrlichte sich an seiner jungen Seele auf eine Weise, die uns nicht zweifeln läßt, daß er durchgedrungen ist zur wahrhaftigen Wiedergeburt.

Er las in seiner letzten Krankheit besonders gern in der Bibel, las oft der Mutter und den Schwestern aus diesem Buche Gottes vor und wiederholte die ihm in der Schule gegebenen Erklärungen dazu. Als seinen schwachen Gliedern die ganze Bibel zu schwer zu halten wurde, mußten wir ihm ein Neues Testament kaufen. Ich wollte wohl gern sterben, sagte er einst im Anfange seiner Krankheit, wenn ich nur wüßte, ob ich selig würde; und da ihm Jemand erwiederte: Warum solltest du nicht selig werden, hast du doch noch nichts Böses be-

gangen! fuhr er auf und sagte: Wer will das sagen? Stehlen und morden habe ich freilich noch nicht gekonnt, denn dazu hat es mir an Gelegenheit und an Kraft gefehlt; aber der böse Wille ist da, und mein Eigensinn, mit dem ich Aeltern und Geschwister immerwährend quäle, ist vor Gott eben so strafbar; denn Gott siehet das Herz an. Erst als wir ihn auf den Herrn Jesus und sein Verdienst und auf die freie Gnade Gottes hinwiesen, wurde er ruhig und getrost.

Diese lieblichen Aeußerungen der an seinem Herzen arbeitenden Gnade Gottes verloren sich aber bald, und in dem Maße, wie die Schmerzen zunahmen, schien auch der Geist sich mehr und mehr wieder zu verdüstern und das helle Licht des Evangelii zu verlieren. Der Eigensinn nahm überhand und wuchs von Tage zu Tage; der Kranke wollte nichts mehr von göttlichen Dingen hören, noch weniger mochten wir mit ihm vom Tode und von der Vorbereitung dazu reden, weil nach unserer damaligen geringen Einsicht es uns unrecht schien, das arme abgezehrte und höchst empfindliche, vor dem Tode bebende Kind durch solche Gedanken noch mehr zu beunruhigen. Wir hofften in dieser Zeit viel von einem Besuche meines ältesten Bruders, eines Candidaten der Theologie, welcher von jeher großen Einfluß auf das Herz des Kleinen gehabt hatte. Aber der Herr zeigte uns, daß wir nicht Fleisch für unsern Arm halten sollen. Der Bruder kam, konnte

aber fast gar nicht an das Herz des Kindes kommen, das fast nur seine beständigen Pflegerinnen um sich litt. Alle Versuche, ihn auf seinen nun ganz nahe bevorstehenden Tod vorzubereiten, mißlangen. Wir trösteten uns nur noch damit, daß es nicht eigentlich Theodor selbst war, an dem wir diese traurige Entfremdung von Gott bemerken mußten, denn der tägliche Genuß des Opiums hatte seinen Verstand förmlich verwirrt und ganz umdüstert. Die Pulver mußten in der letzten Zeit verdoppelt und verdreifacht werden, und sein Zustand glich bald dem eines Trunkenen, der nicht fähig ist Eindrücke von außen her in sich aufzunehmen, bald folgte eine so gänzliche Abspannung und Erschlaffung, daß seine Seele für nichts mehr Theilnahme und Empfindung bezeigte, als für den Schmerz, der ihn fortwährend aus seiner Fühllosigkeit wieder aufschreckte und nach neuen Pulvern schreien ließ. In diesem traurigen Zustande mußte der Bruder den Kleinen wieder verlassen, denn seine Pflicht gebot ihm die Abreise. Es war ein herzzerreißender Abschied für uns Alle. Da lag er, der theure Kranke, stumpf und gefühllos auf seinem Lager, mit den deutlichen Anzeigen des nahen Todes in dem abgemagerten Gesicht, Hände und Füße schon abgestorben, und wir konnten nicht wissen, ob die Seele nicht auch einem ewigen Tode entgegen ginge. Am Vorabende der Abreise empfahlen wir in gemeinschaftlichem Gebete ihn der Gnade des Herrn; wir beteten miteinander

den 42sten Psalm, und wurden im Herzen reichlich erquickt und gestärkt, wir spürten Alle das sanfte Wehen des Geistes Gottes; und indem wir den Bruder ganz in den Willen und an das Herz des Herrn Jesu legten, baten wir den treuen Heiland nur noch um das Eine, daß Er uns doch aus großer Barmherzigkeit Sein Werk an dem Herzen des armen Kindes schauen, und es nicht dahin gehen lassen möchte in diesem stumpfen, gefühllosen Zustande. Wir glauben, daß Du ihn selig machen willst und kannst, schrieen wir, aber hilf unsrem Unglauben; um unsres Glaubens Schwachheit willen laß es uns schon hier schauen, lieber Herr! Und der Herr hat uns erhört! ja es hieß auch von uns: Da dieser Elende rief, hörete ihn der Herr und half ihm. Doch um die letzten Umstände des Sterbelagers unseres kleinen Theodor möglichst genau und treu zu schildern, erlaube ich mir, hier einen Brief abzuschreiben, der unmittelbar nach seinem Tode an den entfernten ältesten Bruder geschrieben wurde:

»S. den 12. August 1840.

Theodor hat nun endlich ausgelitten! doch lobe und danke mit uns dem Herrn, denn unser gemeinschaftliches Gebet ist herrlich und über unser Bitten erhört worden. Vernimm den weitern Verlauf seiner Krankheit bis zu seiner Auflösung.

Wenn Theodor in der letzten Zeit Deines Hierseins und auch noch am Tage Deiner Abreise, am Mittwoch, fast immer stumpf und gefühllos dalag,

so änderte sich dies schon den Donnerstag ganz und gar. Donnerstag und Freitag waren für ihn Tage der unsäglichsten Schmerzen. Er aß gar nichts mehr, nahm viel Pulver, aber der Schmerz war nicht mehr zu betäuben. Er hatte jetzt die Schwämme im Munde bekommen, welche sich schnell durch den ganzen Körper bis in den Darmkanal verbreiteten, und indem sie so auch die innern, bisher immer noch gesunden Theile ergriffen, wurde seine völlige Auflösung vorbereitet. Er schrie laut, seine Gedärme rissen ihm entzwei. Mutter und Schwestern wiesen ihn zum Gebet; er versuchte es auch, aber da er keinen Erfolg spürte, wollte er verzweifeln. So hielten wir denn desto mehr an und beteten laut für ihn, bis er wieder etwas ruhiger wurde. Den Sonnabend ging es um Vieles besser; Theodor schien sich sichtlich zu erholen und aß wieder etwas mit Appetit. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag erwachte er plötzlich gegen 1 Uhr und rief der Mutter zu, sie sollte ihm ein Pulver geben, damit entweder sein Leiden beendet würde oder damit es zur Besserung ginge: denn er könne und wolle es nicht mehr aushalten. Die Mutter redete ihm zu, geduldig zu sein und den Herrn anzurufen, der ihm allein helfen könne, und nun fing er an zu beten, aber was für ein Gebet! Wie ein Verzweifelnder fing er an zu schreien: Gott wolle ihn nicht mehr hören, so oft er auch rufe; er wolle deshalb lieber gar nicht mehr beten, denn solche Schmerzen wären nicht zu ertra=

gen, und so fort. Der Vater sprang aus dem Bette und rief ihm zu: Theodor, so geht es nicht! das ist kein Gebet, das ist Verzweiflung. Die Mutter aber sank an seinem Lager nieder und betete laut für ihn, bis sie seine Schmerzen nieder gebetet hatte. Ich war bei diesem Auftritte nicht zugegen, aber am Sonntag Morgen um 10 Uhr wiederholte er sich. Ich habe nie dergleichen erlebt; sein Zustand und seine Aeußerungen waren schrecklich; ich mußte hinaus und im Stillen für ihn zum Herrn schreien. Die Mutter aber hielt treulich bei ihm aus und betete bis der qualvolle Zustand vorüber war. Den Sonntag Nachmittag kam ein ähnlicher Anfall, der aber leichter vorüberging, und auf die bloße Aeußerung einer der Schwestern, daß der Herr ihm nun ja doch geholfen habe, fing das Kind an zu beten, daß der Herr ihm doch seine Sünden vergeben und ihn zu Gnaden annehmen wolle. — Von hier an scheint er seinen Tod vorausgewußt zu haben, wie aus vielen Aeußerungen hervorging. Nach jenem Gebete verfiel er in einen tiefen Schlummer, der bis Montag Nachmittag mit einzelnen Unterbrechungen anhielt. Er mußte in dieser Zeit die starken Opiumpulver erst alle 6, dann alle 5 und zuletzt alle 4 Stunden nehmen, so daß er in einer immerwährenden Betäubung lag. Den Montag gegen Abend bat er, man möchte ihm doch die Pulver noch einmal machen lassen, denn in dieser Nacht wolle er sich nicht mehr so quälen. Bald darauf

schlief er wieder ein, war aber doch mitunter recht unruhig. Doch nun sollte bald die Gnade Gottes bei ihm zum Durchbruche kommen. Gegen halb zwölf Uhr erwachte er unter unsäglichen Schmerzen, aber auf die bloße Ermahnung der Mutter zur Geduld und zum Gebet fing er an mit dem Herrn zu ringen, und mit solcher Gewalt an das Vaterherz Gottes zu greifen, daß alles um ihn verstummte und stille ward. Hier sind die Worte seines Gebetes, so treu, wie sie sich dem Herzen einer Mutter eingeprägt haben, denn ich selbst war nicht zugegen, als der Herr sich also an dem schwachen Gefäße verherrlichte. »Vater!« rief er, «höre mein Rufen und mein Schreien! Dein Wort kann ja nicht lügen, und Du hast gesagt in Deinem heiligen Worte: Rufe Mich an in der Noth, so will Ich dich erretten und du sollst Mich preisen! Siehe, ich rufe Dich! Höre mich, mein Herr und Gott! Ach, mein Heiland, verlaß mich nicht in meiner großen Noth! Mache Dein Wort an mir wahr! Ja, Du mußt mir helfen! Siehe ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn, wie Du Jakob gethan hast. Ach barmherziger Heiland, sei mir mit Deiner Hülfe nahe! Ich komme zu Dir, wie der verlorne Sohn, ach nimm mich armen Sünder an!« Dann fing er das schöne Lied «Befiehl du deine Wege« von dem 9ten Verse an herzubeten: «Er wird zwar eine Weile mit Seinem Trost verziehn« ꝛc. Als er an die Stelle kam: «Er giebt mir selbst die Palmen in meine

rechte Hand«, wurde er immer begeisterter und bei den Worten: »Mach' End', o Herr, mach' Ende,« schien es gar nicht mehr seine Stimme zu sein, wie er denn überhaupt das ganze Gebet mit überlauter, kräftiger Stimme sprach. Hierauf ließ er sich zurücklegen, sprach leise noch die Worte: Herr Jesus! nimm mich armen Sünder an! und sagte dann laut: Amen! Nun wurde er ganz still. Die Seele hatte sich losgerungen und von jetzt an stöhnte er nur noch einzelne Worte. Als er am Dienstage aufgerichtet wurde, riß die Haut an seiner Hüfte durch, das Gelenk war von einander gegangen, der halbe Hüftknochen streckte sich von allen seinen Bändern los hervor, und der Körper zog sich lang aus. Hände und Arme waren abgestorben und blau, aber das Herz wollte noch nicht brechen. Zweimal trat ein heftiger, furchtbarer Todeskampf ein, nach welchem er in einem starken Röcheln und Stöhnen noch einige Stunden verblieb. Endlich ließ das Röcheln nach; er schöpfte schwach und immer schwächer Athem, und ¾ auf 12 Uhr in der Dienstag-Nacht entschlief er so sanft, daß wir es kaum bemerkten.«

So weit der Brief. Es war der 11. August 1840 der Tag seines Heimganges.

Am Sonntag darauf hielt der Prediger des Ortes dem Kinde vor der Gemeine die Danksagung. Er erzählte einfach, schlicht und treu die Auftritte an seinem Sterbelager. Die ganze Gemeine war

lichen Leben, und wie viel segensreicher ist ihr und uns Allen die letzte Gebetserhörung an dem Sterbebette des lieben Kleinen geworden, die über Erde und Tod hinaus in einem ewigen Leben und in unvergänglicher Herrlichkeit ihn uns zeigt, gegen die frühere, da der Herr ihn nur dem zeitlichen Dasein und vielem Jammer und Elend wiedergegeben. Doch ich erzähle weiter. Das todtkranke Kind genas also wieder, zur unbeschreiblichen Freude der Mutter, aber frisch und blühend, wie es früher immer gewesen, wurde es nicht wieder. Häufige Rückfälle kamen, die sich alle auf verschiedene Weise äußerten. Zuletzt behielt es geschwollene Füße; die Geschwulst zog sich ausschließlich nach der rechten Seite des Körpers, brach hier an mehreren Stellen vom Fuße an bis zum Halse auf und bald zeigte es sich, daß es der Knochenfraß war, in dem der, in dem Körper des Kindes nicht völlig ertödtete Krankheitsstoff, sich Ausgang zu verschaffen suchte. Bei vielen schmerzhaften Curen, denen Theodor sich unterwerfen mußte und bei treuer, sorgsamer Pflege — denn die vielen offenen Stellen seines Körpers mußten auf das Schonendste verbunden werden — dauerte die Krankheit bis in sein 10tes Jahr, bald an das Bett ihn fesselnd, bald umherzugehen ihm erlaubend; wer aber weiß, wie der Herr auch darum uns so unergründlich tief liebet, weil wir ihm so unsäglich viele Mühe gemacht haben, der wird es leicht erklärlich finden, wie das Kind durch die beständige Pflege,

deren es bedurfte, dem Herzen der Mutter nur um so theurer geworden war, also daß sie sich ganz in ihn und in seine Schwachheit hineingelebt hatte. Im Frühjahr 1839 heilten die Wunden an seinem kranken Körper endlich zu und wir hielten für gewiß, daß das Kind nun auch in wenigen Jahren eine seinem Alter angemessene Stärke und Leibeskraft erhalten würde, da den Körper die bisherigen, immerwährenden Ausflüsse nicht mehr schwächten.

Ich muß hier bemerken, daß der kleine Theodor bei aller Leibesschwachheit einen seinem Körper weit vorausgeeilten Geist hatte. Er ging besonders gern zur Schule und obgleich er wegen seiner immerwährenden Kränklichkeit so sehr von einem regelmäßigen Schulbesuche abgehalten wurde, daß er über die Hälfte des Jahres fehlen mußte, war er doch seinen Mitschülern stets voraus. Er erkannte dies auch dankbar an und sagte noch in seiner letzten Krankheit oft, daß er wohl seine Mitschüler bald wieder einholen wollte, und daß er dem lieben Gott für sein gutes Gedächtniß nicht genug danken könne. Oft wurde er zur Schule getragen, gewöhnlich aber ging er, wenn es sein Körperzustand nur einigermaßen zuließ, und man konnte ihn nicht ohne Rührung die Straße hinauf nach dem Schulhause eilen sehen, wiewohl er wegen seines rechten, kranken Fußes, der vom Schienbein bis zum Knöchel krumm war, beständig hinken mußte. Während seiner letzten Krankheit ward das neugebaute schöne

Schulhaus eingeweiht, da ließ er sich hintragen und nahm in einem Armsessel an der Feierlichkeit Theil. Zuweilen mußte er auch Krücken gebrauchen. Aber die große Lebendigkeit seines Geistes behielt fast immer die Oberhand über die Gebrechlichkeit des Leibes und so kam es, daß er bei allem seinem Elend doch fast immer fröhlich und guter Dinge war und die, über seine verkrüppelte Gestalt ganz besonders betrübte Mutter, auf eigenthümliche Weise zu trösten wußte.

So gut sich nun auch das Jahr 1839 hinsichtlich seiner Gesundheit angelassen hatte, so fing er doch schon im Herbste desselben Jahres an über heftige Schmerzen in der rechten Hüfte zu klagen. Im November wurde er bettlägerig; es zeigte sich eine große Geschwulst am Hüftgelenke, die bis zu einer unförmlichen Größe anwuchs, endlich aufging und in großer Menge Blut und Eiter ausfließen ließ. Jetzt zeigte sich's, daß das arme Kind an einer Vereiterung des Hüftgelenks und Fäulniß des großen Hüftknochens zu leiden hatte. Es ist dieß, nach dem Zeugniß der Aerzte, eine der fürchterlichsten Krankheiten, und das Kind hat sie in allen ihren entsetzlichen Stadien durchgemacht, und es schien, als ob das junge Herz gar nicht brechen könnte, da seine Brustgefäße und Eingeweide besonders gut und gesund waren. Die große Wunde an der Hüfte mußte täglich zweimal verbunden werden, und der übermäßig ausfließende Eiter verbrei-

tete einen unerträglichen Geruch. Der Knabe konnte sich selbst nicht auf seinem Lager bewegen und mußte immer in einer und derselben Lage bleiben. Die Noth stieg noch höher, als er bald anfing, drei wunde Stellen an seinem Rückgrat zu bekommen, wo er sich durchgelegen hatte, die ihm entsetzliche Schmerzen machten. Tag und Nacht mußten jetzt wenigstens Zwei um ihn sein. Immer unerträglicher wurden nun die Schmerzen; er konnte zuletzt nicht die geringste Bewegung mehr ertragen und schlief nicht mehr ein, weil die unwillkürlichen Bewegungen im Schlafe ihn immer wieder mit heftigem Geschrei aufschrecken ließen. Da lag er denn nun müde und abgemattet und konnte doch nicht schlafen, daß einem das Herz brechen mochte, wenn man ihn ansah. Es wurden Opiumpulver verordnet, um ihm Ruhe zu verschaffen, und nach einer kurzen, augenblicklichen Aufregung fiel er dann immer in einen solchen betäubenden Schlaf, der ihn die Schmerzen nicht fühlen ließ. An diese Pulver gewöhnte er sich so, daß er sie nicht wieder lassen wollte, so sehr sie auch seinen elenden Körper noch vollends schwächten. Aber dennoch hatte dieser schwache, elende Körper die ganze Krankheit mit allen ihren entsetzlichen Schmerzen vom Winter 1839 an bis in den August 1840 ausgehalten, wo dann endlich seine sanfte, selige Auflösung erfolgte; und bei aller Noth und allem Jammer verließ ihn doch seine Heiterkeit bis gegen die letzten Wochen

seines Lebens nicht, und sobald nur die stoßweise eintretenden Schmerzen vorüber waren und er wieder etwas Ruhe hatte, äußerte sich auch schon der Sieg des Geistes über die Gebrechlichkeit des Leibes in fröhlichen Reden.

Theodor hatte eine Heilserkenntniß, die für einen Knaben seines Alters außergewöhnlich zu nennen war. Es war aber nicht mehr der einfache, ruhige Kinderglaube, der in solchen jungen Herzen durch die Gnade des Herrn hier und da Früchte bringt, die so äußerst lieblich sind. Wie der Verstand bei ihm stets vorherrschte, wie der Geist seinen Jahren weit vorausgeeilt war, so waren auch seine Kämpfe fast wie die eines Erwachsenen, und Gott verherrlichte sich an seiner jungen Seele auf eine Weise, die uns nicht zweifeln läßt, daß er durchgedrungen ist zur wahrhaftigen Wiedergeburt.

Er las in seiner letzten Krankheit besonders gern in der Bibel, las oft der Mutter und den Schwestern aus diesem Buche Gottes vor und wiederholte die ihm in der Schule gegebenen Erklärungen dazu. Als seinen schwachen Gliedern die ganze Bibel zu schwer zu halten wurde, mußten wir ihm ein Neues Testament kaufen. Ich wollte wohl gern sterben, sagte er einst im Anfange seiner Krankheit, wenn ich nur wüßte, ob ich selig würde; und da [illegible] Jemand erwiederte: Warum solltest du nicht [illegible] werden, hast du doch noch nichts Böses be-

gangen! fuhr er auf und sagte: Wer will das sagen? Stehlen und morden habe ich freilich noch nicht gekonnt, denn dazu hat es mir an Gelegenheit und an Kraft gefehlt; aber der böse Wille ist da, und mein Eigensinn, mit dem ich Aeltern und Geschwister immerwährend quäle, ist vor Gott eben so strafbar; denn Gott siehet das Herz an. Erst als wir ihn auf den Herrn Jesus und sein Verdienst und auf die freie Gnade Gottes hinwiesen, wurde er ruhig und getrost.

Diese lieblichen Aeußerungen der an seinem Herzen arbeitenden Gnade Gottes verloren sich aber bald, und in dem Maße, wie die Schmerzen zunahmen, schien auch der Geist sich mehr und mehr wieder zu verdüstern und das helle Licht des Evangelii zu verlieren. Der Eigensinn nahm überhand und wuchs von Tage zu Tage; der Kranke wollte nichts mehr von göttlichen Dingen hören, noch weniger mochten wir mit ihm vom Tode und von der Vorbereitung dazu reden, weil nach unserer damaligen geringen Einsicht es uns unrecht schien, das arme abgezehrte und höchst empfindliche, vor dem Tode bebende Kind durch solche Gedanken noch mehr zu beunruhigen. Wir hofften in dieser Zeit viel von einem Besuche meines ältesten Bruders, eines Candidaten der Theologie, welcher von jeher großen Einfluß auf das Herz des Kleinen gehabt hatte. Aber der Herr zeigte uns, daß wir nicht Fleisch für unsern Arm halten sollen. Der Bruder kam, konnte

so änderte sich dies schon den Donnerstag ganz und gar. Donnerstag und Freitag waren für ihn Tage der unsäglichsten Schmerzen. Er aß gar nichts mehr, nahm viel Pulver, aber der Schmerz war nicht mehr zu betäuben. Er hatte jetzt die Schwämme im Munde bekommen, welche sich schnell durch den ganzen Körper bis in den Darmkanal verbreiteten, und indem sie so auch die innern, bisher immer noch gesunden Theile ergriffen, wurde seine völlige Auflösung vorbereitet. Er schrie laut, seine Gedärme rissen ihm entzwei. Mutter und Schwestern wiesen ihn zum Gebet; er versuchte es auch, aber da er keinen Erfolg spürte, wollte er verzweifeln. So hielten wir denn desto mehr an und beteten laut für ihn, bis er wieder etwas ruhiger wurde. Den Sonnabend ging es um Vieles besser; Theodor schien sich sichtlich zu erholen und aß wieder etwas mit Appetit. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag erwachte er plötzlich gegen 1 Uhr und rief der Mutter zu, sie sollte ihm ein Pulver geben, damit entweder sein Leiden beendet würde oder damit es zur Besserung ginge: denn er könne und wolle es nicht mehr aushalten. Die Mutter redete ihm zu, geduldig zu sein und den Herrn anzurufen, der ihm allein helfen könne, und nun fing er an zu beten, aber was für ein Gebet! Wie ein Verzweifelnder fing er an zu schreien: Gott wolle ihn nicht mehr hören, so oft er auch rufe; er wolle deshalb lieber gar nicht mehr beten, denn solche Schmerzen wären nicht zu ertra-

gen, und so fort. Der Vater sprang aus dem Bette und rief ihm zu: Theodor, so geht es nicht! das ist kein Gebet, das ist Verzweiflung. Die Mutter aber sank an seinem Lager nieder und betete laut für ihn, bis sie seine Schmerzen nieder gebetet hatte. Ich war bei diesem Auftritte nicht zugegen, aber am Sonntag Morgen um 10 Uhr wiederholte er sich. Ich habe nie dergleichen erlebt; sein Zustand und seine Aeußerungen waren schrecklich; ich mußte hinaus und im Stillen für ihn zum Herrn schreien. Die Mutter aber hielt treulich bei ihm aus und betete bis der qualvolle Zustand vorüber war. Den Sonntag Nachmittag kam ein ähnlicher Anfall, der aber leichter vorüberging, und auf die bloße Aeußerung einer der Schwestern, daß der Herr ihm nun ja doch geholfen habe, fing das Kind an zu beten, daß der Herr ihm doch seine Sünden vergeben und ihn zu Gnaden annehmen wolle. — Von hier an scheint er seinen Tod vorausgewußt zu haben, wie aus vielen Aeußerungen hervorging. Nach jenem Gebete verfiel er in einen tiefen Schlummer, der bis Montag Nachmittag mit einzelnen Unterbrechungen anhielt. Er mußte in dieser Zeit die starken Opiumpulver erst alle 6, dann alle 5 und zuletzt alle 4 Stunden nehmen, so daß er in einer immerwährenden Betäubung lag. Den Montag gegen Abend bat er, man möchte ihm doch die Pulver noch einmal machen lassen, denn in dieser Nacht wolle er sich nicht mehr so quälen. Bald darauf

schlief er wieder ein, war aber doch mitunter recht unruhig. Doch nun sollte bald die Gnade Gottes bei ihm zum Durchbruche kommen. Gegen halb zwölf Uhr erwachte er unter unsäglichen Schmerzen, aber auf die bloße Ermahnung der Mutter zur Geduld und zum Gebet fing er an mit dem Herrn zu ringen, und mit solcher Gewalt an das Vaterherz Gottes zu greifen, daß alles um ihn verstummte und stille ward. Hier sind die Worte seines Gebetes, so treu, wie sie sich dem Herzen einer Mutter eingeprägt haben, denn ich selbst war nicht zugegen, als der Herr sich also an dem schwachen Gefäße verherrlichte. »Vater!« rief er, «höre mein Rufen und mein Schreien! Dein Wort kann ja nicht lügen, und Du hast gesagt in Deinem heiligen Worte: Rufe Mich an in der Noth, so will Ich dich erretten und du sollst Mich preisen! Siehe, ich rufe Dich! Höre mich, mein Herr und Gott! Ach, mein Heiland, verlaß mich nicht in meiner großen Noth! Mache Dein Wort an mir wahr! Ja, Du mußt mir helfen! Siehe ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn, wie Du Jakob gethan hast. Ach barmherziger Heiland, sei mir mit Deiner Hülfe nahe! Ich komme zu Dir, wie der verlorne Sohn, ach nimm mich armen Sünder an!« Dann fing er das schöne Lied «Befiehl du deine Wege» von dem [illegible] Verse an herzubeten: «Er wird zwar eine Weile [illegible] Trost verziehn» &c. Als er an die Stelle [illegible] giebt mir selbst die Palmen in meine

rechte Hand«, wurde er immer begeisterter und bei den Worten: »Mach' End', o Herr, mach' Ende,« schien es gar nicht mehr seine Stimme zu sein, wie er denn überhaupt das ganze Gebet mit überlauter, kräftiger Stimme sprach. Hierauf ließ er sich zurücklegen, sprach leise noch die Worte: Herr Jesus! nimm mich armen Sünder an! und sagte dann laut: Amen! Nun wurde er ganz still. Die Seele hatte sich losgerungen und von jetzt an stöhnte er nur noch einzelne Worte. Als er am Dienstage aufgerichtet wurde, riß die Haut an seiner Hüfte durch, das Gelenk war von einander gegangen, der halbe Hüftknochen streckte sich von allen seinen Bändern los hervor, und der Körper zog sich lang aus. Hände und Arme waren abgestorben und blau, aber das Herz wollte noch nicht brechen. Zweimal trat ein heftiger, furchtbarer Todeskampf ein, nach welchem er in einem starken Röcheln und Stöhnen noch einige Stunden verblieb. Endlich ließ das Röcheln nach; er schöpfte schwach und immer schwächer Athem, und ¾ auf 12 Uhr in der Dienstag-Nacht entschlief er so sanft, daß wir es kaum bemerkten.«

So weit der Brief. Es war der 11. August 1840 der Tag seines Heimganges.

Am Sonntag darauf hielt der Prediger des Ortes dem Kinde vor der Gemeine die Danksagung. Er erzählte einfach, schlicht und treu die Auftritte an seinem Sterbelager. Die ganze Gemeine war

bewegt, ein allgemeines Schluchzen ließ sich durch die Kirche hören. — —

Brüder und Schwestern! die ihr dies leset, Aeltern und Kinder! helfet mir danken, loben und preisen den wunderbar herrlichen Gott und Heiland für seine herzliche Barmherzigkeit, die Er an diesem Kinde und an unserm ganzen Hause gethan hat. Ach, daß diese wahrhaftige Geschichte doch auch eure Herzen bewegen möchte, und zwar nicht blos zu einer flüchtigen Rührung der Theilnahme und des Mitgefühles, sondern zu dem festen Vorsatze, dem Herrn zu dienen, der solche Dinge thut, ja dessen Thun so wunderbar ist unter den Menschenkindern, und der doch allezeit, auch in den trübsten Tagen, nur Gedanken des Friedens mit uns hat und nicht des Leides. Es ist außer Ihm kein Heil und ist kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, denn der Name des Herrn Jesu. — Ja Herr Jesus, Du bist's, Du bist es gar! und ist kein andrer Heiland, ich weiß ja keinen! Darum soll's täglich und stündlich in meinem Herzen heißen: Herr Jesu, Dir leb' ich, Herr Jesu, Dir sterb' ich, Herr Jesu, Dein bin ich todt und lebendig; ach, mach' mich fromm und bei Dir ewig selig! Amen.

Ein Brief von Gottlieb
nach dem Attentat vom 26. Juli 1844.

Lieber Vetter!

St., den 16. August 1844.

Es geht Dir wohl wie mir? Du weißt nicht wer den Anfang machen soll, und so hat Jeder von Tage zu Tage gewartet, ob nicht der Andere zuerst schreiben wird. Darüber ist denn die Zeit vergangen, und es ist wieder stiller geworden im Herzen — aber ganz schweigen kann ich doch nicht, kann's auch nicht länger mehr aushalten; mir ist, als läge mir ein schwerer Stein auf dem Herzen, und ich dürfe Dir nicht eher wieder über einen andern Punkt schreiben, bis ich den heruntergeschrieben habe. Ich habe oft an Dich gedacht, und Dir hat's gewiß mit mir ebenso gegangen. Du wirst auch wohl gefragt haben: Was hat der Vetter dazu gesagt? Ja, Vetter, was soll ich dazu gesagt haben! Ich habe eigentlich nichts gesagt — aber ich bin eine Zeit lang ganz tiefsinnig gewesen — und meine alte Wunde hat mir weh gethan. — —

Der Fall kann einen aber auch ganz niederschlagen. — — Müssen wir das erleben in unserm

lieben Deutschland, wo's unser Ruhm ist, daß die Fürsten frei unter dem Volke herum gehen! Ich wollt's erst gar nicht glauben, und als ich's doch glauben mußte, ward mir so weh um's Herz, wie's einem wird, wenn etwas geschieht, was noch nie geschehen ist, und woran man nie gedacht hätte. — —

Ich werde die Geschichte Tag und Nacht nicht los — und wenn ich so hinter den Pferden hergehe, kommen mir allerlei seltsame Grübeleien. Zum Beispiel, ich denke, es wäre passirt, wie ich Pfingsten durch Berlin kam; ich hätte wollen den König abfahren sehen; hätte im Schloßhof gestanden, dicht neben dem Wagen — da wäre der Schuß gefallen — gerade vor mir — Vetter, dann zuckt's mir in den Armen bis in die Fingerspitzen hinein, ich fühle eine Löwenkraft in meiner Faust, greife den Mörder, drücke ihn zusammen — spanne die Pferde aus, mich mit dem Volke vor den Wagen, und so geht's im Jubelzuge durch alle Straßen der Stadt; — — — aber dann denke ich wieder, wie nur ein Haar gefehlt und die Kugel hätte getroffen, das Entsetzliche wäre geschehen — und dann sinken mir die Arme nieder, ich fühle mich so schwach und so klein — doch Herz und Augen richten sich zum Himmel auf, und ich möchte jauchzen, daß des Königs Leben noch von einer andern Treue behütet wird, als von der der Unterthanen, ja ich möchte jauchzen und loben und preisen — — nur, über dem Jauchzen fährt mir wieder ein tiefer Schmerz

durch das Herz — das Volk liebt seinen König, der Herr beschützt ihn, das hat sich sichtbarlich gezeigt — aber, Vetter, es ist ja doch auf ihn geschossen!

Zwar, es ist nur eine einzelne Hand gewesen, die sich gegen ihn erhoben — Gott sei tausendmal Dank, daß dem so ist — doch alle Welt hat den Schuß gehört, der Franzose hat ihn gehört — ein Mann macht ein ganzes Land berühmt; doch ein Bube bringt auch einem ganzen Volke Schmach und Schande. — —

Ich grübele oft, was mit dem Königsmörder gemacht werden soll. — Ich fürchte mich ordentlich, daß das Todesurtheil in lebenslängliche Festungsstrafe umgewandelt werden wird. Er hat's ja nicht im Schwarme, nicht in wilder, verkehrter Begeisterung gethan. —

Manchmal fällt mir eine recht ausgesuchte Marter für ihn ein: — Vetter, man sollte ihn frei laufen lassen, aber nicht über das preußische Gebiet hinaus, und ihm ein Zeichen an seine Stirne machen. So, wie Kain, müßte er umherirren, ein Abscheu aller, eine Pest der Menschen, ohne Freund, ohne Rath, ohne Hülfe. — —

Was mag er nur gedacht haben, der gute König und die gute Königin, wie so völlig unvermuthet der Schuß fiel, da er eben in den Wagen steigt, der ihn zu seinen unglücklichen schlesischen Kindern bringen soll? — — Ich weiß nicht, was

ich drum gäbe, wenn ich ihm den Schmerz hätte ersparen können! — — —

Doch, Gott sei Dank, auf dem schwarzen Grunde dieser verruchten That tritt ja auch die Liebe und Treue und Anhänglichkeit seines Volkes um so herrlicher heraus! Ich habe mich erquickt an der lebendigen, allgemeinen Theilnahme von Stadt und Land, an den Glückwünschungsschreiben von allen Orten und Enden, die an ihn ergangen sind — — — und

Ja, Vetter, ich habe auch eine Adresse an den König schreiben wollen, aber es ist mir wieder leid geworden. Was soll's auch? — Ich bin ja ohnehin bei jeder Adresse dabei gewesen, und meine Gedanken haben Courier geritten hin und her, und ich habe im Leben nicht so begierig nach den Zeitungen gegriffen als in dieser Zeit.

Da habe ich denn auch gelesen, wie der König und die Königin in Erdmannsdorf das heilige Abendmahl genommen, inmitten der ganzen Gemeine, wie sie mit einander niedergekniet sind und haben gebetet, lange gebetet, auch für den Mörder ein: »Vater, vergieb ihm!« haben dann das ganze Lied vom Anfang bis zu Ende gesungen: Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren! — — Vetter, was soll man denn da dem Könige noch schreiben — was soll man Worte machen — mir schießt auch das Wasser gleich in die Augen —



und ich habe doch den Feldzug mitgemacht, und will mich nicht gerne weichlich nennen lassen. —

Ich möchte lieber eine Adresse an das Volk schreiben, aber ich weiß nicht, wie ich's anfangen soll. Auch wird sich's Keiner annehmen wollen! Jeder wird sagen, er verabscheue die That und den Thäter, und doch, Vetter, warum ist bei unserer Väter Zeiten nicht auf den König geschossen worden?

Brüder, wollt' ich schreiben, womit ist das Pistol geladen gewesen? Unsere Väter haben nicht gesprochen von der Mündigkeit des Volks, vom alten Aberglauben, von der neuen Aufklärung, von Constitution und Preßfreiheit — aber sie haben auch nicht auf ihren König geschossen! — Doch wie gesagt, es würde sich's Niemand annehmen wollen.

In Berlin wollen sie den König feierlich empfangen, wenn er zurückkommt. Ein Theil will die ganze Stadt illuminiren, und der andere will die Armen an dem Tage speisen. — —

Ach, Vetter, es wird jetzt überall so viel illuminirt an den Köpfen, und dabei bleibt's doch in den Herzen so finster — und sind jetzt so Viele arm geworden, daß die Berliner die Speisung doch nicht zwingen — und darüber ist auf unsern lieben König geschossen!! — —

Leb' wohl, und freue Dich alle Tage, daß wir ihn noch haben. Es segne ihn Gott, unser Gott!

Dein ꝛc.

Ein Brief von Gottlieb
über den Hahnenschlag.

Lieber Herr Vetter!

St., den 28. Septbr. 1844.

Vorgestern ist **Hahnenschlag** gewesen in Hopfenstädt, und weil Du weißt, daß ich schon seit Jahr und Tag drauf los studire, wie ein Volksvergnügen eigentlich sein müßte, so wirst Du Dich weiter nicht wundern, daß ich meinen Rock auch angezogen habe und mit hingegangen bin. Denk' Dir eine schöne, grüne Wiese; links, jenseit des Bächleins, ein anmuthiges Holz am Bergabhange, rechts, auf der Höhe der Stoppelfelder, als Wahrzeichen der Güte Gottes ein halb Mandel Diemen, die in's Thal herniederschauen, und auf der Wiese selbst ein fröhliches Völkchen — Vetter, warum sollte ein Christenmensch solch einem Schauspiel nicht zusehen? Und doch ist so manches A b e r dabei. — Wenn uns nur bei solcher Gelegenheit der Branntwein nicht immer alle Freude verdürbe! Es giebt ja für mich keinen erquicklichern Anblick, als wenn ein armes Menschenkind so recht aus Herzensgrunde sich freuen kann; weiß ich doch, wie jedes sein Theil Jammer und Noth zu tragen hat, und es ist drum gar zu schön, wenn das Herz dann [illegible]l frei wird und absehen kann von Allem, was

da drückt und quält, und mir geht meins mit auf wenn ich so sehe, wie dann die Augen anfangen zu leuchten, und das Gesicht und der ganze Mensch in Gebärden und Bewegungen einen ganz andern Ausdruck gewinnt. Aber wenn es der Branntwein ist, der die Herzensfenster illuminirt hat — wie wird da die Fröhlichkeit zur Fratze! — Aus den Augen leuchtet ein unheimlich Feuer, alle Bewegungen sind grob und ungeschlacht, das Gelächter klingt wie ein Gewieher müßiger Rosse, und der ganze Mensch erinnert an das Vieh. Der Herr Amtmann in Hopfenstädt aber giebt seinen Leuten alle Jahre um diese Zeit ein Volksfest und spendirt ein Faß Branntwein dabei. Er kann's auch, denn er hat seine Brennerei jetzt mit Dampf einrichten lassen, und soll viel Geld verdienen.

Aber, Vetter, Du weißt wohl am Ende noch gar nicht, wie so ein Hahnenschlag eigentlich ist? Nun, siehst Du, zuerst wird ein Loch in die Erde gegraben, darauf ein lebendiger Hahn hineingethan, dann ein Deckel darüber gedeckt, und endlich ein großer Topf oben drauf gesetzt. Wer hernach mit seinem Dreschflegel den Topf entzwei schlägt, das gilt eben so viel, als wenn er dem Hahnen auf den Kopf getroffen hätte, und ich muß sagen, daß mir dieser Punkt bei der ganzen Geschichte am allerbesten gefallen hat, denn es ist doch im Grunde ein schlechtes Vergnügen für einen armen Hahnen, mit dem Dreschflegel eins auf den Kopf zu bekom-

Eine Correspondenz zwischen Gottlieb und seinem Vetter über Juden-Emanzipation.

Der Schulze an den Kantor.

St. den 11. November 1844.

Lieber Herr Vetter!

Ich wundere mich höchlich, was es jetzt in den Zeitungen für ein Geschreibens giebt von wegen der Juden, und da ich nicht mehr weiß, wie ich damit dran bin, so will ich mir bei Dir Raths erholen, was es auf sich hat mit der **Emanzipation**, wie sie's nennen. Zuerst wollte ich gerne wissen, wo solch Geschrei eigentlich herkommt, von den Christen, oder von den Juden. Wir leben doch hier auch nicht in der Türkei, aber bei uns Bauersleuten ist bis jetzt noch alles ganz stille davon gewesen, darum achte ich, kommt's nicht von den Christen zuerst. Was nun aber ein rechter Jude ist, sollte ich meinen, könnte es gar nicht einmal verlangen, denn er hat's ja in seinem Gesetz, daß Wolle und Leinen nicht mit einander gemengt sein sollen, und ich denke das Christenvolk kann sich's auch annehmen, daß in der Schrift steht: »Du sollst nicht ackern mit Ochs und Esel zugleich.«

Ich habe neulich mit dem Rummelsdörfer Schulmeister ein Langes und Breites über diesen Punkt gesprochen, aber der meinte, um der christlichen Liebe willen dürfe man nicht dagegen sein, und führte etliche Sprüche an, als: »Ein Jeder sehe nicht auf das Seine,« und: »Alles, was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen« u. s. w. und dergleichen mehr. Ich wußte nicht recht, was ich ihm antworten sollte; aber ich weiß, daß ich den Juden auch alles Liebe und Gute gönne und von Herzen Heil und Frieden wünsche, und ich bin auch ernstlich mit mir zu Rathe gegangen, ob's nicht etwa doch ein heimlicher Haß oder Groll wäre, daß ich nicht so recht in den Ton mit einstimmen kann, aber ich hab' es nicht finden können.

Wenn ich darüber nachdenke und überlege mir was in der Bibel über dies Kapitel steht, und sehe dann wieder unsere heutigen Juden an, so kommt's mir so vor, als stünde das Wort: »Du sollst ein Fremdling sein im fernen Lande« jedem Juden so deutlich mit dem Finger Gottes ins Angesicht geschrieben, daß es kein Mensch wegwischen kann; ja mir ist, als wär' es eine große Vermessenheit, wenn ein armes Menschenkind hintreten will, und meint es besser machen zu können, als der liebe Gott, und läßt sich bedünken, mit Gesetz und Befehl könne man eine Heimath zurichten, wem man wolle. Darum sollst Du mir Deine Meinung und Ansicht schreiben, damit ich weiß, wie ich dran bin. In-

zwischen will ich Dir eine Geschichte erzählen, die mir selber passirt ist und aus der Du Dir das Beste herausnehmen kannst.

Ich war neulich auf dem Rumpenheimer Jahr= markte gewesen und wollte mit meinem Nachbar wieder nach Hause gehen; der aber blieb noch an einer Bude bei einem ansehnlichen Juden stehen und feilschte um ein Tuch für seine Tochter. Wie ich nun auf ihn warte, gewahrt mich der Wind= müller von Wilhelmshof, ein rechter Erzspötter, der eben mit dem Sohne des Juden im Gespräch gestanden, und sagt zu dem: „Erzählt doch die Ge= schichte noch einmal, denn der Schulze da hört's gewiß auch gern.“ Es handelte sich aber um ein Komödienspiel, das Jener auf der Messe gesehen hatte, das war betitelt: »Schwärmerei nach der Mode« und sollte gegen die Frommen gehen. Ich merkte bald, daß das Ganze auf mich gestichelt war, und dachte bei mir selbst, alles hat seine Zeit, Schweigen und Reden, und wozu hat dir der liebe Gott das Mundwerk gegeben. Als darum seine Geschichte aus war, sagte ich: »Wenn das auf mich geredt sein soll, so will ich euch antworten, und wenn's mich nicht gemeint hat, so nehme ich mir's doch an. Ich lache und spotte über keines Menschen seine Religion, aber ich leid' auch solches von keinem Andern, und ein Christenmensch sollte sich schämen, der an solchem Geschwätz seinen Ge= fallen hat und seinen Herrn Christus zum andern

Mal an die Juden verräth. Weil denn nun aber der Herr da so klug zu reden weiß, so will ich ihm erst einmal auf den Grund fühlen, damit ich sehe, mit wem ich streite. Was ist denn eigentlich ein Jude, oder worauf steht euer Glaube? Haltet ihr, daß das alte Testament Gottes Wort ist?« Ueber das alles waren eine ganze Menge Juden zusammengetreten und fingen an über meine Frage untereinander hin und her zu reden, und etliche meinten, ja, das alte Testament wäre wahr und sie glaubten daran; etliche aber wollten nur die fünf Bücher Mosis und die Psalmen gelten lassen, etliche gar nur den Mose. Darauf sagte ich: »Es ist an dem genug! Wenn die fünf Bücher Mosis eures Glaubens Grund sind, so ist's gut, denn den Mann kenne ich auch. Laßt uns doch aber einmal herkommen und aus dem Mose den Tempeldienst, oder den der Hütte, was einerlei ist, und das Priesterthum, und das Opferwesen und die Messiashoffnung herausstreichen und wegnehmen, was wird dann noch bleiben? Ihr sagt, ihr seid Juden! Wo ist euer Tempel, euer Hoherpriester, euer Opfer, euer Messias? Was habt ihr für das alles aufzuweisen? Was ist's denn mit dem Messias? Sprecht, soll er noch kommen, oder ist er schon gekommen?« Da wurden sie wieder uneins und etliche meinten, er solle noch kommen und etliche, er käme gar nicht. Da sagt' ich: »Mit denen red' ich nicht, die da meinen, er kommt gar nicht,

denn das sind keine Juden. Aber [illegible] und
spricht ihr denn zu der Verheißung unsres Vaters
Jakob, daß das Scepter nicht von Juda weichen
werden solle, bis daß er komme? Das Königreich
ist nun schon über die 1800 Jahre von euch ge-
wichen, wo bleibt nur denn, der solle noch kommen?«
Darauf wußten sie nicht recht, was sie antworten
sollten, bis endlich einer das Wort nahm und sagte:
»Wir dürfen bei der Weissagung nicht dem Buch-
staben kleben, sondern müssen den Geist fassen.
Ich glaube: die allgemeine Emanzipation
der Juden, das ist unser Messias.« Da
wurden die Andern froh und stimmten ihm bei und
meinten, sie hätten nun das Rechte. Ich aber ant-
wortete: »Ihr [illegible] eure Herrlichkeit mit Lügen!
Da die Weissagungen geschahen, da hattet ihr das
Reich und die Macht und den König, und waret die
Herren, wie soll euch denn das verheißen sein als
euer Heil und eure Herrlichkeit, was ihr damals
schon viel besser hattet, als ihr es jetzt erlangen
könnt!« Inzwischen hatten sich viele Leute um uns
versammelt und hörten mit zu, und das mochte dem
Alten in der Bude verdrießlich sein, deshalb machte
er dem Handel ein Ende und sagte: »Herr Schulze,
laßt den Messias kommen, wenn er will und von
wo er will, wenn er nur kommt und bringt Geld
mit.« Da lachten sie Alle und es gab denn freilich
nichts mehr zu antworten. Ich sagte, ihr habt
den Streit angefangen und nicht ich, und ging mei-

ner Wege. Und das will ich jetzt auch thün, denn über der Geschichte ist mir der ganze Bogen voll geworden. Gehab Dich wohl.

Dein ꝛc.

Der Kantor an den Schulzen.

M., den 19. November 1844.

Gottlieb, über Deine Geschichte könnte man lachen, wenn kein so gewaltiger Ernst dahinter läge. Sie ist vollkommen aus dem Leben gegriffen, und derselbe Sinn, der Dir auf dem Rumpenheimer Jahrmarkte geantwortet hat, spricht sich im Allgemeinen bei den meisten Juden aus. Wie auch die Zeiten sich geändert haben, die Verhältnisse sind dieselben geblieben; Israel ist noch das alte, trotzige und verzagte Volk. Ein Theil hat den Messias »Geld« und der andere meint in der Emanzipation sein ganzes Heil zu finden. Einer der gefeiertsten, jüdischen Redner hielt neulich hier am Gedenktage der Zerstörung Jerusalems eine Rede, in der er in den Theilen: Israel, was es war, ist und sein wird, den nämlichen Schluß machte, daß die völlige Gleichstellung der Juden die sich nahende Erfüllung aller Verheißungen ihrer heiligen Bücher sei.

Doch ich will Dir Deinen Brief von vorn an beantworten, und zwar gebe ich Dir gern Be-

scheid, so viel ich nur weiß und kann; denn mir liegt Israel auch am Herzen, obgleich es manchem unserer neumodischen, aufgeklärten Herren nicht so scheinen würde, wenn er das läse, was ich von ihrer Emanzipation halte. Du fragst zuerst, »wo solch Geschrei und Geschreibens eigentlich herkommt?« So lange es Menschen giebt, Gottlieb, die sich selbst noch niemals gefragt haben, warum sie Christen heißen, und auf was und wen sie getauft sind, und so lange dieselben von ihren Geldern und Gütern leben, oder vielleicht eine sichere Anstellung, oder sonst ein Geschäft haben, bei dem ihnen die Juden keinen Abbruch thun können, läßt sich's ja wohl erklären, wie ein Theil Leute nicht begreifen kann, warum uns die Juden nicht gleich stehen sollen, da sie eben so wohl essen, trinken, schlafen, tanzen und spielen, wie die Christen. Das sind aber nicht die eigentlichen Wortführer in den Zeitungen, denn dazu sind sie in der Regel zu bequem. Die Hauptschreier sind meist junge, jüdische Doktoren und Gelehrte, ein Menschenschlag, von jüdischen Eltern geboren, aber in dem herrschenden Unglauben dieser Zeit groß gezogen; Leute, denen der Name Jude ein Schimpfwort ist, die sich aber noch nie die Mühe gegeben haben zu untersuchen, was das Christenthum eigentlich ist; und dies Zwittergeschlecht hat sich, weil es müßig am Markte sitzt, an die Zeitungen gemacht, und schreit und lärmt in die Welt hinein. Es versteht sich aber

von selbst, daß in diesen Räsonnements nicht die Stimme des Volks zu suchen ist.

Unter den Gegnern der Gleichstellung der Juden finden wir nun einen großen Haufen, der aus keinem andern Grunde dawider ist, als weil er von Juden bei seinem Handel und Gewerbe mehr oder weniger Schaden und Beeinträchtigung erleiden muß. Diese beiden Klassen von Menschen, für und gegen, gehen uns aber jetzt nichts an und sie mögen sehen, wie sie mit einander fertig werden; wir lassen sie fahren und wenden uns zu den wenigen auf der einen Seite, die da meinen, um der christlichen Liebe willen dürfe den Juden die bürgerliche Gleichstellung nicht vorenthalten werden.

Israel ist ein Fremdling unter uns. Wir müssen ihn aber uns erst näher ansehen, ehe wir bestimmen können, wie wir uns gegen ihn zu verhalten haben. Die französischen Emigranten und die Salzburger und Zillerthaler Auswanderer, das waren auch Fremdlinge, aber sie sind es nicht mehr. Das macht, sie kamen zu uns und sprachen: Laß mich unter dir wohnen, denn dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Merkst Du nun wohl, Gottlieb, wo der Knoten steckt? Die eine Hälfte des Spruches will Israel wohl gelten lassen; dein Volk soll mein Volk sein, spricht es, und wo du bist, da laß mich auch sein; aber die andere mag's nicht nachsagen, die doch die Hauptsache ist. Wie können zwei Völker eins werden,

so sie nicht Einen Gott haben? Schafft denn das Volk sich seinen Gott, oder schafft Gott die Völker? Erwählen sie ihn, oder er sie? Hat uns aber unser Gott sich zum Volk und Eigenthum erwählt, wie können wir denn eigenmächtig den uns gleichstellen wollen, der nicht dieses Gottes ist, ja der diesen Gott leugnet und verwirft, so wir doch selbst nur sagen können: »Aus Gnaden bin ich, das ich bin.« Oder hat Israel etwa mit uns denselben Gott? Noch ist der Name, welcher uns der allerheiligste ist, ihnen ein Spott und eine Verachtung; noch erklären sie es laut in die Welt hinein, daß sie halten, es sei nicht nöthig gewesen, daß Christus erschienen: so wir doch bekennen, daß in ihm allein Heil und Seligkeit zu finden ist.

Bei einer solchen Verschiedenheit, nicht der Ansichten und Meinungen, sondern des ganzen Glaubens- und Lebensgrundes, kann eine wahrhaftige Einigkeit im Geiste nicht stattfinden. Gegen einen solchen Fremdling gebietet uns die christliche Liebe nur, ihn aufzunehmen, ihn nicht zu drücken und zu plagen, sein Eigenthum zu schützen, kurz ihm zu vergönnen, daß er in Frieden unter uns wohne, so lange er nämlich Frieden finden kann im fremden Lande. Wie mögen wir aber den zu unserer Obrigkeit setzen in einem christlichen Staate, der nimmer den Geist des Christenthums fassen will, so wir doch alle Sonntage beten, daß derselbige Geist unsere Obrigkeit erleuchte und regiere. Oder wie

kann der Anführer im Heere sein, der sein eignes Volk nicht sammeln kann, so uns doch Gott gesetzt hat, ihn zu schützen, und nicht umgekehrt. Oder wie soll der in unserm Rathe sitzen, der ein andres Ziel verfolgt als wir? Oder sollen wir dem unsere Tochter zum Weibe geben, der zwar Ein Leib mit ihr sein kann, aber nicht Ein Geist? Das sei ferne!

Wir sollen die Seelen dieser Fremdlinge theuer achten, ob wir sie der Wahrheit gewännen; denn Gott hat uns das helle Licht seines Evangeliums nicht umsonst gegeben, sondern wir sollen gewiß wissen, daß wir den Weg und die Wahrheit und das Leben haben, Jene aber noch in der Irre gehen; und darum muß unser Verhalten gegen dieselben also sein, daß bei aller Liebe, die wir ihnen beweisen, sie es doch fühlen müssen, daß wir sind die Erben der Verheißung, ihren Vätern gegeben, daß wir das Leben und volle Genüge haben, während sie ein friede- und ruheloses Volk sind: damit die Sehnsucht nach ihrer Herrlichkeit in ihnen rege werde; damit sie ihre Blicke aufheben aus dem Staube der Gewinnsucht und loskommen vom Schachergeiste, an ihre Brust schlagen und Versöhnung suchen mit ihrem Gott; damit es wieder einmal von ihnen heiße, wie von dem alten Bundesvolke: »Da hub das ganze Israel seine Stimme auf und weinete,« ja daß sie schreien lernen nach ihrem Heil und wahrhaftiger Errettung, auf daß sie auch einkommen zu ihrer Ruhe, zu der Ruhe

die ihnen verheißen ist und die ihnen geben wird, der treu ist und wahrhaftig, wenn sie die Zeit ihrer Heimsuchung erkannt haben.

Mit Faustschlägen wollen wir sie nicht zu solcher Sehnsucht bringen. Unsere Zeit hat erkannt, daß die Liebe größere Dinge ausrichtet, als die Gewalt, daß der Zwang nur erbittert, aber die Liebe die Herzen bezwingt. Wohl, so zwinge sie denn die Liebe, aber sie schneide auch nicht, bevor das Feld zur Ernte reif ist, damit sie hernach nicht leeres Stroh dresche. Sie sage nicht Brüder, bevor Jene nicht Kinder sind. Sie theile nicht das Erbtheil mit Fremdlingen. Der Sohn allein ist Erbe im Hause. Der Magd Sohn soll nicht erben mit dem Sohne der Freien. Das Evangelium hat eine neue Zeit gemacht, wer aber unter dem Gesetze bleiben will, kann seines Segens nicht theilhaftig werden. Die Liebe ist Schwachheit, die den Aussatz des Bruders bedecken, aber nicht heilen will. Ohne Schmerzen keine Heilung. Wie mag ein Weib eines Kindleins genesen, so sie nicht zuvor in Kindesnöthen gelegen hat? Kann auch ein Volk geboren werden, ehe denn das Land die Wehen kriegt?

Israel bedarf der Wiedergeburt — und es wird wiedergeboren werden, das ist gewißlich wahr. Der Herr wird sein Volk nicht ewiglich verstoßen; er hat noch etwas Besonderes mit ihm vor, und das ist nicht die jetzt vorgeschlagene Emanzipation. Es

nimmt mich oft Wunder, wie unsere aufgeklärten Herren sich die außerordentliche Thatsache reimen können, daß das jüdische Volk, vor 1800 Jahren aus seinem Lande vertrieben und unter alle Völker der Erde zersprengt, sich in allen nur erdenkbaren Lagen und Verhältnissen, ja unter dem entsetzlichsten Drucke, unvermischt von allen andern Nationen erhalten hat. Es ist dies ein völlig einziger Fall in der ganzen Weltgeschichte, und ich weiß nicht, wie ein vernünftiger Mensch anders kann, als annehmen, daß es zu einem besondern Zweck also geordnet ist. Es giebt aber dafür keine andere genügende Erklärung, als in den Worten unsers allmächtigen Heilandes, da er von dem Ende aller Dinge redet: »Wahrlich, ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen u. s. w.« Wahrlich ja, dies Geschlecht steht unter uns da, als ewig unwiderlegliches Zeugniß, daß einst ein allmächtiger Mund wahrhaftig jenes Wort gesprochen hat. Und wie hier, so giebt uns auch die Schrift allein Aufschluß über die Zukunft dieses räthselhaften Fremdlings unter uns. »Sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben,« sagt das prophetische Wort. Jahrtausende hat es Israel mit Zähneknirschen sehen müssen, Jahrtausende ist Sein Blut, das sie selbst beschworen, über ihre Kinder gekommen zum Fluche — es wird die Zeit kommen, da sie mit Freudenthränen sehen werden die Herrlichkeit des um unsertwillen dahin Gegebenen, da jenes Blut auch

[illegible]

Doch genug für diesmal [illegible], daß ich keinen Schluß finden kann.

Denn ꝛc.

Der Schulze an den Kantor.

St. den 28. November 1844.

Hochgelehrter Herr Vetter!

Großen Dank für das Licht, welches mir Deine Weisheit aufgesteckt hat. Es leuchtet so ziemlich in alle Winkel meiner Finsterniß hinein, bis auf etzliche; doch ich denke, wenn Du es noch einmal putzst, werden auch diese sich aufklären. Ehe ich Dir aber weiter von meinen Zweifeln berichte, muß ich Dir erst etwas bekennen, was ich auf dem Herzen habe, und was nicht recht heraus will. Du mußt mich aber nicht falsch verstehen.

Siehst Du, Nathanael, unter dem, was Du in Deinem Briefe vorgebracht hast, ist mir die Geschichte von Frankreich besonders auffallend gewesen, wie nämlich dort alle Emanzipationsgesetze nichts geholfen haben. Ich finde das jetzt auch ganz natürlich, und kann mir nicht denken, wie nach der Emanzipation der Schacherjude, der zu mir ins Haus kommt, ein ander Gesicht haben und andre Worte machen soll, und daß ich ihm dann besser glauben werde, wenn er Leib und Seele, und Frau und Kind verschwört, daß ich ihm zum Schaden geboten habe, obgleich er mir das Tuch hinterher doch läßt. Nun siehst Du, seit mir bei unserm letzten Erntekranzfeste die poetische Ader gesprungen ist, und Du das Liedlein nicht verachtet, sondern gar

Des Richters Weisheit ist zu preisen.
Er hatt' die Rechte wohl studirt —
Und läßt es jedem fort verweisen,
Daß er den andern so schimpfirt.
Thut männiglich darauf zu wissen:
„Hinfort sei Jung und Alt beflissen,
„Daß jede Zunft in unsrer Stadt
„Auch ihre guten Ehren hat.“

Das Paar tritt aus der Rathhausstuben
Und schickt sich an nach Haus zu gehn.
Da muß ein Haufen Gassenbuben
Just unten auf der Straße stehn;
Indessen ob die edle Schaar
Zu einem Zweck versammelt war,
Ob sie vom Handel auch vernommen,
Ist mir zu Ohren nicht gekommen.

Der Kostumör fängt an zu beben,
Der Fabrikant zieht Handschuh an
Und sucht das Hintertheil zu heben;
Da fängt der tolle Jubel an.
Der ganze Troß folgt ausgelassen
Dem armen Paare durch die Gassen,
Und alles schreit und singt und pfeift:
„O Schneiderbock und Schusterkneist.“

Emanzipirt es mit der Feder
Das fremde Volk im deutschen Reich,

Und decretiret, daß nun Jeder
Uns Christen bürgerlich sei gleich:

Das Volk spricht aus ganz anderm Ton
Von der Emanzipation,
Es wird, ihr könnt's ihm nicht verwehren,
Auf seine Art die Juden ehren!

Nathanael, worauf ich damit hinzielen will, weißt Du besser, als ich's Dir sagen kann. Es sind Dir wie mir noch Geschichten im frischen Andenken, die wir als Christen nimmermehr billigen können. So soll auch die Fabel verstanden werden. Es werden das freilich ewig Gassenbuben bleiben, die einem nützlichen Gliede der menschlichen Gesellschaft solchen Spottnamen anhängen. Aber den stillen, anspruchslosen Schneider lassen sie ruhig gehen, und dem einfachen Schuhmacher legen sie nichts in den Weg; aber Sporen und Reitgerte bei einem Ritter mit der Elle können sie nicht vertragen. So macht's das Volk auch mit den Juden. Je mehr ein solcher aus dem Kreise heraustreten will, der ihm nun einmal durch seine Natur und Geschichte vorgeschrieben ist, um so eher bricht's gegen ihn los. Es hilft ihm hier kein Reichsein und keine Vornehmthuerei.

Wie gesagt, gemein bleib'ts immer, und wir wollen's nicht nachsagen, und die Obrigkeit soll es bestrafen, aber es ist doch bei aller Rohheit des ge-

meinsten Volks noch immer eine Ahnung da, daß es etwas hat, was dem Juden nicht zukommt, und dessen sich derselbe nicht ungestraft anmaßen darf. Doch Du kannst das alles besser von Dir geben, und ich will nur stille sein von meiner Fabel, und da genug gespaßt ist, gleich zu etwas recht Ernsthaftem übergehen.

Ich kann besonders über einen Punkt nicht fertig werden. Vetter, Du sprichst, das Räthsel des jüdischen Volkes kann uns nur die Bibel lösen, und ich glaube das. Weiter sagst Du, Juden werden Juden bleiben, bis der im Himmel sein Amen spricht zu ihrer Emanzipation, und wenn man das jüdische Volk und seine Geschichte ansieht, wer will's leugnen? Nun steht auch noch in der Bibel, Römer am 11ten, als ein Geheimniß das uns nicht vorenthalten werden soll: „Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, bis die Fülle der Heiden eingegangen sein wird.“ Wenn man aber das alles zusammenfaßt, wie verhält sich's dann mit der Judenmission? Steht sie nicht fast auf denselben Füßen, wie die Emanzipation? Jene wollen aus Schwachheit und falscher Nachgiebigkeit das Volk emanzipiren, und haben Gottes Ordnung wider sich; diese wollen, soll ich sagen aus falschem Eifer, Israel bekehren, und haben die göttliche Verheißung nicht dazu; denn nach dieser ist es jetzt noch nicht an der Zeit. Ist nun nicht beides Vermessenheit? Ist nicht auch der geringe, ja ich möchte sagen der

fast unmerkliche Erfolg der Judenmission ein Beweis, daß das Werk wider Gottes Verheißung angefangen ist? Aus diesem Handel sollst Du mir helfen, und da magst Du nur das Licht recht helle putzen, denn in dieser Ecke ist es am finstersten.

Sodann bitte ich Dich, den letzten Theil Deines Briefes noch ein wenig weiter auszuführen, denn ich denke Du wirst ja nun wieder ruhig Blut genug haben, daß du einen ordentlichen Schluß machen kannst. Ich wollte nämlich gerne, daß Du mir die Folgen eines Emanzipationsgesetzes noch handgreiflicher machtest, vor denen Du so große Furcht zu haben scheinst, und ob's kein Widerspruch ist, daß Du dabei zugleich behauptest, alle Gesetze und Befehle könnten hierbei nichts helfen. Ich merke wohl etwas, wo Du hinaus willst, und daß es in Frankreich anders sein muß, als bei uns, kann aber nicht recht darüber in's Klare kommen; schon weil ich für meine Person zu wenig mit den Juden zu verkehren habe.

Doch mich drückt noch eine andere Frage. In meinem vorigen Briefe bin ich schon darauf gekommen, daß Israel nichts mehr von der Herrlichkeit seines vorigen Gottesdienstes hat, keinen Tempel, keinen Hohenpriester, kein Opfer. Nichts ist geblieben, als etliche bloße Ceremonieen. Nun läßt sich's doch nicht leugnen, daß es unter den Juden sehr viele kluge und gelehrte Leute giebt, ja in den Dingen dieser Welt sind sie zumeist alle klüger,

ihnen zum Segen geflossen sein wird. Ich kann es nicht begreifen, wie einer ohne die Bibel das Räthsel des jüdischen Volks lösen will; aber es heißt auch von unserer Zeit: »Mit sehenden Augen sehen sie nicht, und erkennen es nicht« und den Emanzipationssüchtigen unserer Zeit wird es ergehen, wie dem heidnischen Kaiser Julian, da er mit Gewalt den Tempel Jerusalems wieder bauen wollte.

Darum hast Du recht, Gottlieb, daß durch Gesetz und Befehl die Juden nimmermehr wahrhaftig emanzipirt werden können. Nach Gottes Willen soll Israel ein Fremdling sein, und so wird es auch wohl bleiben müssen, bis der im Himmel selber Ja und Amen spricht zu ihrer Emanzipation. Die neuere Geschichte hat das schon bewiesen. In Frankreich haben die Juden schon lange gleiche bürgerliche Rechte mit den Christen, aber in den Augen des Volks sind sie darum immer nicht emanzipirt. Die Stellung der Juden ist dort im Wesentlichen nicht anders geworden als bei uns; und obgleich dort wie hier im geschäftlichen Verkehr das jüdische Geld am meisten läuft, so ist's doch bei aller Aufklärung und Freisinnigkeit der Franzosen kaum einmal erst vorgekommen, daß ein Jude zum Deputirten gewählt worden ist, und es gehört zu den größten Seltenheiten, daß ein solcher ein öffentliches Amt verwaltet. Was hilft ihnen also die Emanzipation! Ja es bleibt dabei, unser Herr *Gott* läßt sich keine Dekrete vorschreiben.

Man könnte diesen Satz so weit treiben, daß man dächte, laß sie machen was sie wollen, Juden werden Juden bleiben, sie mögen sie emanzipiren oder nicht, und ließe sich's gefallen, und schwiege stille dazu; aber da sei Gott für! Es könnte nur die allertraurigsten Folgen haben, in zeitlicher und ewiger Rücksicht, wenn ein christlicher Staat ein solches Gesetz wirklich wollte ausgehen lassen. Du weißt, was ich von einer Constitution halte. Aber bei einer constitutionellen Verfassung, wie in Frankreich, mag es weniger gefährliche Folgen haben; steht es doch nicht im schreienden Widerspruche mit dem ganzen Wesen derselben, wie bei der monarchischen Regierungsform; denn dort ist es nicht mehr Gott, der das Volk regiert, durch die Obrigkeit, die er gesetzt und verordnet hat, sondern die Nation soll mündig sein, und erwählt sich ihre Obrigkeit selbst durch freien Vertrag, und zu der Gesammtmasse des Volkes gehören die Juden mit. Laß sie sehen, wie sie mit ihnen fertig werden. Aber in einer christlichen Monarchie, deren ganzer Grund auf dem Satze ruht, daß aller Segen von oben herab kommt und nicht von unten herauf geht; wo der König von Gottes Gnaden König ist, und das Schwert an Gottes Statt trägt, da könnte ein solches Gesetz nicht, wie in Frankreich, spurlos verhallen. Was es für Folgen haben würde, weiß ich nicht, aber das weiß ich: Gott hat uns über viel gesetzt — das Christenthum hat einen überschwäng-

lichen Segen über die Welt gebracht, und selbst die Feinde und Leugner desselben zehren von den Segnungen der christlichen Kirche mehr als sie denken; und das hieße Gottes Gnade mit Füßen treten, wenn wir alles dies so geringe achten wollten, eins zu werden mit einem Volke, dessen Religion jetzt bei den Meisten nur darin besteht, diesen unsern Gott zu verwerfen. Ja, ich sage es noch einmal, dessen ganze Religion darin besteht, diesen unsern Gott zu verwerfen. Oder hast Du in Deinen Zeitungen nichts von dem Treiben der Frankfurter Juden gelesen? Was sie glauben, wissen diese Herren nicht, es kommt auch nicht darauf an, sie stellen blos die Punkte auf, die sie nicht glauben. Und da ist einer der vornehmsten, daß sie weder einen Messias erwarten, noch wünschen, daß je einer komme. Und das schreien sie laut ins Land hinein — ins Christenland, das sie nur duldet. Unter Allen, die den Namen Christen tragen, ist keiner, der nicht wenigstens zugestände, daß wir Christo unendlich viel verdanken, daß er eine neue Zeit, und Wahrheit und Recht an das Licht gebracht hat — und diese Fremdlinge rufen das laut in unser Land hinein! Und das soll eine Annäherung an das Christenthum sein! O Land! Land! Land! höre des Herrn Wort, und laß dich weisen, wie du recht wandelst.

Doch genug für diesmal. Ich bin so warm geworden, daß ich keinen Schluß finden kann.

Dein ꝛc.

Der Schulze an den Kantor.

St. den 28. November 1844.

Hochgelehrter Herr Vetter!

Großen Dank für das Licht, welches mir Deine Weisheit aufgesteckt hat. Es leuchtet so ziemlich in alle Winkel meiner Finsterniß hinein, bis auf etzliche; doch ich denke, wenn Du es noch einmal putzst, werden auch diese sich aufklären. Ehe ich Dir aber weiter von meinen Zweifeln berichte, muß ich Dir erst etwas bekennen, was ich auf dem Herzen habe, und was nicht recht heraus will. Du mußt mich aber nicht falsch verstehen.

Siehst Du, Nathanael, unter dem, was Du in Deinem Briefe vorgebracht hast, ist mir die Geschichte von Frankreich besonders auffallend gewesen, wie nämlich dort alle Emanzipationsgesetze nichts geholfen haben. Ich finde das jetzt auch ganz natürlich, und kann mir nicht denken, wie nach der Emanzipation der Schacherjude, der zu mir ins Haus kommt, ein ander Gesicht haben und andre Worte machen soll, und daß ich ihm dann besser glauben werde, wenn er Leib und Seele, und Frau und Kind verschwört, daß ich ihm zum Schaden geboten habe, obgleich er mir das Tuch hinterher doch läßt. Nun siehst Du, seit mir bei unserm letzten Erntekranzfeste die poetische Ader gesprungen ist, und Du das Liedlein nicht verachtet, sondern gar

meinsten Volks noch immer eine Ahnung da, daß es etwas hat, was dem Juden nicht zukommt, und dessen sich derselbe nicht ungestraft anmaßen darf. Doch Du kannst das alles besser von Dir geben, und ich will nur stille sein von meiner Fabel, und da genug gespaßt ist, gleich zu etwas recht Ernsthaftem übergehen.

Ich kann besonders über einen Punkt nicht fertig werden. Vetter, Du sprichst, das Räthsel des jüdischen Volkes kann uns nur die Bibel lösen, und ich glaube das. Weiter sagst Du, Juden werden Juden bleiben, bis der im Himmel sein Amen spricht zu ihrer Emanzipation, und wenn man das jüdische Volk und seine Geschichte ansieht, wer will's leugnen? Nun steht auch noch in der Bibel, Römer am 11ten, als ein Geheimniß das uns nicht vorenthalten werden soll: »Blindheit ist Israel eines Theils widerfahren, bis die Fülle der Heiden eingegangen sein wird.« Wenn man aber das alles zusammenfaßt, wie verhält sich's dann mit der Judenmission? Steht sie nicht fast auf denselben Füßen, wie die Emanzipation? Jene wollen aus Schwachheit und falscher Nachgiebigkeit das Volk emanzipiren, und haben Gottes Ordnung wider sich; diese wollen, soll ich sagen aus falschem Eifer, Israel bekehren, und haben die göttliche Verheißung nicht dazu; denn nach dieser ist es jetzt noch nicht an der Zeit. Ist nun nicht beides Vermessenheit? Ist nicht auch der geringe, ja ich möchte sagen der

fast unmerkliche Erfolg der Judenmission ein Beweis, daß das Werk wider Gottes Verheißung angefangen ist? Aus diesem Handel sollst Du mir helfen, und da magst Du nur das Licht recht helle putzen, denn in dieser Ecke ist es am finstersten.

Sodann bitte ich Dich, den letzten Theil Deines Briefes noch ein wenig weiter auszuführen, denn ich denke Du wirst ja nun wieder ruhig Blut genug haben, daß du einen ordentlichen Schluß machen kannst. Ich wollte nämlich gerne, daß Du mir die Folgen eines Emanzipationsgesetzes noch handgreiflicher machtest, vor denen Du so große Furcht zu haben scheinst, und ob's kein Widerspruch ist, daß Du dabei zugleich behauptest, alle Gesetze und Befehle könnten hierbei nichts helfen. Ich merke wohl etwas, wo Du hinaus willst, und daß es in Frankreich anders sein muß, als bei uns, kann aber nicht recht darüber in's Klare kommen; schon weil ich für meine Person zu wenig mit den Juden zu verkehren habe.

Doch mich drückt noch eine andere Frage. In meinem vorigen Briefe bin ich schon darauf gekommen, daß Israel nichts mehr von der Herrlichkeit seines vorigen Gottesdienstes hat, keinen Tempel, keinen Hohenpriester, kein Opfer. Nichts ist geblieben, als etliche bloße Ceremonieen. Nun läßt sich's doch nicht leugnen, daß es unter den Juden sehr viele kluge und gelehrte Leute giebt, ja in den Dingen dieser Welt sind sie zumeist alle klüger,

[illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], den Schweinefleisch essen, oder den Sabbath den [illegible] [illegible] und [illegible] mehr. Wenn's denn nur noch irgend eine [illegible] Bedeutung hätte! Aber ein Jude fragt in solchen Dingen nicht nach dem Grunde, oder begnügt sich mit den allererbärmlichsten Erklärungen. Neulich traf ich in der Stadt im Wirthshaus einen, der spielte den ganzen Tag Karte, denn es war der Todestag seines Vaters und da hatte er Fasttag. Er aß nichts; aber über dem Spielen wollte er den Hunger vergessen. Kurz vorher war ihm seine Frau gestorben und als einer frug, ob er denn diesen Todestag auch feiere, sagte er: Nein, nur den des Vaters. Als wir nun weiter wissen wollten, warum, sagte er: Weil man eine Frau wiederkriegen kann, aber einen Vater nicht. Und das schien ein ganz vernünftiger Mann zu sein. Was ist das aber für ein Treiben? Das Fasten wollte ich mir wohl gefallen lassen, wenn er den Tag heiligen und mit ernstem Nachdenken hinbringen wollte; aber so sind die Juden, sie rauchen am Sabbath keinen Taback, aber damit ja Keiner denken soll, jenes Verbot hätte den Grund, jede Zerstreuung zu verhüten und zur stillen Einkehr zu verhelfen, so treiben sie die entgegengesetzten Dinge desto toller und laufen den ganzen Tag auf den Gassen herum und machen

sich kein Bedenken zu tanzen und zu spielen. Das sollst du mir nun alles erklären.

Du wirst aber wohl merken, daß hinter dieser Frage noch eine andere steckt. Ich sagte zwar in meinem ersten Briefe, daß es sich das Christenvolk auch annehmen könnte, daß in der Schrift stünde: Du sollst nicht ackern mit Ochs und Esel zugleich; aber ehrlich gestanden, ich kann mir nicht so recht erklären, daß alle diese Ceremonieen wirklich von Gott eingesetzt sein sollten; oder vielmehr ich kann nicht begreifen was der liebe Gott davon haben soll, den Juden bis ins Kleinlichste vorzuschreiben, alles was sie thun und lassen sollen. Du siehst, daß Du mir viel zu beantworten hast. Aber ich weiß, daß Du es gern thust. Darum bist Du auch mein lieber Vetter, und ich bin und bleibe

Dein ꝛc.

Der Kantor an den Schulzen.

M. den 4. December 1844.

Mein lieber Vetter Aesop!

Wenn Dir einmal wieder die Lust ankommen sollte Fabeln zu machen, so rathe ich Dir doch, daß Du Deine Vergleiche lieber aus der Thierwelt nimmst, denn wenn ich auch nicht glaube, daß Dir irgend ein rechtschaffener Meister der beiden ehrsamen

Zünfte das, was Du gesagt hast, übel nehmen wird, so brauchst Du doch in's Künftige nicht mehr so lange Vorreden zu machen und Ehrenerklärungen abzugeben. Uebrigens paßt Deine Fabel ganz artig, und ich möchte Deine Auslegung dazu etwa noch mit den Worten vervollständigen, daß bei dem Volke ein natürlicher Widerwille gegen jede unnatürliche Vermischung mit dem fremden Geschlechte vorhanden ist, der sich in seinen gemeinsten und rohesten Persönlichkeiten zwar auch auf gemeine und rohe Weise äußert, den wir aber doch nicht so über die Achsel ansehen dürfen. Ich verstehe das Sprüchwort: »Volkes Stimme ist Gottes Stimme,« nicht so, als ob alles, was das Volk sagte und begehrte, recht und gut sei; doch aber läßt sich nicht leugnen, daß Gott, der die Herzen der Völker lenkt wie Wasserbäche, seinen Willen auch in der Stimme des Volks zu erkennen giebt. Ich halte auch dafür, daß ein Emanzipationsgesetz erst diesen Widerwillen recht zum Vorschein bringen würde, denn er spricht sich immer noch zu deutlich im ganzen Volksleben aus, und man braucht zum Exempel nur das Verhältniß zwischen einem jüdischen Herrn und seinem christlichen Knecht oder Tagelöhner anzusehen; denn die Beiden kommen nimmermehr in die rechte Stellung zu einander, und man weiß oft nicht, wer der Herr ist.

Was Deinen Brief sonst anbetrifft, so werde ich diesmal den umgekehrten Weg einschlagen und

ihn von hinten her beantworten. Ich hätte aber nicht geglaubt, daß es auf Deinem Grund und Boden noch so vielerlei Winkel giebt.

Die zehn Gebote sind die ewig gültigen Reichsgesetze Gottes, welche derselbe in der majestätischen Offenbarung auf dem Berge Sinai zuerst dem Volke Israel unter Blitz und Donner gegeben hat. Denke Dir nun, Gottlieb, das jüdische Volk in seinem Lande wohnend, und seinem täglichen Verkehre nachgehend. — Sein Gott, Jehovah, wohnt in einem unzugänglichen Lichte; seine Verehrung ist auf den Tempel zu Jerusalem beschränkt, dahin alles Volk nur dreimal des Jahres zieht; sein geoffenbarter Wille spricht blos: »du sollst und du sollst nicht.« Es ist das eine Religion von außen her und nicht von innen heraus, eine Religion, an der sich der Wille des Menschen brechen soll, nicht die ihn im innersten Herzensgrunde bestimmen kann; — eine Religion, die die Seligkeit erwerben und verdienen läßt, nicht die sie frei umsonst schenkt. Bei einem Gesetze nun, das als eine fremde Macht außer uns steht, das noch nicht die in uns verborgene Triebfeder all unsres Handelns geworden ist, bedarf das menschliche Herz einer fortwährenden Mahnung an dasselbe. Wer daher die ganze Geschichte des jüdischen Volkes im alten Testamente als die große Beweisführung Gottes gegen die Menschen ansieht, ob dieselben aus eigener Kraft dem göttlichen Willen gemäß leben und han-

deln können, und hat nur einigermaßen das Wesen der menschlichen Natur begriffen, der wird gar bald finden, daß es die höchste Weisheit Gottes ist, die das Ceremonialgesetz mit einkommen ließ, um den Juden das Halten jener ewigen Reichsgesetze zu erleichtern.

Der Israelit konnte nichts thun oder lassen, weder aufstehen, noch sich niederlegen, weder das Feld bestellen noch eine andere Handthierung treiben, weder essen noch fasten, ohne daß ihm das Ceremonialgesetz überall hemmend in den Weg trat, wie ein Fingerzeig Gottes auf den Bund deutend, den Er mit ihm gemacht, wie ein Denkstein, ihn zu erinnern, daß er gelobt habe, nach den Geboten des Herrn zu wandeln. Und damit hast Du den ganzen Zweck der beigegebenen äußerlichen Satzungen. Weckstimmen sollten sie sein an den Thürpfosten und an den Kleidern, zu gedenken der Stimme vom Sinai; abhalten sollten sie von jeder verderblichen Vermischung mit den heidnischen Nationen umher. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet wird Keinem das Ceremonialgesetz lächerlich erscheinen. Und fragst Du nach Ziel und Ende desselben? Wie das ganze Gesetz nur dazu hat dienen sollen, die Sünde mächtig zu machen, der Zuchtmeister auf Christum zu werden, das heißt, die Welt zur Erkenntniß ihrer Sündhaftigkeit, und also zur Erlösungsbedürftigkeit zu bringen: so mußten auch jene Satzungen in ihrer Aeußerlichkeit als alt und über-

jahrt aufhören und weggeworfen werden, da mit dem Evangelium die neue Ordnung der Dinge begann. Denn nun wissen wir, »daß durch des Gesetzes Werke kein Fleisch gerecht wird,« nun ist Der gekommen, der da spricht: „Siehe, ich mache alles neu,« nun steht das Gesetz nicht mehr als eine Macht gegen uns, sondern die Gerechtigkeit kommt aus dem Glauben durch den Glauben, und das Gesetz ist geschrieben in unsere Herzen, das heißt, ist das Gesetz unseres Herzens geworden, die Quelle, aus der alle unsere Handlungen fließen sollen. Nun sind wir Kinder und nicht mehr Knechte, darum brauchen wir den Zwang des Ceremonialgesetzes nicht mehr. Jene aber mußten ihn haben, und hatten ihn zum Segen.

Du fragst aber weiter wie es möglich ist, daß die Juden sich mit diesem Schatten des Ceremonialgesetzes begnügen können, das sie noch dazu in seiner ganzen Ausdehnung nicht mehr befolgen können. Der Grund ist ein doppelter. Einmal liegt es zu sehr in dem Wesen der hochmüthigen Menschennatur, daß sie die Seligkeit nicht geschenkt haben, sondern sich verdienen will, daß sie das Wort Gnade nicht leiden mag. Und was der Herr zum Segen gegeben hat, das gebraucht die Sünde der Menschen nur zu oft zum Fluche, das weißt Du ja wohl. So geschah's mit dem Ceremonialgesetze. Unter der Wucht der zehn Gebote brechen die Menschenschultern zusammen, aber jene blos äußerlichen Satzun-

gen halten zu können ist zwar schwer, doch nicht unmöglich. Darum machte der verkehrte Sinn der widerspenstigen Natur die Nebensache zur Hauptsache, und umgekehrt. Christus mußte über die Pharisäer seiner Zeit klagen, »ihr verzehntet den Till und die Münze, und lasset dahinten das Schwerste im Gesetz,« und noch heute stirbt mancher jüdische Rabbi auf dem Paradebette seiner treu gehaltenen väterlichen Satzungen; noch heute brüstet sich der Jude mit der Menge seiner Ge- und Verbote, selbst wenn er sie nicht hält, gegen das freie und ungezügelte Leben so vieler Christen. Daß es Unvernunft ist, durch solch äußerlichen, todten Gehorsam, der in der jetzigen Nacktheit der jüdischen Ceremonieen erst recht unvernünftig erscheint, sich bei Gott etwas verdienen zu wollen — Gottlieb — es ist allemal Unvernunft, wenn ein Mensch meint mit den armseligen Lumpen seiner eigenen Gerechtigkeit vor dem allheiligen Gotte bestehen zu können, und doch meinen's so Viele unter den Unsrigen.

Aber wir reichen bei den Juden mit diesem Grunde nicht aus, denn Viele unter ihnen wollen von dem Ceremonialgesetze wirklich nichts mehr wissen. Darum liegt außer jener Neigung zur Selbstgerechtigkeit, die sie mit allen Menschen gemein haben, der Handlungsweise der Juden noch insbesondere jener Trotz des Willens, jene Härtigkeit des Herzens, jener Starrsinn der Meinung, jenes Gericht der Verstockung zum Grunde, welche

das heilige Wort Gottes ihnen vorher verkündigt hat. Sie sehen und erkennen es nicht, sie hören und vernehmen es nicht.

Und nun zu Deiner Frage über die Judenmission. Gottlieb sieh zu, daß Du auf festen Füßen und bei gewissem Grunde bleibst. Traktire nur Dein 11tes Kapitel im Römerbriefe fleißig. Da heißt's: »Gott kann sie wohl wieder einpfropfen!« Ich gebe zu, daß keine Verheißung da ist, die uns einen Erfolg, eine Hülfe in der Kürze zusichert, soll aber darum das ganze Werk liegen bleiben? Soll die Kirche Israel den Rücken kehren und es verachten, so sie doch bekennt, »das Heil kommt von den Juden?« Daß ich's kurz sage, eine Judenmission muß da sein, sie ist eine heilige Pflicht der Kirche, damit dieselbe ein fortwährendes, öffentliches Zeugniß ablege, daß ihr Israel am Herzen liegt, und daß es ihre Schuld nicht ist, wenn der Schaden Josephs noch nicht geheilt ist. Eine Judenmission muß da sein, damit die todte, abgestandene Masse des heutigen Judenthums nicht vollends in Fäulniß gerathe, sondern in Gährung gesetzt werde. Die Judenmission soll der Sauerteig sein, und die christliche Kirche das Weib, das ihn unter das Mehl mengt, bis daß es gar durchsäuert werde. Das ist zunächst ihr Zweck, und wenn man den vor Augen hat, so rechnet man nicht nach Zahlen, wie viel oder wie wenig bekehrt werden, und sieht nicht auf Erfolge. Ja, es läßt sich nicht leugnen, daß es wirklich

schon zu gähren anfängt in Israel, und die jetzigen Bewegungen sind ein Zeichen der Zeit. Das sind Blasen die bei jedem Gährungsprozesse aufsteigen müssen, um zu zerplatzen. Gott aber gebe Nachdruck hinterher, damit das Gemisch sich scheide, die Blasen recht steigen, die Hefen sich zu Boden setzen, und ein reiner, heller Wein sich abkläre.

Endlich noch einige Ergänzungen zu dem Schlusse meines vorigen Briefes. Ich war zu warm geworden in Betracht der höheren geistigen Interessen, die in Folge eines Emanzipationsgesetzes nothwendig mit Füßen getreten werden müßten, als daß ich mit Ruhe von den zunächstliegenden und in das bürgerliche Leben eingreifenden Nachtheilen hätte reden können. Ich wollte sagen, in constitutionellen Staaten ist alles mehr vom Volke abhängig, und daher willkürlicher. Selbst die Regierung muß sich bei der Anstellung ihrer Beamten nach dem Willen des Volkes richten, wenigstens der obersten, von denen wieder die untern abhängig sind. In monarchischen Staaten dagegen geht alles mehr einen geordneten Gang, und wer zu etwas berechtigt ist, kommt auch zu etwas, wie denn überhaupt jene Verfassungen vielmehr der Willkür Thor und Thür öffnen, als die unbeschränkte Monarchie, so wenig das auch von den modernen Freiheitsmännern anerkannt wird.

Wenn daher bei uns von oben herab ein solches [illegible] wirklich ausgesprochen würde, so würde es

auch in Kraft treten; das heißt, die Juden müssen dann Bürgermeister, Landrath, Rittergutsbesitzer, General und Minister nicht blos werden können, wie in Frankreich, sondern auch wirklich werden. Ich behaupte nun immer noch, daß dieselben damit keineswegs wahrhaftig emanzipirt sind, denn die Verachtung und der Widerwille des Volks würde nicht gehoben, sondern nur gesteigert werden, gewiß aber würden wir unter den Folgen eines solchen Gesetzes viel zu leiden haben. Ein deutsches Land hat vor hundert Jahren einmal einen Juden *) zum Minister gehabt, und das Volk flucht ihm noch heute!

Der Geist, der die Juden in ihrer Gesammtheit beseelt, ist der Schachergeist, wer will's leugnen? Wir finden bei ihnen ein viel festeres, gegenseitiges Zusammenhalten, als bei den Christen. Sie sind, unvermischt mit den Nationen unter welchen sie wohnen, eine große Familie geblieben, — der Druck früherer Jahre hat sie noch enger zusammengebracht, — sie verfolgen alle den einen Zweck, Geld zu erwerben, — so kommts, daß unter ihnen einer für den andern steht. Ihr Schachergeist nun, der durch kein Gesetz gezügelt wird, (denn sie halten das

*) Herzog Karl Alexander von Würtemberg überließ dem Juden Süß Oppenheimer die ganze Regierung, der sich jede Gewaltthat und Erpressung erlaubte. Als der Herzog 1737 plötzlich den Tod fand, wurde der Jude in einem Käfig an einen hohen Galgen gehängt.

völkerung. Wie ganz anders ist das bei den Juden. Hier sind volle Beutel, müßige Hände und verschlagene Köpfe vollauf. Und wenn die Juden erst auf alle Anstellungen rechnen könnten, so läßt der reiche Jude, der nicht selbst Kinder genug hat, die armen Verwandten studiren, um nur recht viele von seinem Volke in den Staatsdienst zu bringen. Wie ungleich würde darum bald die Besetzung der öffentlichen Aemter werden? — Denke Dir aber einmal jüdische Landräthe, Gerichtspersonen, Edelleute — was meinst Du was da werden würde? Sollen wir den Sonnabend keinen Kauf mehr abschließen können, und mit unsern Klagen den Sonntag vor den Richter beschieden werden! Sollen wir vor einem jüdischen Gerichtsamtmann im Namen unseres Herrn und Heilandes schwören! Wir klagen jetzt schon, als über einen traurigen Uebelstand, daß unsere Domainen, Amthöfe und Rittergüter nicht mehr im Besitze von Edelleuten, oder edlen Leuten, was gleich sein sollte, sind, die sie selbst bewirthschaften, und daß die Menge der Pächter und Amtleute in Folge der schweren Pacht, die sie geben müssen, auf das arme Volk los schinden und plagen; was würde werden, wenn die Juden auch dahineingerathen sollten! Wehe dem Lande, das die Emanzipation begehrt, wenn ihm sein Begehren erfüllt würde! Doch Gott sei Dank, noch begehrt sie unser Land nicht; es ist nicht die Stimme des Volkes, die in den Zeitungen laut geworden ist. Unser

Herrgott behüte uns auch in Gnaden davor. Das wünscht von Herzen

Dein ꝛc.

Postscriptum. Noch einmal auf Deine Fabel zu kommen, was willst Du denn eigentlich mit der dritten Strophe des vorletzten Verses sagen? Ich merke, daß es etwas Besonderes sein soll, weiß aber nicht was? und muß Dich bitten, Dich ein andermal faßlicher auszudrücken.

Der Obige.

Der Schulze an den Kantor.

St., den 11. December 1844.

Lieber Herr Vetter!

Mit der Judengeschichte denke ich nun auf's Reine gekommen zu sein und wollte nur, daß ich gleich allen Juden auf der Welt dasselbe antworten könnte, was ich dem reichen Nathan seinem Sohn geantwortet habe, der am vergangenen Freitag um meine Wolle handelte. Herr Schulze, sagte der nämlich, als wir so über allerhand sprachen, ihr seid ein rechtschaffener, braver Mann und gebt nichts auf die Person, das red't euch das ganze Dorf nach, darum wollte ich wohl wissen, was ihr dazu meint, ob's auch recht ist, daß unsere Leute

dieselben Abgaben und Steuern geben müssen, als die Christen, aber nicht dieselben Rechte genießen sollen und in kein öffentliches Amt kommen können, sondern immerfort unterdrückt werden. Was meint ihr? Ich hatte aber eben erst Deinen Brief erhalten, und er war drum gerade an den rechten Mann gekommen.

Zuerst griff ich in die Tasche und nahm gemächlich eine Prise, damit der Jude einsehen sollte, ich spräche nicht im Eifer, sondern es wäre meine wohlbedachte Meinung. Herr Nathan, antwortete ich ihm dann, ich bin ein alter Mann und habe mancherlei in der Welt erfahren, daß ich ihm wohl einen guten Rath geben kann, wenn er's annehmen will. Lasse er sich damit begnügen, daß er jetzt in Frieden herkommen kann und kauft meine Wolle und meines Nachbars seine und weiter im Dorfe herum, und daß, wenn er sie zusammen hat, ein armer Tuchmacher, oder sonst wer, der nicht so viel Geld hat, um es ihm nachmachen zu können, von ihm den Stein mit so und so viel Thaler Profit wieder abholen muß, obgleich er's bei uns billiger haben könnte, und begehre er nichts mehr, und sage er seinen Glaubensgenossen, der alte Schulze Gottlieb ließe ihnen allesammt zu wissen thun, sie sollten stille sitzen bleiben, wo sie säßen, und von gleichen Lasten und Rechten kein Gerede weiter machen, er meinte es gut mit ihnen. Ich bin kein Prophet, aber das will ich ihm sagen, wenn's seine Leute so

fort treiben, so kriegen sie über kurz oder lang einmal wieder was über's Ohr, denn sie werden mir jetzt zu mausig. — Gleiche Lasten, gleiche Rechte, sagt er, das heißt so viel als, wer mein Korn gemäht hat, der soll's auch dreschen. Gut, den Satz lasse ich gelten und wir können's gleich einmal probiren. Er kann mit hinaus kommen und den Mistwagen beladen helfen, oder weil er ein vornehmer Herr ist, so schicke er mir doch, da uns der liebe Gott heuer genug gesegnet hat, ein Dutzend arme Juden heraus, die sollen mit dreschen helfen, was meint er? Ich will ihm eins sagen. Ihr habt euch mit eurem Gelde geemanzipirt genug! Unser armes Volk muß euch Knechte- und Mägdedienste verrichten — der zerlumpteste Jude thut das keinem Christen; aber wir lassen's uns gefallen. Wir sehen's ruhig mit an, daß das Vieh bei unsern Schlächtern von euch geschochten und beschnitzelt, begriffen und besiegelt wird, und essen's doch, ja essen das Stück Vieh, das ihr für unrein haltet und nicht haben wollt, nachdem ihr dran rum gewirthschaftet habt; — drum laßt's gut sein und stört nicht in das Wespennest, es könnte einmal unsrem Volke einfallen, daß das gleiche Rechte wären, wenn der Ochse, den ihr nicht wollt, auf eure Kosten auf den Schindanger gefahren und verscharrt werden müßte, statt daß ihn unser Volk ißt, und so noch mancherlei mehr. Ich meine, ihr haltet, was ihr habt; der Geldbeutel in der Hand ist besser, als

die Ehre die kommen soll. Ich bin ein friedlieben- der Mann und unser Volk ist's im Ganzen auch, denn rath' ich, lasst alles beim alten — hier ist meine Wolle — wenn er 11 Thaler für den Stein giebt, so ist sie sein und wenn ich nach der Stadt komme, so will ich von seinem Vater Tuch zum Rock für meinen Jüngsten kaufen, wenn wir Handels eins werden können; aber laßt euch die Amtmannsgedanken und den geheimen Rath vergehen, es möchte sonst einmal eine Zeit kommen, wo ihr mit Schmerzen wieder alles auf dem alten Fleck haben wolltet. Das habe ich ihm geantwortet, und der Jude hat die Wolle behalten und das Geld gezahlt und hatte keine andere Sorge, als daß ich die 4 Ellen Tuch etwa doch von Jemand anders kaufen würde.

Du siehst, daß ich Deinen Brief gut verdaut habe; aber über das Postscriptum, das du hinterher gemacht hast, habe ich den Kopf schütteln müssen. Vetter, Du siehst den Wald vor lauter Bäumen nicht; aber wer mich an meiner Dichterehre angreift, der hat die kitzlichste Stelle getroffen. Ich sollte meinen, ein Kind könnte merken, daß ich an dem Ort auf die »aparte Physiognomie eines Schuhmachers von der Kehrseite« gezielt habe. Oder weißt Du noch nicht, daß die mancherlei Arbeiten der verschiedenen Handwerker auch ihre mancherlei Einflüsse und Eindrücke auf die Körperbeschaffenheit der Arbeitenden haben? Kannst Du im

Ernst einen Schuhmacher- oder Bäckergesellen nicht schon von weitem erkennen? Fast scheint's so. Nun so will ich denn für all das Licht, welches Du mir aufgesteckt hast und für welches ich Dir herzlich dankbar bin, versuchen, Dich in diesen Stücken auch einmal klug zu machen, so viel mir in aller Eile gerade beifällt, damit Du Menschenkenntniß lernst.

Bei dem Schuhmacher haben sich in Folge des steten Sitzens und des harten Schemels, diejenigen Theile des Körpers besonders kräftig entwickelt, welche mit dem Dreibein am meisten in Berührung kommen; dabei sind die Kniee dick, von der Arbeit darauf, die Kniekehlen eingeknickt, die ganze Front des Körpers etwas zusammengesunken und schlottrig. — Bei dem Bäcker gehen die Füße von den Schienbeinen an auswärts, denn die Knieen haben sich nach innen zusammengedrückt vom Einschieben und Ausholen des Brodes, wo er sich mit denselben gegen den heißen Ofen spreizt. Der Drechsler und der Scheerenschleifer heben beim Gehen den rechten Fuß höher und schleppen den linken nach; — der Seiler geht nach dem Essen rückwärts vom Tische zur Thür hinaus und dreht sich auch sonst im täglichen Leben kaum halb so oft um, als ein gewöhnlicher Mensch, da er rückwärts so sicher geht als vorwärts; — der Schmied hat von dem Kohlenstaube die weißesten Zähne, aber eine schwärzliche Hautfarbe, dabei die härtesten Hände. Bei

dem Tischler finden sich an den Händen, wo der Hobel sitzt, harte Hornballen; — bei dem Müller haben sich die Knöchel, die Waden und die Sehnen der Kniekehle unverhältnißmäßig stark ausgebildet, weil sich auf diese Theile der Körper beim Tragen der schweren Säcke am meisten stützt, dabei hat sich der Rücken gesenkt und ist rund und breit geworden; — bei dem Gerber hat sich von der harten Arbeit am Schabebaum die Fülle der Kraft zwischen den Schultern angesammelt und der Kopf hängt vorn über. Der Zimmermann stellt den rechten Fuß vor, die ganze Haltung des Körpers ist etwas schräg geschoben und der Blick gerade aus, als visirte er eben auf seiner Schnur! — der Färber ist gleich an den Händen — der Fleischer am Gange zu erkennen, — nur der Schneider allein scheint der Glückliche zu sein, der von dem allgemeinen Loose der übrigen Handwerker frei geblieben ist. Die Nadel hat keinen verunstaltenden Eindruck auf seinen zarten Organismus hervorbringen können, er schreitet leicht und zierlich einher, als gälte ihm das Wort nicht: »Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen.« Vielleicht ist eben diese Bevorzugung der Grund, warum die übrigen Zünfte dem Guten beständig etwas anhaben. Der Barbier schleudert beim Gehen mit dem rechten Arme und trägt den einen Fuß stark einwärts, je nachdem er sich gewöhnt hat den rechten oder den linken an das Stuhlbein des Kunden zu setzen.

Der Weber würde das Kennzeichen des Schuhmachers vollkommen haben, wenn seine schmächtige Constitution so kräftige Lebensäußerungen zu geben vermöchte. Vorn ist er wie jener in der Haltung zusammengefallen, auf den ersten Blick aber durch die bleiche Gesichtsfarbe, die zarten Hände, die spitzen Finger und die dünnen Beine zu unterscheiden.

So tragen sie Alle ihre Wahrzeichen und Erkennungsmerkmale an ihren Leibern mit sich herum, und ich könnte noch gar viel sagen, doch ich will schweigen; nur zum Beschluß noch einen — — ein Schulmeister — nun der weiß alle Dinge — nur die man im täglichen Leben am nothwendigsten braucht am allerwenigsten — er giebt gern guten Rath, und der Rath ist auch allezeit gut — nur für den gemeinen Gebrauch selten zu benutzen — dabei hofmeistert er gern — mutzt andern ehrlichen Menschen die Worte auf — aber er ist und bleibt mein liebster Vetter.

Der ich die Ehre habe zu sein mit Gut und Blut bis in den Tod

Dein ꝛc.

Räthsel.

1.

Zwiefach geringelt ist mein Leib,
Doch bin ich keine Schlange,
Drum sei bei unsrem Zeitvertreib
Dem Leser gar nicht bange!
Nur sitzt mir links ein böses Weib,
Als Nachbarschaft schon lange,
Die mag mit ihren Keifereien,
Wer freien möchte, ja nicht freien.

Wer mich noch nicht errathen mag,
Ich bin zu mehr erbötig!
Groß bin ich nicht, das liegt am Tag',
Drei Zeichen nur sind nöthig;
Blos, wenn des Kaisers Mund mich sprach,
Ich meine sonst, versteht sich,
So hatt' ich gar gewalt'ge Macht —
Doch hat mich Luther kühn verlacht.

2.

Ein bloßes e verändert viel —
Ich fresse Kraut mit Stumpf und Stiel,
Doch hängst du mir solch Zeichen an,
Ißt mit dem Brot mich Jederman.

3.

Die erste Silbe sieht man nicht,
Die zweite nimmt kein Auge wahr,
Das Ganz' ist gleichfalls unsichtbar:
Gewiß ein wunderlich Gericht!

Die Erste nagt mit scharfem Zahn
Ein jedes Ding auf Erden an;
Doch wie sie auch die Zähne wetzt,
Die Zweite bleibet unverletzt.

Das Ganze ist kein ehrlich Kind,
Die Erste säugt's als Frau Mama,
Man sagt, die Zweite wär' Papa:
Vergebe Gott ihm seine Sünd'!

4.

Es bleibt ganz unumstößlich wahr,
So oft ein Mensch bei Tag und Nacht
Mit seinem Fuß die Zweite macht,
Kommt er die Erste immerdar.

Die Zeit schreibt das sich hinter's Ohr,
Zieht große Meilenstiefeln an
Und schwatzt nun dem gemeinen Mann
Gar viel von ihrem Ganzen vor.

Nur Schade! unsre Zeit vergißt,
Daß Sumpf kein fester Boden ist.

5.

In die eine Silbe, mein lieber Rather,
Theilt jede beliebige Menge man ein,
Und soll die andre was nütze sein,
So muß sie den Glauben haben zum Vater.
Fügst du sie zusammen wie Eins und Zwei,
So nennen sie aller Gelehrsamkeit Wesen,
Doch wirst du wie Zwei und Eins sie lesen,
Schleppt man sie zu großen Bauten herbei.

6.

Sprichst du mich aus mit einem e,
Bin Medizin der besten Art
Ich für die lieben Kindlein zart:
Gut eingerieben thu' ich weh!

Doch ist das Kind ein Mägdlein gar,
So wünsch' ich, wächst es in die Höh',
Es werd' einmal, wie ohne e
Im grauen Alterthum ich war.

Inhalt des ersten Bandes.

Briefe von Gottlieb.

Vermischtes.

Gedichte.

Auflösungen. 1. (7) 8. Acht. 2. Rind, Rinde. 3. Zeitgeist 4. Fortschritt. 5. Stückwerk, Werkstück. 6. Ruthe, Ruth.

Gesammelte Schriften

von

Gustav Jahn.

Zweiter Band.

Stettin.
Verlag von L. Weiss.
1847.

Druck von H. G. Effenbart's Erbinn
(J. T. Bagmihl) in Stettin.

Ein Brief von Gottlieb an seinen Vetter zum Neujahr.

St., den 1. Januar 1845.

Lieber Vetter!

Die Jahreszahl an unsern Briefen rückt nun wieder um eins hinauf und wir rücken mit, einen Schritt näher — zum Feierabend. Das Land hat sein Gewächs gegeben, die Bäume stehn kahl, das Erdreich ist hart gefroren und die Straßen sind holprig geworden. Nathanael, wenn's auch bei uns Beiden noch nicht just Winter ist, so geht's doch stark auf die Jahre los, von denen in der Schrift steht, sie gefallen uns nicht, und Du und ich wir spüren schon den Laubfall und das Holprigwerden. Da wird's denn eine immer ernstere Sache, wenn so ein Jahr herum ist.

Doch ehe ich vom Neujahr rede, habe ich erst über das Weihnachtsfest zu berichten.

Nun, von unserer Weihnachtsbescheerung wäre mancherlei zu sagen. Für mich ist Dein guter Rath vor Weihnachten etwas zu spät gekommen, ich habe erst noch eine Lection abkriegen müssen.

Du weißt, daß wir einen kleinen Enkel aus der [illegible] Mühle jetzt bei uns haben. Wie's denn nun so die Großmütter machen! Bei den Enkeln geschieht mehr, als bei den eigenen Kindern. Ich hätte freilich drein reden sollen, aber man hat denn selber seinen Narren an den Kindern. Kurzum, es war ein ganz Tischchen voll Spielzeug für den Krabben aufgestellt und das Paradestück war eine kleine Kutsche mit zwei Rappen davor und Rädern darunter. Ich hatte nämlich kurz vor Weihnachten ein neues Spiel für den Jungen entdeckt, das heißt Kutschefahren und geschieht mit dem Stiefelknecht. An das eine Bein wird ein Faden gebunden und dann geht's Heidi! in der Stube herum. Das hatte sich meine Alte hinter's Ohr geschrieben. Was geschieht nun? Als wir den Tisch aufstellen, wackelt er mir hin und her, und ich ziehe den Stiefelknecht unter dem Schrank hervor und stelle ihn unter. Wie das Bescheeren losgeht, steht dir das Fränzchen wie versteinert, will's gar nicht glauben, daß das alles sein ist, tupft die Pferde säuberlich an und den Kutscher auf dem Bock — mit einem Male blickt's am Tisch herunter: »Ach, mein Stiefelknecht!« schreit Dir der Junge los, zieht ihn unter dem Tischbein hervor, nimmt ihn in den Arm und läßt richtig alle die andern Sachen drum stehen. Ich sah meine Alte an und dann lachten wir Beide über den Jungen, der diesmal klüger gewesen war, als wir alten Narren.

Bei dem Weihnachtsfeste fällt mir auch eine dumme Frage ein, die ich neulich einmal gemacht habe. Ich trug die Kirchengefälle zu unserm Herrn Pfarrer, und da kommen wir so auf das herannahende Fest zu sprechen, und mir fährt's dabei heraus, ob's nicht eigentlich schicklicher wäre, wenn das Weihnachtsfest zu Anfang des Jahres fiele, statt ganz an's Ende, weil dann Ostern viel besser hinterdrein käme und Pfingsten den Beschluß machte. Herr Schulze, fällt mir da der Herr Pfarrer in's Wort, ist's denn aber nicht so? Wann hebt denn das Kirchenjahr an? oder habe ich diesmal keine Adventspredigt gehalten? — Ich war ganz verdutzt und wie auf's Maul geschlagen. Draußen fiel mir hernach erst ein, was ich eigentlich gemeint hatte.

Ja, man richtet sich doch im gemeinen Leben nicht nach dem Kirchenjahr, sondern das Zählen, Schreiben und Rechnen hebt erst von jetzt an. Also liegt Weihnacht doch eigentlich am Ende! Wie kommt nun das? Oder warum hebt das bürgerliche Jahr nicht mit dem Kirchenjahr an, oder umgekehrt? — Ich habe darüber nachgedacht und ich glaube ich bin auf einen Treffer gekommen.

Ich meine, die Kirche zählt für sich! Sie sollte ja eine Gemeinschaft der Heiligen sein, wenn alles so wäre, wie's sein sollte. Das gemeine Leben läuft dem aber schnurstracks entgegen; denn wir sind Alle Sünder und fehlen täglich mannigfalt. Es heißt: »Ihr müsset von neuem geboren wer-

den!« Hast Du wohl schon bedacht, warum der heilige Abend vor dem Weihnachtsfeste, der 24. December, den Kalendernamen Adam und Eva hat? Das läuft mit dem ziemlich auf eins hinaus und deutet auf den Spruch Römer am 5ten: »Wie durch Einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist, so durch Eines Gerechtigkeit« u. s. w. Ja, Vetter, wie das alte Jahr vergehen muß, ehe Weihnacht kommt und dann erst das neue Jahr anhebt, so muß auch der alte Mensch erst sterben, Christus erst in uns geboren werden, ehe das neue Leben anhebt. Darum ist's ganz richtig, erst Weihnacht und dann Neujahr. Und das Kirchenjahr hebt eher an, als das gemeine Jahr, denn die Gnade Gottes suchte uns, da wir noch Sünder waren.

Darauf ließen sich wohl große, herrliche Gedanken machen. Zum Exempel, wie viel Sünde und Ungerechtigkeit muß unser Herrgott tagtäglich auf seiner Welt mit ansehen. Und wenn das nun so 365 Tage gedauert hat, wenn wieder ein ganzes Jahr dahingerollt ist — ist's nicht, als wollte er dann über die Erde rufen: »Heiliget, heiliget mein Volk! Es soll Weihnacht werden, tretet herzu, Menschenkinder! Welt war verloren, Christ ist geboren! Heiliget euch und zieht als neue Menschen in das neue Jahr hinein!«

Item, in anderer Manier. Mit jedem dahinschwindenden Jahre wird auch der Mensch ein Jahr

älter. Vetter, unsereins merkt das. Die Haut wird runzlicher, die Haare bleichen, die Kraft läßt allgemach nach, und doch heißt's in der Schrift: »So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen.« Das ist ein wunderlich Ding, daß nur Kindlein in das Himmelreich kommen sollen, und wir werden doch alle Jahre älter. Aber, wie herrlich doch! In den letzten Tagen des alten Jahres wird der geboren, der um unsertwillen Mensch ward, damit wir die Kindschaft empfingen, und die alten Graubärte dürfen mit um seine Krippe hertreten und werden wieder jung und freuen sich, wie die Kinder.

Nun käme mein Neujahrsspruch. Streich Dir die Runzeln von der Stirn, Alter! Mit dem Weihnachtssegen fröhlich auf den Ostermorgen los, mit dem Herrn Jesu muthig in das neue Jahr hinein. Wird auch der Leib hinfällig und veraltet wie ein Gewand, wir wollen danach trachten, rechte Kindlein am Geist zu werden. Alle eigne Kraft lassen wir dahinten — wir wissen, daß wir schwache Kinder sind; aber wir fürchten uns auch nicht, wir schauen auf zu dem himmlischen Vater. Das Christkind ist uns geboren, darum wollen wir uns freuen, ja Vetter, freuen wie die Kinder! Nicht über eine Kutsche mit Pferden davor, nein über den Stiefelknecht, ja, Vetter, über den Stiefelknecht! Amen.

Grüß Deine Frau und wen Du sonsten von Deiner Familie im Hause hast.

Dein ꝛc.

Ein Brief von Gottlieb an seinen Vetter, über eine Kindtaufe.

St., den 25. März 1845.

Lieber Vetter!

Dein Handbrieflein vom 6. Februar habe ich richtig erhalten, und mit Betrübniß vermerkt, daß Eure kleine Enkelin immer noch hart krank darnieder liegt. Es muß denn eben immer ein Kreuz im Hause sein, und darum glaub' ich's wohl, daß Du in meinem Neujahrsgruß hinter dem Satze: »Wir wollen uns freuen wie die Kinder, aber nicht über die Kutsche, sondern über den Stiefelknecht« noch einen sonderlichen Sinn gewittert hast. Wir fahren alle Beide nicht mehr mit dem stolzen Gespann eitler Hoffnungen und Wünsche in's Leben hinein — es geht mit uns bergab, wir sehnen uns nach dem Stiefelknecht. Vetter, und doch kannst Du den Satz noch nicht aus dem Fundamente verstehen. Einen Kantor mag der Schuh wohl hier und da hart genug drücken, härter als einen Bauersmann, aber der Stiefel ge-

wiß nicht; denn er trägt kalbslederne und läuft meist in der gedielten Stube herum. Wenn aber so unsereins mit den schweren rindsledernen den ganzen Tag im Felde umhergestolpert ist, sei's bei Hitze oder bei Frost, und's fängt so auf den Abend zu allgemach unter dem Knie an zu strammen, und die alten Knochen werden immer steifer und ungelenker, — da langt man mit ganz aparten Gefühlen den Stiefelknecht unter dem Ofen vor, und Du kannst Dir nicht denken, mit welchem Wohlbehagen der müde Fuß das schwere Futteral hinter sich läßt und in den Pantoffel tritt. — Und nun der Lebensabend, und der große Stiefelknecht, und Alles hinter sich lassen, was drückt und quält, und eingehn zu seines Herrn Freude!

Sonst thue ich Dir noch zu wissen, daß ich letzthin in Neubruch bei Warmholzens Schwiegersohn Gevatter gestanden habe. Es ist doch was Großes um so eine Kindtaufe, und wird einem immer größer, je älter man wird. Da steht man und hält das kleine Würmchen in seinen Armen, das noch gar nichts weiß von dem, was mit ihm vorgeht. — — Nathanael, ich freue mich immer von Herzensgrund, wenn's einmal so recht was Handfestes zu glauben giebt, wo die Vernunft dabei steht, wie mit dem Brett vor dem Kopf. Siehst Du Vetter, zu glauben, daß ich ein armer Sünder bin, das nenn' ich keine Kunst,

man das Himmelreich recht ein Reich der Kinder nennen, denn wie viele Kinder sterben nicht gerade in den ersten Lebensjahren.

Das wäre nun so ein klein wenig an der heiligen Taufe herumgerathen, aber, Vetter, das Beste läßt sich eigentlich gar nicht sagen, was einem für Gedanken kommen, wenn man solch kleinem Würmchen, während der Pfarrer seinen Sermon hält, in die Aeuglein schaut.

Wenn unser Herz ein Acker ist, so ist die Taufgnade die Perle, die drin vergraben liegt. Jeder hat sie, aber wenige wissen's, daß sie sie haben, und haben sie drum auch nicht. Ich meine, wenn ein steinalter Mann an die Himmelsthüre pochte, und es hieße: Was bringst du von deiner langen Wegfahrt mit, dafür du meinest selig werden zu können? und er antwortete: Herr, da ich ein kleines Kindlein war, bin ich getauft worden auf Deinen Namen, und da zehre ich alter Mann nun dran, und habe es glauben gelernt · — die Antwort wäre so schlecht nicht.

Doch ich muß schließen. In herzlicher Liebe

Dein ꝛc.

Eine Correspondenz zwischen Gottlieb und einem katholischen Maurergesellen*).

Ein Brief von einem katholischen Maurergesellen aus dem Badenschen an das Volksblatt.

So mein ich auch, und hab schon lang so gemeint: Wo ein gesundes Christenherz sitzt, da wird es etwas von dem Christus an sich haben, welcher auch den Samariter und den Zollcontrolleur Zachäus und das ungetaufte Weib von Sidon nicht mit scheelen Augen und krummen Gedanken, sondern hell und gradaus mit Menschenaugen angesehen hat. Und ein wahres Christenherz ist katholisch und evangelisch miteinander; katholisch, weil der Christ zu der einzig wahren Kirche gehört, welche Christus gestiftet hat, wovon er das Haupt und der Bräutigam ist, und weil Christi Geist in ihm lebt, welcher ein katholischer Geist, ein Geist der Einig-

*) Der Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit hatte in No. 101 des Volksblatts für Stadt und Land, Jahrgang 1844, den nachstehenden Brief einrücken lassen, in Folge dessen sich die Correspondenz zwischen ihm und Gottlieb entspann. Leider mußte sie bald wieder abgebrochen werden, weil das Volksblatt für die Art und Weise, wie die angeregten Streitigkeiten weitergeführt werden sollten, nicht länger geeignet schien.

keit und der Allgemeinheit ist. Und der wahre Christ ist evangelisch, weil er im Glauben und Leben und Trost sich richtet nach dem Evangelium, welches der Herr in die Welt gebracht hat. So Gott will, werden auch einmal die vielen Schaafställe und Pferche, wodurch so viele Christen zu ihrem eigenen Schaden an Wärme und Nahrung von einander separirt sind, abgethan werden, und nur noch einer sein, und dieser eine Schaafstall muß ineinander gut katholisch und evangelisch sein. Damit es aber dazu komme, so sollten die Schaafe aus den verschiedenen Pferchen auch hie und da herzhaft zu einander herüber und hinüber lugen, und dabei keine so scheuen Schaafsgesichter machen, als wäre jedes Schaaf aus dem Nebenstall ein grausamer wüthiger Wolf. Vor Allem sollte jeder Katholik und Protestant, die *nicht nebenher*, sondern *vor Allem* Christen sind, eine Union schließen in einem Glaubensartikel, der also heißt: »Wer an Christus glaubt und Ihn liebt und Ihm lebt, der ist in der Herzwurzel und im innersten Seelenmark drinn gar nicht weit von meiner Confession, stehe er in einem Taufbuche, in welchem er will, und der Herr wird uns hoffentlich selber einmal neben einander stellen rechter Hand. Und wer zu meiner Confession äußerlich gehört, aber nichts nach Christus fragt, oder nach ihm fragt auf eine Art, wie der Judas nach ihm gefragt hat, der ist mein Glaubens- und Religionsfeind und ich möchte nicht

neben ihn gestellt werden, wenn er sich nicht zu rechter Zeit noch besinnt, und die Bockshörner und den Bocksgeruch ablegt, und nicht mehr so aufgeklärt mäckert«. Das wäre der vorläufige Unionsartikel. Und wenn alle gute Christen in den verschiedenen Stätten und Stättelein denselben recht fassen und festhalten würden: sicherlich, so wäre das schon ein handfester Ansatz mit dem Brecheisen, um die babylonische Scheidemauer umzustürzen. Nichts für ungut. Behüt' Euch Gott unterdessen; muß wieder an's Handwerk.

Gottlieb
an den katholischen Maurergesellen im Badenschen.

St., den 8. Februar 1845.

Glück zu Deinem Handwer!

Ihr habt da drüben im Katholischen einen sonderlich schönen Gebrauch, ich meine den landesüblichen Gruß: Gelobt sei Jesus Christus! und die Antwort drauf: In Ewigkeit! Amen.

Wenn ich an einem Orte bin, wo viel Menschenvolk beisammen ist, sei's Jahrmarkt, Vogelschießen, Pferdeauction oder gar die Leipziger Messe, und ich sehe nun, wie das unter einander wogt und treibt

und rennt und jagt, so wird mir oft ganz seltsam wunderlich zu Muth. Fällt mir dann mitten unter dem Gelärm Einer bei, der sich geniedrigt und Knechtsgestalt angenommen hat, ob er wohl göttlicher Gestalt war, und ist unter uns hingewandelt, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Aber die Menschen um mich her thun, als hätten sie noch nie ein Wort davon vernommen, und ich stehe darunter, und weiß doch so gewiß, als ich das Leben habe, es giebt außer **ihm** kein wahrhaftiges Heil, und wir müssen Alle verloren gehn ohne ihn — und an IHM liegt's auch nicht, ER will nicht daß Jemand verloren gehe, sondern breitet beide Arme weit aus am hohen, blutigen Kreuzstamm, als wollte er sie Alle zu sich ziehen — — und doch riecht's um mich her so stark nach Schnaps, daß es einen ehrlichen Menschen anwidert, und fahren so viel unfläthige Redensarten heraus, und die Blicke und das Gelächter sind so viehisch geil, oder wo's ein wenig feiner hergeht, da ist der Leib so hoffärtig albern behängt, und doch der Geist so bettelig zerlumpt, und wird so viel gespottet und gelästert und Narrentheiding getrieben, daß es einem immer weher wird, und ich möchte dann oft gleich auf einen Erdhaufen, oder einen Waarenpack, oder eine Biertonne steigen und über das Volk hinrufen, so laut ich könnte: Gelobt sei Jesus Christus! ob nicht hier und dort eine Menschenseele antworten wollte: In Ewigkeit.

Amen! und man sich nicht so schauerlich allein fühlte mitten in der großen Menschenwüste.

Ja, ich habe schon oft gemeint, es müßte ein besonderes Erkennungswort geben, oder ein Zeichen über der Hausthür für die, denen unser Herr Jesus Christus seinen Frieden gelassen hat, damit mancher Bruder mehr bei mir einzöge, oder wenn ich selbst durch einen fremden Ort käme, gleich eine Seele wüßte, mit der man sich letzen könne nach dem weiten Wege in lehrreichen, lieblichen Gesprächen, und das wollt' ich Dir alles schreiben, denn ich merk's schon, es geht Dir just eben so.

Dir ist da auf Deiner Wanderschaft unser Volksblatt in die Hände gefallen, und wie Du darin geblättert hast, hast Du flugs herausgewittert, wo der Wind herweht, nämlich daß wir uns hier zusammengethan haben, anzuklopfen in Stadt und Land bei Lust und Leid, und in die Häuser hineinzurufen bei Ernst und Scherz: Vergeßt den Herrn Jesum nicht, der allein alles Leid trösten kann und alle Freude würzen muß — und wie Du das herausgewittert hast, ist Dir das Herz geschwollen, und hast das Hütlein geschwenkt, und uns ein fröhliches: Gelobt sei Jesus Christus! herübergerufen.

Nun bin ich hin gesessen und habe gehorcht, ob sich Niemand aufmachen wollte, außer unserm lieben Herausgeber im Vorwort, und wollte Dir

die armen Heerden verkommen ganz, und unsereins denkt immer gleich an das Hagelwetter. Licht ist wohl eine schöne Sache, aber es muß auch Sonnenlicht sein, und wir armen Erdenwürmer können das pure Sonnenlicht nicht einmal vertragen, und müssen etwas Regenwolken mit darunter haben. Unser Herrgott gebe uns Segen und fruchtbare Zeiten, und lasse seine Sonne scheinen für und für, in Baden wie in Sachsen.

Und nun gehab' Dich wohl, und führe Deinen Hammer recht, und gieb dem Stein lieber einen Schlag zu viel, als zu wenig, und kehr' dann den Hammer um, und säubere und glätte und putze aus mit der andern Seite, damit der Stein fein gerade sei und wohl stehe zur Wand; denn das ist ein schlechter Maurergesell, der sich so viel auf die Kelle verläßt und mit losem Kalk tüncht, und alle Schandflecke damit überschmiert, und meint, es sieht's eben kein Mensch hinterher.

Unser Herrgott mache uns Beide zu lebendigen Steinen an dem Bau, der nicht mit Menschenhänden gebaut ist, und von dem an einem gewissen Orte geschrieben steht.

In herzlicher Liebe

Dein ꝛc.

Der katholische Maurergeselle an den Schulzen Gottlieb.

F., den 19. April 1845.

Also es gilt: Gelobt sei Jesus Christus!

Ihr seid doch ein ordentlicher Mann, daß Ihr als Vorgesetzter so eine gemeine, niederträchtige Art an Euch habet, und zuerst unser Einem, der nur ein Maurergesell ist, einen Brief zuwendet. Offen gestanden, ich bin schon vorher mit der Absicht umgegangen, an Euch einen offenen Brief aufzusetzen. Wenn einer abergläubisch wäre, könnte er fast meinen, wir zwei hätten inwendige Verwandtschaft, und die Gedankenschnürlein müßten gleich lang sein, und die Rädlein im Kopf gleich viele Zähne haben, daß wir auf den nämlichen Einfall kommen, und Ihr Wohlgefallen habet an meiner Schreib- und Gedankenart, und ich an der Eurigen. Also noch einmal herzhaft: Gelobt sei Jesus Christus! denn an Euch findet es eine gute Resonanz und sattsames Echo.

Obschon ich nur ein Maurergesell bin, und oft grobe Gegenstände unter dem Hammer habe, und darum gewöhnt bin, oft unsänftiglich darauf zu hauen: so hab' ich doch so viel Manier, daß ich nicht gleich im ersten Brief und Gruß Streithändel mit Euch anfangen will. Das kommt gern von selber, man braucht es nicht zu beschreien; darum

für diesmal nichts Zwieträchtiges. Da Ihr Schulze seid, und ich keine Gemeinde weiß, die Euch unterthan ist, so will ich mit Euch reden, wie wenn Ihr Schulze wäret von dem Giebichensteiner Volksblatt, obschon ich weiß, daß Ihr noch Einen über Euch habet, dem ich hiermit auch gleich meinen Respekt vermelden lasse und alle Ehre erweise. Also Herr Schulze Gott- und Christuslieb, Ihr habet letzthin einen rechtschaffenen Artikel gegen die liederliche, neumodische Religion in Eurem Blatte aufgeführt; es ist mir das ein Zeichen gewesen, daß Ihr ein gutes Fundament habet, dieweil so Rongesches Ladendienergerandal keinen guten Geruch vor Euch hat. Ich leg Euch da einen gedruckten Bogen Papier bei, worin Ihr sehen könnet, wie unser Einer die Sache ansieht.*) Ihr werdet auch daran sehen, daß ich Euern Rath befolgt, und schier ungeschlacht den Hammer gehandhabt habe. Die Bierhausschriften sind auf einmal Apostel geworden, und laufen mit Eifer im Ländchen auf und ab, herüber und hinüber, lassen sich Mühe und Geld kosten, um die neumodische Religion zu säen und zu pflanzen; sie sind es inne geworden, daß man auf diese Weise so ganz sänftiglich das Christenthum ganz im Volk

---

*) Der neue Kometenkern mit seinem Schweife, oder Johannes Ronge und seine Briefträger, abgezeichnet vom Verfasser des Kalenders für Zeit und Ewigkeit. Freiburg im [illegible]gau; Herdersche Verl. Buchh.

ertödten könnte, wenn das Volk nur einmal herzhaft an den Ronge glaubt und an seine neue Religion.

Euern Gruß an den Kalendermacher habe ich ausgerichtet; wir zwei sind von jung auf gute Speziale zusammen gewesen; und auch jetzt noch, obschon wir hier und da einen Zwist miteinander bekommen, stehen wir auf ziemlich gutem Fuß mit einander. Wir essen mit einander an einem Tisch, und trinken aus einem Glas; und wenn ich einen Brief schreiben will, wie jetzt gerade auch, so muß mir der Kalendermacher seine Dinte und Feder dazu leihen, weil ein armer Maurergesell kein eignes Schreibzeug halten kann.

Behüt' Euch Gott; und schreibet auch wieder einmal.

Euer gehorsamer ꝛc.

Gottlieb

an den katholischen Maurergesellen.

St., den 21. Juni 1845.

Gott zum Gruß und Jesum zum Trost!

Euern Brief und Euer Büchlein über den Johannes Ronge habe ich mehr als einmal gelesen, aber — frei heraus gesagt — bei vielem Trefflichen auch manches darin gefunden, was einem ehrlichen Protestanten eingeht, als müßte er Kalk essen. Und wenn's damit gethan wäre, so wollte ich's

Euch zu Liebe schon einmal ein wenig am Leibe grimmen lassen, und den Herzball zubeißen. Allein, ob wir Evangelischen im Volksblatt schon mit Euern neumodischen Reformatoren nichts gemein haben mögen, so haben sich unsere Väter doch mit gutem Wissen und Gewissen von der katholischen Kirche getrennt, und wir unterschreiben ihre Worte von Herzen, und sehen darum die Trierischen Geschichten mit ganz andern Augen an als Ihr. Wenn ich nun meinem natürlichen Menschen nach gehen wollte, so hätt' ich große Lust mit Euch zu disputiren über das, was Ihr von Wallfahrten und Reliquienverehrung gesagt habt, aber da fallen mir denn Eure eigenen Worte ein, daß mit Beweisen und Wortgezänk den Armen nicht geholfen wird, und geschwind denk' ich daran, wie Ihr den Herrn Jesum so herzlich lieb habt; und darüber vergeht mir die Lust zum Streiten wieder. Darum will ich auch einen ganz andern Weg einschlagen, bei welchem ich erst mit einem Satz über den Berg weg zu Euerm Brief und Euern Schriftchen zurückkomme.

Ihr habt nun das Zerwürfniß in Eurer katholischen Kirche so gut als wir in der unsrigen, oder vielmehr es war bei Euch auch schon früher da, nur noch mit feinem Kalk übertüncht. Die äußere Einheit, welcher Ihr Euch bisher uns gegenüber rühmen konntet, hat einen großen Riß bekommen. Vor aller Welt Augen liegt klar und deutlich, daß auch unter Euch Spaltungen sind.

Was nun uns angeht, so richten wir jene Abgefallenen nicht darum, daß sie sich von Eurer Kirche und von dem Papste losgesagt haben, denn das haben wir ja auch gethan, sondern allein darum, daß sie die Grundfeste der Wahrheit, den Kern und Stern des christlichen Glaubens, das Armesünderthum und die Versöhnungslehre, verlassen haben. Wir kennen den unheiligen Geist, der heut zu Tage in den Kindern des Unglaubens spukt, und wie ein Irrlicht aus dem Sumpfe das arme verirrte Volk noch vollends in den Schlamm zu führen trachtet, und wir streiten gegen denselben mit aller Macht. Aber wie wir Protestanten nun zum heißen Kampfe mit dem alten Feinde in unserer Mitte, der jetzt mit klingendem Spiele um seine Irrlichtsfahne sich sammelt, in hellen Schaaren hinunter auf das Blachfeld gezogen sind, und hier ganz unvermuthet mit Euch zusammentreffen, die Ihr zu gleicher Nothwehr das Schwert gezogen habt — wie wir Protestanten nun, sag' ich, im Blick auf den gemeinschaftlichen Feind anfangen Euch mit andern Augen anzusehen, so solltet Ihr auch von Rechtswegen desselben gleichen thun und ein ander Feldgeschrei erheben, als Ihr bis jetzt gethan habt, so wir doch mit einander dieselbe Parole haben. Ich will noch deutscher reden.

Seht, ich wohne mitten in einem protestantischen Lande, bin mit Leib und Seele unserm allertheuersten Glauben zugethan, habe bisher fremd und scheu

nach Eurer Kirche hinübergeblickt, und finde mich nun plötzlich mit einem Anhänger derselben vor dem Throne unseres hochgelobten Herrn und Heilandes zusammen, ja derselbe Herr schafft, daß wir uns über weite Länderstrecken hinweg die Hand reichen müssen — mein lieber Bruder Maurergesell, Gott weiß es, daß Deine Liebe mir sonderlicher ist, als eine andere Liebe, — aber, wenn ich einen Freund in mein Haus lasse, so thue ich's nicht durch's Hinterpförtchen, und so betrübt es mich herzlich von Dir, daß Du Deine Liebe zu mir doch nur wie Contrebande in Deine Kirche und in Deinen Glauben hineinpaschen darfst. Wann ist die katholische Kirche je von ihrer Behauptung abgegangen, daß sie die alleinseligmachende sei? Wo hat sie aufgehört, uns als Ketzer und Abtrünnige zu betrachten? Wo thut das unsere Kirche? Unsere Kirche behauptet nur, daß Ihr die Wahrheit mit Menschenwort und Menschenwerk mannigfach verfälscht und verunreinigt habt, allein, daß es nicht auf die Kirche, sondern auf den Glauben und auf die Gnade ankommt, ob Jemand selig werde.

Darum habe ich zu allermeist und vornehmlich gegen Euch, daß Ihr jetzt ansteht, laut und öffentlich zu erklären, jetzt, wo Ihr den Jammer in Eurer eignen Kirche vor Augen habt, [illegible] es nicht auf die äußere Gemeinschaft, [illegible]n auf den inwendigen Glaubensgrund [illegible]t, und thut Ihr das, so müßt Ihr uns

anerkennen, denn wer will uns den alleinigen Grund, der gelegt ist, den Herrn Jesus Christus absprechen? Zwar Du hast in Deinen Briefen schon einen Anfang gemacht von dem, was ich meine, aber Du hast ihm damit noch nicht genug gethan. Du schreibst, daß Du mit vollster Überzeugung Katholik bist, so mache ich Dich auch für Deine katholische Kirche verantwortlich. Siehe, ich gedenke, so mir Gott hilft, auf meinen evangelischen Glauben zu leben und zu sterben. Nun stehet geschrieben: »Es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, denn allein der Name Jesu Christi«; und wiederum: »So ein Mensch, oder ein Engel ein anderes Evangelium würde predigen, denn das wir predigen — der sei verflucht!« — Ich unterschreibe die Bibel vom ersten Worte bis zum letzten, ich glaube allein in dem Namen des Herrn Jesu selig zu werden, und mit mir ganze Schaaren in meiner Kirche, und wir thun das auf Grund der Bekenntnißschriften unserer Kirche — — hast Du nun den Muth zu erklären, daß wir doch ein anderes Evangelium haben, denn das in der Bibel verkündigte, hast Du den Muth zu erklären, daß wir mit diesem Glauben an unsern Herrn Jesus doch als Verlorne dahinfahren werden, so tritt her und sag's frei heraus — — und laß uns unsern Abschied miteinander machen. Aber ich weiß, Du kannst das nicht, und thust es nicht,

Ostern.

Brich an, du schöner Ostertag!
Brich aus, brich aus, mein volles Herz!
Der Herr ersteht! Schwing' dich ihm nach,
O schwing' dich jauchzend himmelwärts!
Du hast jetzt Flügel aufzuschweben:
Wer mit ihm stirbt, soll mit ihm leben!

Die Jünger sitzen trüb' und bleich,
Da siehe, tritt er mitten ein,
Und grüßt sie: Friede sei mit euch!
Zeigt ihnen Händ' und Füße sein,
Und spricht: Erschrecket nicht und bebet,
Ich bin es, der nun ewig lebet.

Er ist's! Es hat der starke Held
Durchbrochen seine Grabesnacht,
Und als der Heiland aller Welt
Frei seinem Volk sich kund gemacht.
Er hat gezeigt nun seinen Frommen:
Sein Opfertod ist angenommen.

Der Herr ersteht! der Herr ersteht!
Willkommen, sel'ger Ostertag,
An dem der Friede Gottes weht!
Mein Herz, mein Herz, schwing' dich ihm nach!
Du hast jetzt Flügel aufzuschweben:
Wer mit ihm stirbt, soll mit ihm leben!

Der Schulze Gottlieb an den Kantor Fürchtegott,

als ihn derselbe um seine Meinung über das Tanzen befragt.

St., den 28. Mai 1845.

Gott zum Gruß, mein lieber Herr Kantor!

Sie haben Recht, daß ich mein Lebtage noch nichts von Ihnen gehört hatte, und das ist recht schade; aber mich betrübt's manchmal, daß man überhaupt nicht mehr von Schulmeistern hört, die unsern Herrn Christum lieb haben. Und doch wäre das so etwas Großes! — Mir fährt's manchmal wie eine Art Stolz durch den Kopf, wenn ich auf frisch gepflügtem Acker mit der Hand ins Saattuch greife und an das große Gleichniß denke: »Es ging ein Säemann aus, zu säen« — und doch bin ich da nur Bild vom Bilde — aber Ihr Schulmeister werft Jahr aus, Jahr ein lebendigen Samen über das Land, und gehet aus zu säen Tag für Tag, Winter und Sommer. Darum jammert es mich eben so, daß heut zu Tage die rechte Art Schulmeister so knapp geworden ist, daß aus den Säemännern oft Säemaschinen geworden sind; und obschon es sein Gutes haben

und sollst es auch nicht thun — — da sei Gott für. Darum mußt Du etwas anderes thun.

Steht nicht unsere Kirche schon darum über der Eurigen, daß, weil sie auf das Herz sieht und nicht auf das Kleid, auf den Kern und nicht auf die Schaale, auf den Glauben und nicht auf den Schein eines gottseligen Wesens, daß sie darum auch von jeher den Glauben an den Sohn Gottes in den andern Kirchen vollkommen anerkannt hat? Wandelt nicht darin unsere Kirche vor der Eurigen viel mehr in der Liebe?

Du weißt wohl, daß ich mit einem saft- und kraftlosen, ausgemergelten Geschlechte dieser Zeit die Liebe nicht zur feilen Dirne machen will, daß ich die rechte Liebe meine, die allein auf dem Gaubensgrunde erwächst; daß ich keinen Stein mit zu dem Toleranztempel tragen mag, an welchem Juden und Christen jetzt so eifrig bauen, dem statt des Laubwerks an den Säulenknäufen die hellen Eiszapfen vom Dach herunterfrieren, der statt kühn gewölbt in gothischen Bogen himmelan zu streben, sich in langweiliger Einerleiheit abrundet und ausweitet, daß er eher einer Reitbahn, als einem Dome gleicht, einer Reitbahn, in welcher Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Wesen nach Herzenslust sich tummeln, in welcher das tollgewordene Roß Vernunft von Bereitern mit französischen Freiheitsmützen zurecht geritten wird. Solches Wesen ist mir ein Gräuel. Aber wir glauben an

eine Gemeinschaft der Heiligen. Wer an den Sohn glaubt, der hat das ewige Leben. **Wir** glauben an den Sohn, und darum seid Ihr uns eine Anerkennung noch schuldig. Weil ich mich nicht an die katholische Kirche halten kann, so halte ich mich an Dich. Du und der Kalendermacher, Ihr habt bereits einen guten Ansatz gemacht, aber Ihr müßt noch mehr thun. Lieben Brüder, es ist uns nicht, daß wir von Euch geehret werden. Wir sind nicht eitler Ehre geizig. Wir wissen, an wen wir glauben und wer uns die Krone der Ehren aus Gnaden beilegen wird. Es ist uns allein um die rechte Liebe zu thun.

Darum besprich Dich mit dem Kalendermacher, und setzt einen rechtschaffenen Artikel für das nächste Jahr zurecht, und wenn's etwa gegen die Deutsch-Katholischen losgehen soll, so nehmt in die eine Hand das Schwert, und streckt die andere frei öffentlich nach allen denen aus, die in allen Kirchen die Erscheinung unseres Herrn Jesu Christi lieb haben.

Bruder Maurergesell, Gott weiß es, wie sonderlich mir Deine Liebe ist! Gelobt sei Jesus Christus, so möchten wir Beide rufen bis in alle Ewigkeit hinein, das ist unserer Herzen Wunsch und Begehren — meine Kirche ruft's, und ruft es jetzt mit lauterer Stimme als je: »Warum will Eure Kirche nicht Amen sagen?«

Dein aufrichtiger Freund

Gottlieb Helfgern.

Der stille Freitag.

Schweige Seele, schweige, schweige,
Wie die ganze Schöpfung schweigt,
Und sich tief in Trauer kleidet —
— Jesus hat das Haupt geneigt —
Jesus neigt es und verscheidet. —
— — — — — —
O, welch ein Bild!
Wenn es der Herr dem Erdenstaub enthüllt —
— Aller Sünder gerechtes Gericht
In seinem bleichen Angesicht —
— In der matten, erlöschenden Geberde
Das ganze Weh der gefallenen Erde — —
Und doch die Züge so mild;
Aus den heiligen Wunden quillt
Der Balsam, der allen Jammer stillt — —
— O du bleiches, blutiges Marterbild! —
— — — — — — —
Falt' in Demuth deine Hände,
Und die Blicke nicht verwende,
Daß das große, heil'ge Bild:
Jesus an dem Kreuze schwebend,
Sterbend uns das Leben gebend,
Dir, auch dir sich recht enthüllt.

Der große Sabbath.

Du sahst das Kreuz auf Golgatha
Gehüllt in Nacht und Todesgrau'n —
Sieh jetzt, der blut'gen Stätte nah,
Das stille Grab, in Fels gehau'n.

Die Lippen bleich, im Sterbekleid,
Der heil'ge Leichnam ganz entstellt,
Liegt da der Herr der Herrlichkeit,
Der ew'ge Schöpfer aller Welt.

O meine Seele, tritt herzu!
Und fei're ernst und still und tief
Den Tag der großen Sabbathsruh',
Den Tag, da Er im Grabe schlief.

Also hat Gott die Welt geliebt —
Hier sieh dies Also unverhüllt!
Ein enges Felsengrab umgiebt
Den Herrn, der alle Himmel füllt.

O fasse, wer es fassen will:
Der Herr im Grab! im Todesbann! —
Ich sink' in meine Knieen still,
Wo ich nicht mehr begreifen kann.

Ostern.

Brich an, du schöner Ostertag!
Brich aus, brich aus, mein volles Herz!
Der Herr ersteht! Schwing' dich ihm nach,
O schwing' dich jauchzend himmelwärts!
Du hast jetzt Flügel aufzuschweben:
Wer mit ihm stirbt, soll mit ihm leben!

Die Jünger sitzen trüb' und bleich,
Da siehe, tritt er mitten ein,
Und grüßt sie: Friede sei mit euch!
Zeigt ihnen Händ' und Füße sein,
Und spricht: Erschrecket nicht und bebet,
Ich bin es, der nun ewig lebet.

Er ist's! Es hat der starke Held
Durchbrochen seine Grabesnacht,
Und als der Heiland aller Welt
Frei seinem Volk sich kund gemacht.
Er hat gezeigt nun seinen Frommen:
Sein Opfertod ist angenommen.

Der Herr ersteht! der Herr ersteht!
Willkommen, sel'ger Ostertag,
An dem der Friede Gottes weht!
Mein Herz, mein Herz, schwing' dich ihm nach!
Du hast jetzt Flügel aufzuschweben:
Wer mit ihm stirbt, soll mit ihm leben!

Der Schulze Gottlieb an den Kantor Fürchtegott,

als ihn derselbe um seine Meinung über das Tanzen befragt.

St., den 28. Mai 1845.

Gott zum Gruß, mein lieber Herr Kantor!

Sie haben Recht, daß ich mein Lebtage noch nichts von Ihnen gehört hatte, und das ist recht schade; aber mich betrübt's manchmal, daß man überhaupt nicht mehr von Schulmeistern hört, die unsern Herrn Christum lieb haben. Und doch wäre das so etwas Großes! — Mir fährt's manchmal wie eine Art Stolz durch den Kopf, wenn ich auf frisch gepflügtem Acker mit der Hand ins Saattuch greife und an das große Gleichniß denke: »Es ging ein Säemann aus, zu säen« — und doch bin ich da nur Bild vom Bilde — aber Ihr Schulmeister werft Jahr aus, Jahr ein lebendigen Samen über das Land, und gehet aus zu säen Tag für Tag, Winter und Sommer. Darum jammert es mich eben so, daß heut zu Tage die rechte Art Schulmeister so knapp geworden ist, daß aus den Säemännern oft Säemaschinen geworden sind; und obschon es sein Gutes haben

mag, wenn so Körnlein an Körnlein jegliches sieben-viertel Zoll von einander zu liegen kommt, und alles nach Regeln und Methoden geht, so kann doch so eine Säemaschine eben nicht an das große Gleichniß denken, und sieht auch nicht die hellen Thautropfen auf den jungen Hälmchen glitzern, wenn die Sonne aufgeht, sondern klappert langweilig hin bis zum Feierabend. Ein Schulmeister, der ein rechter Säemann ist, hat ein fröhliches Amt, ob er gleich nur immer die junge Saat vor sich sieht, und nicht selbst die Sichel anschlagen darf; aber so eine Säemaschine mit ihrer zweckmäßigsten Methode muß sich unglücklich fühlen über ihr ewiges Einerlei, und bringt auch nicht viel zu Wege, denn der Griff mit lebendiger Hand und das warme Herzblut durch den Arm hin fehlen.

Darum war mir Ihr Brief eine ganz besondere Freude, und ich hätte ihn schon viel früher beantwortet, wenn ich nur in der Bestellzeit ans Schreiben hätte kommen können. Zudem läßt sich wohl viel über das Thema sagen, welches Sie angeregt haben, aber mit bloßem Sprechen ist noch nichts geholfen.

Wenn mich einer früge, ob das Tanzen an und für sich Sünde wäre, so würde ich das für eine recht unzeitige Frage halten. Darüber haben sich die Theologen schon viel hin und her gestritten, aber darum handelt es sich jetzt gar nicht. Daß das wüste, unzüchtige, versoffene An- und

Durcheinanderspringen bei einem Knechtetanze nicht Gott wohlgefällig sein kann, darüber braucht kein Wort verloren zu werden, und zöge man dem Treiben auf den vornehmen Bällen die Glacéhandschuh aus, so käme wohl oft auch kein lieblicheres Bild zum Vorschein, und wer weiß, wenn einer mit der rechten Hand hier und mit der linken dort ein Paar herausgreifen und das Inwendige nach außen kehren könnte, wo die Herzen mehr von dem Gifte der Augenlust, der Fleischeslust und des hoffährtigen Wesens angefressen wären.

Was haben wir denn nun aber da zu thun? Zunächst mit Gottes Wort auf die Leute einzuwirken suchen. — Wohl wahr! Aber wir können das nicht bei Allen, die Verführung ist zu groß, und die christliche Liebe jammert nicht blos, hält nicht blos eine nachdrückliche Strafpredigt zum Fenster hinaus, wenn sie einen verworrenen Knäuel halb betrunkener Menschen einem Abgrunde zutaumeln sieht, sondern sie greift auch mit beiden Händen hinein, ob sie nicht doch noch den einen oder den andern retten könne. Ihr darf auch der Tanzboden nicht zu schlecht sein, daß sie dem armen Volk nicht bis dahin nachginge. Freilich wo es nur auf Saufen und Fressen, viehische Lust und Entweihung des Sonntags abgesehen ist, da darf sie die Schwelle nicht mit überschreiten; — aber doch gäbe es für sie gerade beim Tanz ein Sonderliches zu thun; ich habe da meine aparten Gedanken darüber.

Das junge Volk will nun einmal tanzen, und Zwang und Verbot verderben mehr, als sie ausrichten. Man müßte sich also an die Schenkwirthe halten, und sehen was da zu machen wäre. Aber wenn man nun auch einen solchen Menschen überzeugte, daß er mit seinem bisherigen Treiben dem Teufel in die Hände gearbeitet habe, und er seine Wirthschaft aufgäbe, nun so wäre allerdings seine Seele gerettet, und das wäre schon viel; — aber für das gemeine Wesen, was ist es da für ein großer Gewinn, wenn heute einer seinen Tanzboden zuschließt und morgen ein anderer den seinigen wieder aufthut, und der neue Wirth es ärger treibt, als es der alte getrieben hat? Ich hätte da einen andern Vorschlag, der freilich für einen Wirth fast schwerer auszuführen sein mag, als das Schild ganz abzureißen, aber gewiß auch segensreichere Folgen haben würde. Ich meine, wenn nur für eine Schenke im Dorfe ein rechtschaffener, gesetzter Wirth gefunden würde, der Gottes Wort noch nicht so in seinem Herzen verachtete, daß er sich überführen ließe, die Sache einmal an einem ganz andern Ende anzugreifen. Er müßte ein neues Tanzreglement herausgeben und feststellen. Er müßte Courage haben, wie ein gewisser Wirth im Schwäbischen, der dem Herzog keinen Wein mehr einschenken wollte, weil in seinem Gasthofe sich auch kein Herzog betrinken sollte. Da müßte es zum Exempel heißen:

»Um zehn Uhr wird aufgehört, damit Jeder säuberlich ausschlafen könne.

Schnaps wird nicht verabreicht, weil derselbe schon an sich nicht taugt, aber beim Tanzen für Leib und Seele noch seine besondern Gefahren hat, wo das Blut schon ohnedies heiß genug wird; sondern ein gutes billiges Bier.

Wer flucht, zankt oder Spektakel anfängt, wird heruntergewiesen.

Bis zum Betrinken wird Niemandem Getränk gegeben; wer aber schon angetrunken kommt, wird gar nicht hereingelassen.

Wer nicht nach seinem Stande sauber und ordentlich gekleidet geht, kann hier sein Geld noch nicht los werden; er mag sich erst Zeug dafür anschaffen.

Ein Mädchen, das den Kranz verloren hat, gehört nicht hierher, denn Solcher ziemte besser trauern, als jubeln.«

Und so noch mehr, je nachdem der Ort und die Verhältnisse die Gesetze nothwendig machen, mit etlichen Variationen für den Knechtetanz und die vornehmern Bälle. Wo eine Gutsherrschaft die Schenke zu verpachten hat, und ein Einsehen gewönne, ließe sich eine solche Einrichtung noch leichter treffen; wo das nicht ist, wäre es besonders wünschenswerth, wenn sich der Schulze oder der Gemeindevorstand der Sache annähme. Aber wenn auch nur einige ehrliche, achtbare Leute aus dem

Dorfe vor den Riß träten, und einem tapfern Schenkwirthe ein Weniges beistünden, so eine Art Vorstand und Ehrengericht bildeten, da wäre die Sache gar nicht so schwer ins Werk zu setzen. Die Ausführung ist leichter, als sie auf den' ersten Blick aussieht.

Freilich, wenn nun solch ein tapferer Wirth aufgefunden wäre, und er hätte sein neues Tanzreglement festgesetzt, so würde sich alsbald kein geringer Lärmen und viel Spott und Hohn des wüsten Volkes gegen denselben erheben. Aber man sollte dem Dinge nur Zeit lassen. Nicht lange, so würde es hier und da in den Häusern heißen: »Ja, zu dem Kronenwirth, Else, magst du wohl gehen, denn da bin ich doch sicher, daß kein Unfug getrieben wird, aber in die Engelsschenke darfst du mir keinen Tritt.« Nun ist es ja gewiß, daß die Frauensleute einen Theil des Mannsvolkes bald genug hinter sich herziehen würden, und wenn erst die besten und sittsamsten Mädchen im Dorfe nur noch nach dem Kronentanzboden gehen, so werden bald auch diejenigen jungen Bursche, die noch nicht total verdorben und verloddert sind, keinen Gefallen mehr an dem wüsten Treiben der tollen Kameraden und der Gemeinheit ihrer Dirnen finden, denn im Grunde sind es ja doch nur jene bessern Mädchen gewesen, die sie nach dem Tanzboden gezogen haben. Wir erlangen also auf diese Weise eine Theilung des tanzlustigen Volkes in zwei Partheien, und das ist

schon ein großer Segen. Wenn die Sorte Nr. 1. erst mehr und mehr Geschmack an Ordnung und Zucht gewinnt, so wird auch von selbst die Kluft zwischen ihr und denen in der Engelsschenke immer größer. Wir würden sonach bald den Kern des jungen Volkes aus dem ganzen Dorfe in einem Lokale beisammen haben, und mit dem ließe sich in Wahrheit viel anfangen, da die wüsten, unverbesserlichen Gesellen heraus sind; — freilich der Herr Pfarrer dürfte doch nicht auf solchen Tanzboden gehen, aber der Ortsschulze und der Herr Kantor könnten es immerhin thun. Zum Exempel, ich sollte meinen, es dürfe gar nicht so schwer sein, einen Singverein unter den jungen Leuten in den Gang zu bringen, oder dergleichen mehr, wobei die Musik mit benutzt und zugleich bezweckt würde, daß nicht auf so tolle, angreifende Weise continuirlich fortgetanzt würde. Wer weiß, was sich mit den rechten Mitteln und mit dem rechten Geschick noch alles ausrichten ließe.

Was nun den Wirth anbetrifft, der stände sich gewiß auch nicht schlecht bei solchem Unternehmen. Er würde an seinem Biere denselben Verdienst haben, den der andere am Schnapse hat, und da er die ordentlichsten Leute im Dorfe auf seiner Zechliste hat, käme er nicht in die verdrießliche Nothwendigkeit, so viele Saufschulden ans Bein binden zu müssen. Kurz und gut, es gälte einmal den Versuch, ob sich auf solche Weise nicht noch

am leichtesten auf das Volk einwirken ließe. Seinen Dienstboten den Besuch des Tanzbodens ganz zu verbieten, das hat meist seine sehr großen Schwierigkeiten und wird nicht gehalten, aber das möchte denn doch wohl durchzusetzen sein, fest zu bestimmen, du gehst nur dort oder dort hin zu Tanze. Können und dürfen wir das Tanzen nicht ganz abschaffen, so laßt uns einmal zusehen, ob wir es nicht wenigstens dahin bringen können, daß wieder mit Zucht und Sitte getanzt wird.

Das wäre nun so meine Meinung über das, was hinsichtlich des Tanzens geschehen könnte. Denken Sie aber ja nicht, als meine ich, es ginge gar nicht ohne den Tanz, der Tanz wäre das einzige Vergnügen für das Volk, dessen dürfe man es nicht berauben u. s. w. Ich meine nur, das Volk kann das Tanzen nicht eher lassen, bis es ein besseres Vergnügen kennt, und ehe es mit ihm dahin kommt, dürfen wir die Tanzböden nicht ganz und gar in Feindes Hände geben.

Mein Vetter, der Kantor, läßt von Herzen grüßen. Der Herr segne beides Ihr Ackerland und Ihren Samen. In treuer Liebe

Ihr

dienstwilligster

Gottlieb Helfgern.

Ein Brief des Schulzen Gottlieb an seinen Vetter,

als sein neues Haus gerichtet worden.

St., den 8. October 1845.

Lieber Herr Vetter!

Daß ich so lange stille gewesen bin, hat seinen guten Grund, nach dem Du nicht weit zu rathen brauchst. Wer sich ein neues Haus baut, hat alle Hände voll zu thun. Viel Sorge und Unruhe, viel Aerger und Verdruß giebt's; doch hat's auch wieder seinen ganz aparten Reiz, und man hat nur immer genug zu bitten, daß das Herz nicht zu sehr beschwert werde. Manchmal kann ich die Zeit nicht erwarten, bis das Haus fertig ist, und manchmal könnte es mir wieder ganz leid thun, daß ich mir noch auf meine alten Tage die Last gemacht und solchen Bau angefangen habe. Nun, Vetter, ich hätte mich wohl auch ebenso gern aus dem alten Hause hinaustragen lassen; aber s'ist um der Kinder willen geschehn, und die alte Hütte war auch wirklich morsch und baufällig genug.

Nathanael, wie ich gesagt habe, ich bin Dir jetzt ein wahrer Doppelmensch. Es ist mir oft

ganz wunderlich zu Muthe. Eine Hälfte von mir hängt wie eine Klette am Alten, Gewohnten fest, hat die krummen Wände und den schiefen Giebel, die niedrigen Thüren, die wackligen Fensterladen, die abstehenden Querbalken an der Decke liebgewonnen, sich damit zusammengewohnt und zusammengelebt — die andere Hälfte freut sich, daß alles so akkurat und schnurgerade einem unter der Hand in die Höhe wächst. Am seltsamsten geht's mir, wenn Mondschein ist und ich Abends noch still für mich auf dem Hofe herumgehe. Da streckt sich das Haus mit seinen offenen Fenstern so hoch und gewaltig in die Höhe und sieht so riesig groß aus, als wär's ein Schloß, und dann kommt's mir manchmal so fremd vor und dünkt mir viel zu gut für mich, und wenn ich mich dann herumdrehe und sehe das Licht durch die Fensterscheiben in unserer jetzigen Wohnung — — siehst du, Vetter, dann tret' ich oft still in den Schlagschatten, den das neue Haus über den halben Hof hinstreckt, und lehne mich an die kalte Wand und seufze hinauf: »Herr, Herr, bedecke es du mit dem Schatten deiner Flügel, und laß deine Gnade und deinen Segen auch hinfort über demselbigen bleiben!«

Ob mir's wohl noch wohnlich werden wird im neuen Hause? frage ich mich auch oft. — Manchmal kann ich's mir gar nicht denken! — Und doch hat's auch sein Gutes, noch in seinen alten Tagen aus dem alten Hause in's neue

hinüberziehen — — Wie lange wird's währen, so zerbricht das irdische Haus dieser Hütte — Vetter, wie wird es sein, droben, wenn alle Schwachheit um und an wird von uns sein abgethan, wenn wir den neuen, verklärten Leib tragen, dort bei Ihm, wo kein Leid, kein Schmerz, keine Thräne mehr sein wird? Da schauen wir nicht mehr rückwärts nach dem Oellämpchen in der armseligen Hütte unseres Leibes, da bedürfen wir der Sonne und des Mondes nicht mehr, denn Er selbst, der Herr, will unsere Sonne sein. — Ein verklärter Leib aus dieser elenden Knechtsgestalt — ein neues Haus aus alten Steinen — Vetter, ich baue in Gottes Namen weiter, es wird mir wohnlich werden!

Du hast's noch immer in Deiner Hüfte, wie Du schreibst, und kannst nicht fort, und die Gicht plagt Dich hart. — — Ja, Alter, das Haus wird immer morscher, das Gebälke, die alten Knochen senken sich — — ich wollte Du stündest mal bei mir, wenn wieder Mondschein ist, an der Steinwand. Du sähest dann leichter über die lahme Hüfte hinweg, und dächtest an den neuen Leib der Herrlichkeit und Ehren.

Aber es hat mir doch recht leid gethan, daß Du gerade jetzt nicht fortgekonnt hast! Hättest doch jetzt in meinem Hause nicht fehlen sollen! Unser lieber Herr hatte uns eine rechte Festzeit beschëert. Aber weil Du zur Hochzeit abschrie-

best, habe ich Dich gar nicht zum Richtefeste eingeladen. Nun soll ich Dir Alles ausführlich erzählen. Will sehen, wie ich's herausbringe.

Also zuerst von der Hochzeit meiner Tochter. Wir waren gar sehr vergnügt. Alle meine Kinder waren da, und dies Häufchen wächst jetzt von Jahr zu Jahr. Ich bin jetzt in der Periode, wo man in seinem Alter noch einmal Kinder kriegt, und zwar gleich solche, die schon laufen können. Außer den Kindern waren noch eine Menge lieber Freunde und Bekannte da. Gedichte hat's förmlich geregnet. Dein Gedicht ist auch mit vorgelesen worden. Ich selber war so recht in meinem Gott vergnügt, habe auch so viel fröhliche Trinksprüche ausgebracht, daß es zuletzt meiner Frau fast zu viel wurde. Sie hat so eine aparte Mode, wenn ich ihr bei solcher Gelegenheit einmal ein Bischen zu lustig oder zu dreist werde. Ueber dem Tische läßt sie sich nichts anmerken, aber unter dem Tische stichelt sie mit ihrem Fuße immer auf mich los. Indessen ich bin in dem Stück ein kurioser Kerl, wenn ich mich einmal freue, so freue ich mich, meine Frau mag sticheln, so viel sie will, und kommt mir am Ende gar nicht darauf an, ob ich am andern Tage einen blauen Fleck am Schienbein habe, oder nicht.

Doch aber soll auch bei der Fröhlichkeit immer das rechte Maaß gehalten werden, und das ist oft schwer. Unser Herrgott bewahrte uns diesmal vor dem Zuviel. Noch spät über Tisch nämlich

holten meine Kinder den silbernen Becher vor, den sie uns Beiden vor 4 Jahren zu unserer silbernen Hochzeit geschenkt hatten. Du weißt, unser Jüngster, unser Benoni, war damals wenige Tage vorher von seinen langen, entsetzlichen Leiden erlöst worden. Du weißt auch, was meine Frau Jahre lang mit ihm ausgestanden hat. Du hast ja auch mit loben und danken helfen, daß sich der Herr an diesem schwachen Gefäße noch auf seinem Sterbebette so wunderbar verherrlicht hat, daß er ihm den Mund weit aufthat, mit lautem Lob und Preise seines Namens hinzuscheiden. Darum wollten die Kinder damals ein Eben-Ezer setzen und ließen auf den Becher die goldenen Worte Samuels graben: »Bis hierher hat der Herr geholfen!« Merkwürdigerweise war seit der silbernen Hochzeit nicht wieder aus demselben getrunken worden. Als ihn die Kinder brachten, wurden wir Alle ganz feierlich gestimmt. Die ganze Gesellschaft hörte andächtig das selige Ende des kleinen Theodor, wie wir's damals ausführlich aufgeschrieben, vorlesen. Vetter, ich kann Dir nicht beschreiben, wie uns Allen wurde. So ganz sonderlich. Es fiel manche Thräne, aber Keiner wußte, ob vor Wehmuth oder vor Freude. Ich blickte im Geist hinterwärts — mein ganzer Ehestand lag aufgerollt vor mir — ich konnte nicht sprechen. Auch die Brautleute waren still. Die Braut weinte in ihr Tuch. Sie mochten dran denken, daß sie solche Griffe Gottes ans Herz

erst noch vor sich haben — denn Gott sei Dank, sie wissen alle Beide, daß ihnen, wie jedem Christen, auf den Paß geschrieben steht: »Wir müssen Alle durch viel Trübsal ins Reich Gottes gehen.« Aber sie fürchteten sich nicht. — —

Nach einigen stillen Minuten fanden sich die Worte wieder. Die Freude hat viel etwas anderes, edleres, wenn sie erst durch einen Schmerz verklärt ist. Sie wird durch Wehmuthsthränen gewaschen. So war's bei uns. Die Fröhlichkeit konnte nicht ausgelassen werden. Als der Gefühlssturm vorüber war, zogen Friede und Freude an unserm Tische umher, im ruhigen Gleise, wie die beiden Schwäne auf dem stillen See im Schloßgarten.

Wir kamen überein, der Becher solle hinfort bei jeder feierlichen Gelegenheit in der Familie gebraucht werden. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und dergl. solle er nie fehlen. Er wurde durch einstimmigen Beschluß zum eigentlichen Familienbecher geweiht. Aber er soll auch sein eigenes Archiv bekommen. Es soll jedesmal ausführlich zu Protokoll genommen werden, bei welchem Anlaß er gebraucht worden, und wer an solchem Tage mit aus demselben getrunken hat. Vetter, was sagst Du zu diesem Beschluß? Mir thut nichts mehr leid, als daß mein Großvater seliger nicht schon auf den nämlichen Gedanken gekommen ist!

Doch nun genug von der Hochzeit und noch etwas von dem andern Feste. Die lieben Gäste verweilten nach der Hochzeit noch einige Tage bei uns. Sie waren zum Theil wunderlich einquartirt, aber sie ließen es sich gern gefallen. Während wir Hochzeit feierten, hatten die Zimmerleute gerichtet. Noch in derselben Woche wollte der Meister seine Rede halten. Du weißt, daß bei dieser Gelegenheit die sämmtlichen Arbeiter einen Schmaus bekommen. Wir zogen denn allesammt mitten auf den Hof und sangen zu Anfang das alte: »Nun danket Alle Gott.« Du kannst Dir denken, daß ich nicht schlecht gerührt war, aber hast Du wohl schon die Bemerkung gemacht: wenn's einem noch so weich um's Herz ist, wenn man kein Wort hervorbringen könnte und bei jedem andern Liede stecken bleiben würde, das: »Nun danket Alle Gott« geht doch frisch weg aus heller Kehle. Es muß machen, daß hinter den Worten von Mutterleib und Kindesbeinen (denn so lange kennt ja wohl Jeder das Lied ziemlich) ein heimlicher, ganz absonderlicher Segen verborgen liegt, von dem jener arme Mann gewiß nichts gewußt hat, der seine Tochter Anstands halber das Lied nicht hatte wollen lernen lassen. Nachdem wir geendigt, fing der Zimmermann hoch oben auf dem Dachstuhl seinen Spruch an. Er hat's mir nicht sagen wollen, wo er ihn her hat, aber ich wollte fast darauf schwören, Du habest ihn gemacht. Es ist ganz Deine Manier.

Wieder so allerhand Reflexionen, die den Schulmeister verrathen, und dabei schlägt Deine einfache, ehrliche Natur immer wieder durch. Weil ich aber meiner Sache nicht ganz gewiß bin, will ich den Spruch doch mit hersetzen. Hast Du mir hinter dem Rücken den Streich gespielt und ihn gemacht, so sollst Du ihn zur Strafe noch einmal lesen. Also der Zimmermeister hob an:

»Mit Gunst, ihr werthen Herr'n und Frau'n,
Die ihr dort unten versammelt seid,
Das neugerichtete Haus zu beschau'n:
Ich stehe nach Handwerksgebrauche bereit,
In Gottes Namen, dem Bauherrn zur Freude,
Einen Segen zu sprechen über dieses Gebäude.

Zuerst, und vor allen andern Dingen
Will Lob und Preis ich dem Herrgott bringen,
Der mit treuen, segnenden Vaterhänden
Beim Bauen behütet hat Groß und Klein;
Er wolle auch ferner uns gnädig sein,
Und alles Unglück von uns abwenden:
Ihm sei dafür die Ehre allein!
Und nun heb' ich mit meiner Rede an:
Ihr Herrschaften! sitz' ich so still für mich hin,
So hab' ich oft herzliche Freude daran,
Daß ein Zimmermann geworden ich bin.
Seht nur, erst noch vor wenigen Wochen
Stand hier ein Haus, baufällig und schlecht,
Dem Bauherrn war es schon lang' nicht mehr recht!

a hat er mit uns den Plan besprochen;
ugs fingen das Werk wir rüstig an —
ie alten Mauern fielen nieder,
ie stattlichen neuen erhoben sich wieder,
nd das Gebälke streckt hoch sich hinan.
a steht das Gebäude, geräumig und hell,
ymmetrisch, dauerhaft, wie's nur muß sein. —
agt selber: Geht unser Bauen nicht schnell?
nd soll ich mich solchen Gewerkes nicht freun?

Doch ferne sei von mir ein eitles Rühmen,
enn Eigenlob will sich für Keinen geziemen.
nd sollte es dennoch gerühmet sein,
o fiele mir viel etwas Edleres ein:
ann wollte ich rühmen vom Zimmermannsstand,
elch' große Ehr' ihm geworden ist
amit, daß unser Herr Jesus Christ,
ie in der heiligen Schrift zu lesen,
st eines Zimmermanns Sohn gewesen.
b er selber gezimmert hat, weiß ich nicht;
as aber glaub' ich mit festem Vertrauen,
aß er die Wohnung uns droben wird bauen,
enn das irdische Haus dieser Hütte zerbricht. — —
un, solchen Meisters im Himmelszelt,
eß rühm' ich mich frei vor aller Welt!
ur Stückwerk ist unser Schaffen zu nennen,
ir bauen nur für die Lebenszeit;
as laßt uns in rechter Demuth erkennen
or dem großen Baumeister in Ewigkeit.

Sein Wort, es müsse uns täglich lehren:
Wir haben hier keine bleibende Statt,
Auf daß wir nicht unsere Herzen beschweren,
Und dem Bau unsere Blicke zukehren,
Den er uns droben bereitet hat.

Eh' ich nun weiter nehme das Wort,
Will ich mich wenden zu unserm Bauherrn dort:
Er wolle erklären hier vor uns Allen,
Ob ihm der Bau auch hat wohlgefallen?
Er wolle ferner vor uns erklären,
Ob er ihn will brauchen zu Gottes Ehren?
Und ob ich ihn weihen soll dem, welcher da heißt:
Gott der Vater, der Sohn und der heilige
Geist?«

Hier stieß mich Gevatter Warmholz in die Rippen, denn ich hatte eben meine Alte heftig weinen gesehen, und darüber erst bemerkt, daß mir selber die Tropfen über's Gesicht liefen. Mit Noth brachte ich heraus: Ja, in Gottes Namen! Darauf legte der Zimmermeister die Hand auf den Sparren, welcher den Busch trug, und fuhr fort:

»So sei's denn im Namen Gottes geweiht!
Der hebe an, es zu segnen heut,
Und fahre fort, so lang' es nur steht,
Daß der Segen nie wieder zu Ende geht.
Sein Frieden mög' über dem Hause walten,

Und den Herrn und die Frau, die Jungen und Alten
In steter Eintracht zusammenhalten.
Zuoberst die rechte Frömmigkeit throne,
Inmitten herzliche Liebe wohne;
Die Mäßigkeit über die Tische regiere,
Gastfreiheit halte offen die Thüre,
Und die Reinlichkeit die Haushaltung führe;
Ueber die Schwelle trete nie Zank und Streit,
In den Stuben walte Verträglichkeit;
Gott wahre die Kammern vor Krankenbetten,
Gesundheit ruh' auf den Lagerstätten;
Stets seien die Böden von Korne schwer,
Und die Keller und Vorrathskammern nie leer;
Und über das alles im Hause finde
Sich allezeit ein frommes Gesinde:
So sei, wenn wir's decken und mauern aus,
Der Segen Gottes in diesem Haus.«

Dann trat der Meister wieder an seinen alten Platz und sprach noch zum Schluß:

»Verehrte Herrschaften, eh' ich nun wieder
Von diesem Gerüste steige hernieder,
Will ich noch unserm Bauherrn zu Ehren
Ein Glas nach altem Gebrauche leeren,
Und dazu soll denn bei Ja und Nein
Mein letztes Wort folgender Trinkspruch sein:

Wie größer gebaut wir das neue Haus,
Als früher das alte gewesen war:
So baue der Herr auch von Jahr zu Jahr
Des Bauherrn Geschlecht immer weiter aus!
Sechs Fenster stehen den Pforten zur Seiten,
Das läßt sich auf die sechs Kinder deuten,
Die heute, wie wir vor Augen sehen,
Dem Elternpaare zur Seite stehen.
Alles Himmelslicht, aller Sonnenschein
Geht durch die Fenster dem Hause erst ein:
Das müsse in seinen Greisenjahren
Der Bauherr an seinen Kindern erfahren.
Ja, es wolle der Herrgott den Eltern allzeiten
In ihren Kindern viel Freude bereiten;
Noch einmal ruf' ich von Herzen aus:
Er segn' und behüte das ganze Haus!«

Hoch! Vivat hoch! brach unten auf dem Hofe der Jubel los, und der Zimmermeister oben leerte sein Glas und warf Glas und Flasche von oben herunter, daß die Scherben sprangen. Vetter, mein Herz ging auch in Sprüngen! Amen, ja der Herr segne das neue Haus für und für in Kind und Kindeskindern! Darauf sangen wir noch:

(Mel. Nun danket All' und bringet Ehr'.)

Gott Lob und Dank durch Jesum Christ,
Daß dieses Haus gerichtet ist!

Nun bitten wir ihn allermeist:
Er gebe seinen heil'gen Geist,

Daß der darin die Herrschaft führ',
Und Aller Herzen stets regier';
Damit vor aller Welt es frei
Ein Tempel des Dreiein'gen sei.

Also verbleib' es dem Geschlecht,
Und wer hier wohnt, sei Gottes Knecht,
Und ziehe nimmer wieder aus:
Bis daß er zieht in's Vaterhaus.

Noch einmal, Amen! Vetter, und sprich Du's zum dritten Mal hinterher. Darauf haben wir rechtschaffen gegessen und getrunken, und am andern Tage ist frisch und fröhlich weiter fort gebaut worden. Nun weißt Du Alles. Leb' recht wohl, und laß bald einmal was von Dir hören.

Dein x.

ganz wunderlich zu Muthe. Eine Hälfte von mir hängt wie eine Klette am Alten, Gewohnten fest, hat die krummen Wände und den schiefen Giebel, die niedrigen Thüren, die wackligen Fensterladen, die abstehenden Querbalken an der Decke liebgewonnen, sich damit zusammengewohnt und zusammengelebt — die andere Hälfte freut sich, daß alles so akkurat und schnurgerade einem unter der Hand in die Höhe wächst. Am seltsamsten geht's mir, wenn Mondschein ist und ich Abends noch still für mich auf dem Hofe herumgehe. Da streckt sich das Haus mit seinen offenen Fenstern so hoch und gewaltig in die Höhe und sieht so riesig groß aus, als wär's ein Schloß, und dann kommt's mir manchmal so fremd vor und dünkt mir viel zu gut für mich, und wenn ich mich dann herumdrehe und sehe das Licht durch die Fensterscheiben in unserer jetzigen Wohnung — — siehst du, Vetter, dann tret' ich oft still in den Schlagschatten, den das neue Haus über den halben Hof hinstreckt, und lehne mich an die kalte Wand und seufze hinauf: »Herr, Herr, bedecke es du mit dem Schatten deiner Flügel, und laß deine Gnade und deinen Segen auch hinfort über demselbigen bleiben!«

Ob mir's wohl noch wohnlich werden wird im neuen Hause? frage ich mich auch oft. — Manchmal kann ich's mir gar nicht denken! — Und doch hat's auch sein Gutes, noch in seinen alten Tagen aus dem alten Hause in's neue

hinüberziehen — — Wie lange wird's währen, so zerbricht das irdische Haus dieser Hütte — Vetter, wie wird es sein, droben, wenn alle Schwachheit um und an wird von uns sein abgethan, wenn wir den neuen, verklärten Leib tragen, dort bei Ihm, wo kein Leid, kein Schmerz, keine Thräne mehr sein wird? Da schauen wir nicht mehr rückwärts nach dem Oellämpchen in der armseligen Hütte unseres Leibes, da bedürfen wir der Sonne und des Mondes nicht mehr, denn Er selbst, der Herr, will unsere Sonne sein. — Ein verklärter Leib aus dieser elenden Knechtsgestalt — ein neues Haus aus alten Steinen — Vetter, ich baue in Gottes Namen weiter, es wird mir wohnlich werden!

Du hast's noch immer in Deiner Hüfte, wie Du schreibst, und kannst nicht fort, und die Gicht plagt Dich hart. — — Ja, Alter, das Haus wird immer morscher, das Gebälke, die alten Knochen senken sich — — ich wollte Du ständest mal bei mir, wenn wieder Mondschein ist, an der Steinwand. Du sähest dann leichter über die lahme Hüfte hinweg, und dächtest an den neuen Leib der Herrlichkeit und Ehren.

Aber es hat mir doch recht leid gethan, daß Du gerade jetzt nicht fortgekonnt hast! Hättest doch jetzt in meinem Hause nicht fehlen sollen! Unser lieber Herr hatte uns eine rechte Festzeit bescheert. Aber weil Du zur Hochzeit abschrie-

wieder so allerhand Reflexionen, die den Schulmeister verrathen, und dabei schlägt Deine einfache, ehrliche Natur immer wieder durch. Weil ich aber meiner Sache nicht ganz gewiß bin, will ich den Spruch doch mit hersetzen. Hast Du mir hinter dem Rücken den Streich gespielt und ihn gemacht, so sollst Du ihn zur Strafe noch einmal lesen. Also der Zimmermeister hob an:

»Mit Gunst, ihr werthen Herr'n und Frau'n,
Die ihr dort unten versammelt seid,
Das neugerichtete Haus zu beschau'n:
Ich stehe nach Handwerksgebrauche bereit,
In Gottes Namen, dem Bauherrn zur Freude,
Einen Segen zu sprechen über dieses Gebäude.

Zuerst, und vor allen andern Dingen
Will Lob und Preis ich dem Herrgott bringen,
Der mit treuen, segnenden Vaterhänden
Beim Bauen behütet hat Groß und Klein;
Er wolle auch ferner uns gnädig sein,
Und alles Unglück von uns abwenden:
Ihm sei dafür die Ehre allein!
Und nun heb' ich mit meiner Rede an:
Ihr Herrschaften! sitz' ich so still für mich hin,
So hab' ich oft herzliche Freude daran,
Daß ein Zimmermann geworden ich bin.
Seht nur, erst noch vor wenigen Wochen
Stand hier ein Haus, baufällig und schlecht,
Dem Bauherrn war es schon lang' nicht mehr recht!

Da hat er mit uns den Plan besprochen;
Flugs fingen das Werk wir rüstig an —
Die alten Mauern fielen nieder,
Die stattlichen neuen erhoben sich wieder,
Und das Gebälke streckt hoch sich hinan.
Da steht das Gebäude, geräumig und hell,
Symmetrisch, dauerhaft, wie's nur muß sein. —
Sagt selber: Geht unser Bauen nicht schnell?
Und soll ich mich solchen Gewerkes nicht freun?

Doch ferne sei von mir ein eitles Rühmen,
Denn Eigenlob will sich für Keinen geziemen.
Und sollte es dennoch gerühmet sein,
So fiele mir viel etwas Edleres ein:
Dann wollte ich rühmen vom Zimmermannsstand,
Welch' große Ehr' ihm geworden ist
Damit, daß unser Herr Jesus Christ,
Wie in der heiligen Schrift zu lesen,
Ist eines Zimmermanns Sohn gewesen.
Ob er selber gezimmert hat, weiß ich nicht;
Das aber glaub' ich mit festem Vertrauen,
Daß er die Wohnung uns droben wird bauen,
Wenn das irdische Haus dieser Hütte zerbricht. — —
Nun, solchen Meisters im Himmelszelt,
Deß rühm' ich mich frei vor aller Welt!
Nur Stückwerk ist unser Schaffen zu nennen,
Wir bauen nur für die Lebenszeit;
Das laßt uns in rechter Demuth erkennen
Vor dem großen Baumeister in Ewigkeit.

Erntekranz-Lieder und Reden.

Nr. 1.

Wir Mähersleute bringen
Mit Jubeln und Juchhei'n,
Mit Singen und mit Klingen,
Den Erntekranz herein.
Uns hat dies Jahr so froh gemacht,
Daß uns das Herz im Leibe lacht.

Chor.

Uns hat dies Jahr so froh gemacht,
Daß uns das Herz im Leibe lacht!

Denn aller Ort und Enden
Hat heuer, unversehrt,
Mit vollen Liebeshänden
Der treue Herr bescheert.
Lag doch auf manchem Ackerstück
Der Segen schwadweis knüppeldick!

Chor.

Lag doch auf manchem 2c.

Da wischt man sich mit Freuden
Den Schweiß aus dem Gesicht,
Steht vor den Sensenschneiden
Das liebe Korn so dicht.

Und »Helf euch Gott!« und »Großen Dank!«
Hat noch einmal so guten Klang.

Chor.

Und »Helf euch Gott« ꝛc.

Da kann's den Mäher freuen,
Da wird das Herz vergnügt,
Wenn so in langen Reihen
Ein Stück in Schwaden liegt.
Dann wird geklopft, genetzt, gewetzt,
Und flugs von Neuem angesetzt.

Chor.

Dann wird geklopft ꝛc.

Gottlob! wir kehren wieder
Vollbrachten Werk's nach Haus,
Und Jeder dehnt die Glieder,
Und streckt und reckt sich aus,
Legt froh die Sense aus der Hand,
Und langt den Flegel von der Wand.

Chor.

Legt froh die Sense ꝛc.

Doch vorher geht's zum Schmause,
Zum Schmaus mit Sang und Klang,
Wie noch in diesem Hause
Der gute Brauch im Schwang.
Ja alten Brauch und gute Sitt'
Macht auch der Drescher gerne mit.

Chor.

Ja alten Brauch ꝛc.

Kam'raden, merkt, beim Essen
Da schafft ein Jeder seins;
Doch jetzt, nicht zu vergessen,
Jetzt bittet All' um eins:
Wir sprächen vor dem Ernteschmaus
Gern unsrer Herzen Meinung aus.

Chor.

Wir sprächen vor dem ꝛc.

Der Vormäher

tritt mit dem Kranze vor, nimmt seinen Hut ab, schwenkt ihn erst gegen die Herrschaft und dann gegen die Mäher, und spricht mit lauter Stimme:

Der Herr behüte allerwegen,
Was seine treue Hand bescheert,

(Die Musikanten fallen ein, die Mäher streichen die Sensen.)

Vormäher weiter:

Daß sich der liebe Gottessegen
Gut drischt und mißt und bäckt und mehrt.

(Tusch wie oben.)

Das Korn in Scheune, Haus und Stall
Behüt' und segn' er überall!

(Tusch wie oben.)

Er segne Alle, groß und klein,
Die nur hier gehen aus und ein;

(Tusch wie oben.)

Doch allererst und allermeist
Den gnäd'gen Herrn mit seinem Haus,
Und was sich nach ihm nennt und heißt.
Drauf bring' ich jetzt die Vivats aus!
(folgen die Vivats, ebenfalls mit doppelter Begleitung.)

Nr. 2.

Chor.

Mel. Nun danket All' und bringet Ehr.

Die Ernt' ist aus — das Feld ist leer —
Wir ziehen jubelnd ein;
Doch Preis und Dank und Lob und Ehr'
Sei unserm Gott allein!

Denn seine Treu' hat Tag und Nacht
Das liebe Ackerland
Beschützt, behütet und bewacht,
Daß alles fröhlich stand.

Und als das Feld zur Ernte weiß,
Gab er gesundes Blut,
Und hielt das Herz in Müh' und Schweiß
Bei frischem, frohem Muth.

Mit Freuden zogen wir in's Feld
Bei stetem Sonnenschein;
Die Mandel wurden aufgestellt
In langen, dichten Reih'n.

Sein Wort verschloß des Himmels Born,
Daß Alles dürre stand,
Und täglich mehr das liebe Korn
Im Feld zusammenschwand.

Wir zogen still und traurig aus
Zu kärglichem Gewinn,
Und kehren wiederum nach Haus
Mit tiefbetrübtem Sinn.

Die Vorbinderin überreicht den Kranz.

Es hat der große Gott fürwahr
Ein ernstes Wort mit einem Jeden
In dem verfloss'nen Erntejahr
Von seinem Himmel wollen reden.
Er hat uns Alle wollen lehren,
Daß er kann schaffen und zerstören.

So bringen wir den Erntekranz —
Wir haben ihn seit langen Jahren
So traurig nicht hereingefahren,
Und bang' ist uns im Herzen ganz.
Ja, wüßten wir nicht mehr zu sagen,
So müßten wir vor Furcht verzagen.

Doch tröstet uns ein andres Wort.
Desselben Herrn allmächt'ge Stimme,
Die zu uns sprach im Zorn und Grimme,
Die spricht an einem andern Ort:
„Ihr sollt nicht beben und erschrecken,
Weil meine Flügel euch bedecken.“

Und: »Wieder kehr' ich mich zu euch,
Wenn ihr zu mir euch werdet kehren.«
Und: „Wollt ihr meine Stimme hören,
Hör' ich euch wieder alsogleich.“
Und: »Wer in Demuth sich läßt weisen,
Der soll, erhöht von mir, mich preisen.«

O Herr! Dein Nam' ist groß allein!
Wir hängen mit demüth'gem Beugen,
Daß deine Macht er soll bezeugen,
Den Kranz in dieses Haus hinein;
Doch deine Huld und Gnad' und Treue,
Bezeuge du uns nun aufs Neue.

Chor.

O Herr! Wir sind wohl tief betrübt,
Doch wir verzagen nicht.
Du hast uns je und je geliebt,
Wie dein Wort zu uns spricht;

Und willst verlassen nimmermehr,
Den, der dich nicht verläßt:
So laß uns doch zu deiner Ehr'
Stets daran halten fest.

Dann führst Du wohl die Zeit vorbei,
Da uns so bange war,
Und doppelt segnet deine Treu'
Im künft'gen Erntejahr.

---

merksamkeit durchgelesen und das Gesagte wohl erwogen, aber ich habe gefunden, daß beide Theile nicht in der rechten christlichen Liebe geblieben sind, und« — (hier hob er sich auf den Zehen) »damit die Nachwelt kein Ärgerniß daran nehmen sollte, faßte ich den Entschluß, und habe Beider Werke verbrannt.« Dies sprach er mit einer Gravität, als stände es unzweifelhaft fest, daß nunmehr das ganze Ärgerniß beseitigt, oder wenigstens, daß er die Schriften jener Männer völlig vernichtet habe. O eine liebenswürdige Einfalt des Geistes!

Zwar ich will dich nicht über die Gebühr preisen, du Guter, will nicht Tugend nennen, was eigentlich doch Fehler war — — es ist nicht zu leugnen, du lieber, gottseliger Ehren-Ludwig, etwas Hochmuth wohnte in dir, aber nur eben so viel, als Jedermann ohne Beschwer ertragen kann, und dein Herr im Himmel hat dir ihn längst vergeben, und du stimmst nunmehr mit ein in den Jubelgesang der Auserwählten, ohne lateinische Floskeln mit unter zu mengen. Denn du liebtest es bei deinen Lebzeiten, einen gelehrten Nimbus um dich zu verbreiten. Auf deinem Bücherbrette prangte ja auch ein altes, lateinisches Lexikon, das war deine Zuflucht, das mußte deine Rede mit lieblichen, fremdländischen Blumen verzieren. So verschmähtest du auch, bei deiner Gewohnheit jedes erschwungene Buch mit deinem Namen zu bezeichnen, unsre gute, deutsche Muttersprache, und setztest dafür: »Hoc

libri possessor est« etc. Mag auch ein Sprachkundiger lächeln, wenn er solch Buch in die Hand nehmen sollte, laß ihn lächeln, du wußtest wohl, daß »**hoc**« dieses heißt, dein alter Kirsch konnte nicht lügen. Hinter diesem »**possessor est**«, folgte dann mit zierlicher Frakturschrift, von kühnen, verwegenen Zügen umgeben: »**Ludwig et Maria.**« O wenn ich heute noch in den Büchern, die ich aus deiner Sammlung erstanden, dies **Ludwig et Maria** finde, und an deine elende Krüppelgestalt, an dein bescheidenes, schlichtes Weib, das in seiner Einfalt deine Gelehrsamkeit anstaunte, an die niedrige, ärmliche Stube gedenke, so erfüllt mich eine wehmüthige Freude, denn ich weiß, du hättest in deinem Elend diese Schnörkel und Züge nicht gewagt, wenn dich nicht der freudige Glaube an die Auferstehung des Fleisches getragen und empor gehoben hätte, wenn du nicht gewußt hättest, daß dieses **Ludwig et Maria** herrlich erfüllt werden wird, droben bei Ihm, da ihr mit weißen Kleidern angethan und Palmen in den Händen, ihm dienen werdet Tag und Nacht.

Und dahin bist du nun bereits gezogen, bist eingegangen zu deines Herrn Freude, dein Schmachtriemen ist gelöst! deine Hülle modert bis auf den Tag, da sie der Herr in schöner, verklärter Gestalt auferwecken wird. Wohl dir, du hast es gut! Das Loos ist dir gefallen aufs Lieblichste, dir ist ein schönes Erbtheil worden.

war mir so groß und so weit geworden, daß ich die Welt draußen vergessen konnte. Jetzt ist's anders. Mir ist's so eng um die Brust — ich muß hinaus, bis sich die Wellen gelegt haben und es wieder stille wird in mir, bis sich in der kleinen Welt des Herzens Gottes große draußen wieder hell und klar abspiegeln kann.

Dann komme ich zu Dir. Bis dahin gehab Dich wohl. Mein Reiselied ist: »Ich bin ein Gast auf Erden!« Ehe Du mir wieder schreibst, kannst Du erst meine Geschichte abwarten. Dein ꝛc.

Zweiter Brief Schwertleins.

G., den 3. Juni.

Als ich an einem kalten, regnerischen Nachmittage des letzten Spätherbstes in der Herberge des freundlichen Städtchens R.... einzog und das Felleisen von dem müden Rücken warf, antwortete ich und sagte zu ihm: Gebe Gott, daß ich dich morgen nicht wieder aufzuheben brauche. Und so kam es — doch das alles weißt Du ja, und wunderst Dich, warum ich so weit aushole — aber ich weiß keinen rechten Anfang zu finden. Ich muß auch heute noch erst eine Art Vorrede machen.

[illegible] Ernst, ich kann über gewisse Dinge einmal nicht [illegible]f feierlich schreiben, trotzdem ich sie mit heili-

gem Ernste auf meinem Herzen trage. Wenn sich mein thörichtes Herz verlaufen hat, und der Herr züchtigt die Nieren, so kann ich meine Gefühle gegen Dich nicht herunter winseln. Was es dabei Feierliches giebt, das mache ich in meinem Kämmerlein ab. Von auswendig lasse ich's aber nicht gern sehen, sondern thue vielmehr lieber einen Quersprung und verhöhne mich selber, sintemal ich weiß, daß der Herr mit solcher Zucht nichts andres bezweckt, als Sünde und Unlauterkeit aus dem Herzen herauszutreiben. Und die Ungeduld des Fleisches wird durch Spott eben so gut gekreuzigt, als durch Thränen. Vielleicht ist auch dieser Weg für uns Beide zuträglicher. Für Dich jedenfalls vergnüglicher zu lesen, und für mich heilsamer, denn Du jammerst dann nicht so und stempelst mich durch Deine Theilnahme zum Märtyrer. Darum, Bruder Ernst, stoß Dich nicht an meine Schreibart!

Von dem Kirchthurm in R.... mit seinem merkwürdigen Uhrwerk, vom Rathhaus und von der alten Burg habe ich Dir geschrieben, ingleichen von dem alten und jungen Herrn Pastor, vom lahmen Leinweber, vom Meister und von der Meisterin — nur nicht von des Meisters Töchterlein, und weil ich Dir nicht von der geschrieben, darum sind meine Briefe immer dürftiger und magerer geworden, denn ich hatte über derselben bald Kirchthurm und Rathhaus und alle andere Merkwürdigkeiten ver-

und das selige Erzittern uns durch die Gebeine fuhr. Kurzum, ich glaubte genug zu wissen.

Da geschah es, als ich einmal allein mit dem Meister in der Feierstunde im Garten unter dem großen Birnbaum saß, daß er gesprächsweise äußerte, wie er sich nach einem Schwiegersohne sehne, der sein Nachfolger im Geschäft werden könne, und wie er nicht auf Geld und Gut, sondern nur auf ein treues, ehrliches und vor allen Dingen auf ein christliches Herz sähe. Hei, Ernst, da liefen meine Hoffnungen an diesem Wort schneller in die Höhe, als der wilde Wein, den ich an die Gartenlaube gepflanzt, an seinen Stäben. Ich glaubte, die Worte wären absichtlich gesprochen, und rückte allmälig deutlicher gegen die Tochter heraus. Ich suchte sie unter mancherlei Vorwänden mit allerhand Kleinigkeiten zu erfreuen, denen ich immer den Schein gab, als kosteten sie mich wenig oder nichts, damit die Alten nicht Anstoß nehmen sollten, wenn ich Geld für Lappalien ausgab.

Kurz nach Ostern ereignete sich ein Unglück. Ihr Kanarienvogel war davon geflogen und hatte das ganze Haus in Betrübniß versetzt. Ich konnte das Herzeleid nicht mehr mit ansehen und trachtete lange nach einem neuen, bis ich endlich einen Hauptschläger ausfindig machte. Es ist wahr, ich habe ihn sündlich theuer bezahlen müssen, aber Du hättest auch einmal die Freude sehen sollen, als ich ihn brachte und Annchen bat, ihn von mir anzunehmen.

Ich hütete mich aber wohl, zu erzählen, was er kostete, sondern sagte im Gegentheil, daß ich die Kleinigkeit von Herzen gern ausgegeben hätte, wenn er ihr nur gefiele. Jetzt ging Alles eine Zeit lang herrlich und in Freuden, und du kannst Dir nicht denken, mit welchem Wonnegefühl ich mich des Morgens von dem Kanarienvogel munter schmettern ließ, da sie ihn so sehr lieb hatte. Aber die Gewitterwolken thürmten sich schon in die Höhe, ohne daß ich es ahnte.

Lange nachher erfährt nämlich der Meister zufällig von der alten Frau, die ihn verhandelt, wie viel ich wirklich für den Vogel ausgegeben; hat sich gewiß bei der Nachricht vor Schrecken verfärbt, und als er am Abend mit der Ehehälfte zu Bette steigt, erzählt er ihr mit gebührendem Entsetzen den ungeheuren Leichtsinn. Bruder Ernst, Beide sind ein paar herzensliebe Leute, aber sie können's ja nicht mehr begreifen, daß ein Mensch, wie ich, ein paar lumpige Thaler für einen Kanarienvogel ausgeben und doch kein Verschwender sein kann. Am folgenden Morgen kam mir Annchen so einsylbig vor, und während ich zerstreut bei der Arbeit saß und mir den Kopf zerbrach, was vorgefallen sein müsse, fing der Meister, als wir bald Beide allein in der Stube waren, an zu erzählen, wie er vor 30 Jahren sich hier niedergelassen, mit nichts angefangen und doch unter Gottes Segen durch Fleiß und Sparsamkeit es bis zu seinem gegenwär-

drückende Luft lag über uns, und ich haderte noch fort in meinem Herzen. So dauerte dies zwei Tage. Länger konnte ich's nicht mehr aushalten, und in der dritten Nacht beschloß ich, folgenden Tages offen mit dem Meister zu reden, es komme wie es wolle. Als ich nun am andern Morgen, nachdem ich mir alles, was ich sagen wollte, noch einmal hin und her überlegt hatte, etwas spät hinuntergehe, tritt mir die Meisterin aus der Küchenthür entgegen und sagt: »Die Tochter ist heute früh auf etliche Wochen zu ihrer Schwester gereist und hat nicht Abschied nehmen können, weil Sie so lange geblieben sind. Sie möchten den Kanarienvogel unterdessen behalten.« Ich stand wie vom Donner gerührt. Also dahinaus geht es, dachte ich bei mir selbst. Jetzt weißt du, woran du bist. Ich wollte mich an die Arbeit setzen, konnte aber den Faden nicht durch die Nadel bringen vor heftiger Bewegung. Das Blut drang mir in den Kopf, ich sprang auf und sagte: »Meister, ich bin mit mir fertig! Es ist mir besser ich gehe. Wir passen nicht mehr für einander. *Ich bedanke mich Ihrer Arbeit!*« »»Zittauer,«« sagte der Meister verwundert, »»ist das Dein fester Entschluß? Thätest Du nicht besser, Du überlegtest Dir's noch einmal und bliebest lieber noch eine Woche hier oder zwei?«« »Nein,« sagte ich, »was ich beschlossen habe, das habe ich beschlossen. Ich tauge nicht mehr hier. Besser heute fort, als morgen.« »»So zieh in

Gottes Namen, Zittauer,«« sagte der Meister ernst, »»ich kann und darf Dich nicht halten.««

Wenige Stunden darauf hatte ich schon das Stadtthor im Rücken. Da hast Du meine Geschichte. Für heute muß ich schließen. Das Wanderleben gefällt mir auch nicht mehr. Ich will auf etliche Wochen zu meiner Mutter. Man sagt von uns Handwerksburschen insgemein, daß wir das elterliche Haus vergessen, so lange es uns gut geht, und erst wenn die Tage kommen, die uns nicht gefallen, den Blick wieder sehnsüchtig nach der Heimath kehren. Ich will nicht sagen, daß das erste bei mir der Fall gewesen ist, aber jetzt, wo ich wund bin, faßt mich das Heimweh und ich will fort, wie ein geschlagenes Kind, und mich von der lieben Mutter trösten lassen. Du kannst also Deine Briefe nach Zittau adressiren.

Gehab Dich wohl. Dein ꝛc.

Dritter Brief Schwertleins.

Z., den 11. Juni.

Nein, Ernst, auf dem Wege liegt kein Trost für mich, sondern nur neue Unruhe und Kümmerniß. Wecke nicht wieder Wünsche in mir, die ich bereits feierlich begraben habe. Du schreibst, ob ich's denn so gewiß wisse, daß die Geschichte zu Ende sei, ob's nicht des Herrn Wille sein könne,

durch R. zu wandern und bei dem Meister vorzusprechen, bloß um sie noch einmal sehen zu können, und daß bei Lichte besehen weniger der Wille Gottes, weniger die klare Erkenntniß meiner Pflicht mich davon abhält, als der leidige Hochmuth, der sich schämt, dem Meister noch einmal unter die Augen zu treten? —

Ich überlese eben, was ich geschrieben habe, und sehe Deinen Brief noch einmal an und möchte über mich selbst lachen, wenn's nicht gar zu ernsthaft wäre. Freilich hast Du recht! Es kann doch nicht die rechte Liebe gewesen sein, das beweist das Ende von der Geschichte, wie die Probe bei einem Exempel nach der Regeldetri. Es ist der einfachste Schluß von der Welt, den ein Kind machen kann: darum, weil das Ende nicht stimmt, kann auch der Anfang nicht recht gewesen sein — aber doch wird mir gerade dies Geständniß blutsauer, saurer als jedes andere. Und sehen wir's wieder recht genau an, so ist's aber und abermal Hochmuth und Eitelkeit, die mir dieses Geständniß so sauer machen. Ich will nicht eingestehen vor Dir, daß ich auf falscher Fährte gewesen bin — — o, des Jammers! Hoffahrt und Hochmuth um und um! Ernst, ein Schneidergeselle, der weiter nichts hat als einen schäbigen Rock, der eben gestäupt ist hochmuthshalber — und doch hoffährtig! Ich glaube, wenn mich der Herr so weit herunterkommen ließe, daß ich um Brod vor anderer Leute Thüren an-

sprechen müßte, so bildete ich mir doch etwas darauf ein, daß ich es etwas manierlicher thäte, als ein anderer, gemeiner Landläufer.

Also Du sollst recht haben! Aber es thut mir weh, daß Du recht hast. —

Du fragst, warum ich Dir nicht mehr über meine Mutter schreibe? Weil ich mich noch nicht entschließen kann, vor ihr mein Herz auszuschütten, und doch das Bedürfniß nach Mittheilung fühle, darum habe ich in den Briefen an Dich immer nur ein Thema. Meine Mutter freut sich so, daß ich hier bin — ach, sie hat nur noch so wenig Freude auf der Welt — soll ich ihr die kurzen Tage unseres Beisammenseins damit verbittern, daß ich ihr erzähle — — — — wie ungenügsam ich bin, und wie schwer es mir wird, mich in den Willen Gottes zu fügen? Ich habe nicht den Muth dazu! Und doch wird mir wohler hier im Hause. So will ich mich von ihrer Pflege heilen lassen, ohne daß sie wissen soll; daß sie ein krankes Kind hat. Lebe wohl.

Dein 2c.

Fünfter Brief Schwertleins.

Z., den 24. Juni.

Du möchtest mich gern auf andere Gedanken bringen — aber laß nur erst den neuen Humor ausgetragen und gezeitigt werden, und gönne mir jetzt noch

Ruhe. Für die Nachrichten, welche Dich betreffen, sage ich Dir herzlichen Dank. Sei versichert, daß ich an allen Deinen Schicksalen den lebendigsten Antheil nehme, wenn auch in meinen Briefen sich noch fortwährend meine eigene Angelegenheit spreizt, wie ein welscher Hahn. Werde nicht verdrießlich, wenn ich immer und immer wieder darauf zurückkomme.

Du wunderst Dich, daß ich ganz von meiner Weise abgegangen bin, in Reimen zu reden und Verslein in meine Perioden mit einzuflechten! Du meinst, wenn solche Manier, falls sie natürwüchsig ist, überhaupt nur bei einer Steigerung des Gefühls eintreten kann, so müsse dies eben so wohl beim Schmerz als bei der Freude geschehen, und witterst nun gar ein Häuflein geheim gehaltener poetischer Klag-Ergüsse. Aber Du irrst Dich. Keine Spur von alle dem.

Ernst, ich bin kein Dichter — aber so eine Art ordinairer Singvogel möchte ich vielleicht sein. Nun siehst Du, Nachtigallen giebt's nur wenig, darum laufen alle Menschen in den Busch, um sie zu hören, und Keiner findet ihre schmelzenden Klagetöne affektirt, sondern es ist Jedem, als müsse es so sein, und es wird einem so warm ums Herz, so wohl und so weh, wenn man in der stillen Nacht von ferne steht und hört's mit an, wie sie's aus der Tiefe heraufholt, und wie's so sanft und lieblich und so langgezogen hervorquillt aus der kleinen Kehle. Die Lerche aber kann weiter nichts als einen kurzen

Freudentriller schlagen, und wenn Du ihr den größten Schmerz bereitest, daß ihr das Herz springen möchte, nämlich wenn Du ihr das Nest wegnimmst, so bringt sie doch nur einen häßlichen Ton hervor und schreit wie ein gemeiner anderer Vogel, ein Spatz oder dergleichen.

Gerade so geht's mir. Meine Kehle ist auch nur zu Freudenklängen gemacht, und dann suche ich die Reime nicht, sondern sie finden sich von selbst. Ja, mehr noch. Ich habe nicht einmal einen Vers machen können in der Zeit der Sehnsucht und der Erwartung, wo die Gefühle in mir auf und nieder wirbelten, wie die Mückenschwärme an einem Juni-Abend. Wer weiß aber, wie's in der Lerche wühlen und gähren mag, wenn sie die Herrlichkeit der wiedererwachten Erde heranwachsen sieht, und wie's dem Finklein hämmert und rumort unter dem rothen Brustlatz, wenn die braunen Kolben an der Buche springen; wenn er nicht mag länger blos gemeine Tagelöhnerarbeit um's tägliche Brod thun, sondern große, seltsame Ideen in den kleinen Kopf bekommt; wenn der heiße, unwiderstehliche Drang ihn treibt, den wunderbaren Bau zu beginnen, und ihn nicht ruhen noch rasten läßt vom frühesten Morgen an. Aber erst wenn sich der Wirrwar in ihm abgeklärt hat, fliegt er auf den nächsten Zweig und öffnet seinen Mund zum Preise des Herrn. Freilich wird's immer kein Nachtigallenschlag, was herauskommt, sondern es bleibt ewig bei seinem

fröhlichen Finkenlied — aber Ernst, mag's nun bei der Poeterei geharfet oder gepfiffen sein, dasselbe Vorspiel, meine ich, muß immer vorangehen, oder das Liedlein wird wie ein angelerntes Staarmatzstückchen, das mit einer Arie aus dem Freischütz anhebt, und mit ein paar Takten aus dem Dessauer Marsch schließt. Jedes Gedicht sollte von Rechtswegen sich ablösen, wie die reife Frucht vom Baume, wenn der Wind durch die Blätter flüstert.

Siehe, da hab ich den ganzen Bogen voll geschrieben vom Versemachen, und weiß selbst nicht warum. Aber es gährt und wogt jetzt auch in meiner Brust, und möchte gern zu Tage aus, was drin vorgeht — doch so lange mir's noch so weh ist um's Herz, wird's doch nur ein häßlicher, schrillender Ton, wie beim Vöglein, dem sie das Nest zertreten. Ich singe nicht eher wieder, als bis ich wie die Lerche aufsteigen und in der frischen Morgenluft schweben kann, und das grüne, wallende Feld unter mir habe. Dann, Bruder Ernst, vernimmst Du auch meinen Triller wieder, nicht weil ich dann singen will, sondern weil ich singen muß. — — —

Fahre wohl! Dein ꝛc.

Tiefner an Schwertlein.

B., den 28. Juni.

Gestern ist mir eine große, unaussprechliche Freude bereitet worden, und ich eile, mich im Geiste an Dein treues Herz zu werfen. Bin ich doch Dir vor allem für die neue Huld und Gnade des barmherzigen Herrn einen heißen, brüderlichen Dank schuldig. Du weißt, in wenig Wochen wird es ein volles Jahr, daß ich hier in der Werkstätte meines lieben Meisters arbeite. O, wenn ich mein Loos jetzt mit den Trauermonden des vergangenen Jahres vergleiche, so möchten mir die Freudenthränen in die Augen treten, und doch — ich habe Dir nichts verborgen — Du weißt auch, daß ich dennoch hinter der Hobelbank nie ganz den Frieden gefunden habe. Du bist es ja selbst gewesen, der einst einmal die geheime Sehnsucht im tiefsten Grunde meines Herzens mit klaren Worten so laut ausgesprochen hat, daß ich davor erschrocken bin, und seitdem ist mir dieser Gedanke immer und immer wieder vor die Seele getreten, und alle meine Blicke in die Zukunft knüpften sich an denselben an und spannen sich lang aus bis weit hin über das Meer nach einer neuen Heimath in dem fernen, dunkeln Lande, in welchem jetzt eben die Morgenröthe des Evangeliums die finstern Wolken säumt. Gestern nun hat mir unser theurer Missionsinspektor mitgetheilt, daß das Comité beschlossen hat, mich unter die Zöglinge des Missionsseminars aufzunehmen. Ich

soll schon in wenig Wochen in die [illegible] zu B. eintreten.

O Bruderherz, wenn Du Dich noch freuen kannst und warum solltest Du es nicht können — meine ich doch, daß diese Nachricht Dich treffen wird, wie die ersten Regentropfen die dürre Pflanze, daß Du Dich schüttelst und wieder aufrecht stehst und der neuen größern Gnadenerweisung entgegenharrst — so freue Dich mit mir. Wohl weiß ich, daß noch lange Jahre zwischen jetzt und der endlichen Verwirklichung meiner seligsten Hoffnung liegen, aber der Herr, der mir Bahn gemacht, wird mich auch weiter nach seinem Rathe leiten. O, tröste, tröste auch Du Dich wieder, mein theurer Franz! Wir haben einen Herrn, Herrn, der da hilft und errettet, und der auch Deine Gebeine wieder fröhlich machen wird, daß Du laut und ganz fröhlich rühmen könnest.

In wenig Wochen verlasse ich also B. und verlasse es wieder mit der stillen, seligen Freude im Herzen, mit der ich einzog. Alle meine Wünsche sind nun erfüllt, und ich ruhe in Frieden in der Hut des Allerhöchsten. Doch nein — Einen Wunsch habe ich noch — einen heißen, sehnlichen, innigen Wunsch, und das Herz schlägt mir unruhiger, als je, ob mir der Herr auch diesen noch gewähren wird. So weit ein Christ sein Herz an die Bitte [illegible] ein zeitlich Gut hängen darf, und wohl noch [illegible] hinaus, hänge ich diesem Wunsche an; der

Herr aber thue nach seinem Wohlgefallen. Bruder Franz, ich habe in diesen Tagen einen Weg vor mir, von dem die Erfüllung dieses meines liebsten Wunsches abhängt, von dem es also mehr, denn sonst wohl heißt: »Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber bei dem Herrn allein steht Segen und Gedeihen.« Mehr kann ich Dir jetzt nicht sagen, Du sollst es aber hernachmals erfahren. Um Eins aber bitte ich Dich recht von Herzen. Gedenke meiner und meines Vorhabens in den nächsten Tagen recht treu und fleißig vor dem Herrn. Es hängt gar zu viel ab von dem Schritte, den ich thun will. Ich muß schließen, sonst geht mir das Herz durch und ich verrathe Dir Alles, und ich kann's und kann's Dir doch jetzt noch nicht sagen. Lebe wohl, mein treuer, lieber Franz.

Dein 2c.

Schwertlein an Tiefner.

Z., den 1. Juli.

Ich muß frei von der Leber wegreden und kann nicht hinter dem Berge halten. Ich freue mich, ich freue mich königlich darüber, daß Du Dich freust — und doch hat mich etwas an Deinem Briefe verdrossen. Wozu die Geheimthuerei am Schlusse desselben? Meinest Du, ich merke nicht, was Du vorhast? Bruder, wer dieselbe Krankheit gehabt

hat, kann sie leicht bei dem Andern herausfühlen. Das Herz schlägt in solchen Calamitäten allemal einen ganz aparten Ton an, der bei allen Menschenkindern einen verwandten Klang hat, wenn er auch sonst nach der Verschiedenheit der Temperamente mit allerhand Variationen vorgetragen wird. Bin ich nicht offen gegen Dich gewesen? Habe ich Dir nicht Alles erzählt?

Zwar Du könntest mich leicht mit meinen eignen Worten schlagen. Gewisse Gefühle müssen, wie die Mispeln, erst eine Zeit lang ruhen im Schreine des Herzens, ehe man sie dem Freunde zu kosten giebt — aber, dann hättest Du lieber ganz schweigen sollen von Deiner Liebe. Hattest Du aber einmal so viel verrathen, konntest Du leicht auch noch ein Uebriges thun. Oder meinst Du nicht, daß ich mir den Kopf zerbreche über das Wo, Wie und Wen?

Doch — und da finde ich gewiß den Treffer — Du hast wohl aus Zartgefühl nicht mehr sagen wollen. Weil mein Herz eben erst im Vernarben ist, hast Du die kaum verharschten Wunden nicht wieder aufreißen wollen, hast gemeint, ich würde mich unglücklicher fühlen, wenn ich auf den Trümmern meines Glückes den Aufbau des Deinigen mit ansehen müßte.

Ach, Bruder Tiefner, wenn mich doch Ein Herz einmal ganz und völlig verstehen wollte!

Ihr Alle, die ich auf meinen Kreuz- und Querfahrten kennen gelernt und lieb gewonnen habe, ent-

weder, Ihr nehmt mich zu leicht, und meint, ich flattre nur am Rande des Lebensstromes hin, wie die Libelle, auf deren Schwingen das Sonnenlicht in allen Farben schillert, die von jeder Blüthe im Vorbeigehen nascht, aber nie sich tief in den Kelch tauchen und ihn auskosten kann — oder aber, wenn ich nun auch einmal hintrete und zeige Euch meine Beilage, meinen Pfahl im Fleisch, mein Maaß Herzeleid, so steht Ihr wieder und schlagt die Hände zusammen über das große Märtyrerthum, und mein fröhliches Wesen dünkt Euch nur Maske zu sein, und Ihr möchtet vergehen vor Mitgefühl und macht mich todt mit Eurer Zartheit. Muß denn nicht bei mir der Schmerz mehr abstechen und herzbrechender aussehen, als bei Einem, an dem Ihr von Haus aus das weinerliche Gesicht gewohnt seid? Oder wisset Ihr nicht, wo die Freude hell aufperlen und bis hoch hinaus schäumen kann, da muß auch die Kümmerniß Grund genug finden, um bis in eine ziemliche Tiefe hinuntersteigen zu können! Meinet Ihr aber, der Herr lege mir mehr auf, als ich tragen kann? Warum also jammert Ihr bei mir mehr, als bei jedem Andern?

Ein gutes, körniges, deutsches, ungeschminktes Sprichwort sagt: »Dem Esel ist nicht wohler, als wenn er seine volle Last hat,« und sintemal ich denn nur ein Esel bin, so begehre ich auch nicht ohne Last zu sein. Aber ich will als ein fideler Esel meine Straße ziehen, und ob ich schon

den Sack auf den Schultern trage und den Stecken des Treibers fühle, bücke ich mich doch nach jedem rothen Distelkopf am Wege, und nehme die Vergnügtheit mit, wo ich sie finde. Darum glaube nicht, Ernst, daß ich so ein einkammeriges Herz habe, das eben nur einen Gast auf einmal beherbergen kann, die Freude oder den Schmerz, wenn schon zu Zeiten einmal eine der beiden Herrschaften mit großem Gefolge einzieht, und die meisten Zimmer bewohnt. Glaube nicht, daß ich mich nicht mit ganzer, voller Theilnahme mitfreuen könnte an Deiner Freude, denn ob ich schon da eine frische Narbe trage und auf dem Fleck etwas altbacken geworden bin, wo's jetzt bei Dir lenzt und mai't, so läßt sich doch der warme Lebensquell nicht verstopfen und quillt an einem andern Orte Dir frisch und kräftig entgegen. Du hättest mir also schon schreiben können, wer sie ist, und wie sie heißt und wo sie wohnt und das etcetera drum und dran.

Inzwischen versteht sich von selbst, daß Deine Sache meine Sache ist, und daß ich sie auf meinem Herzen trage in Schwachheit, so gut's nun eben gehen will. Aber es bleibt doch ein wunderlich Ding, wenn man um etwas inständig bitten soll, und weiß nicht recht, was es ist — und doch ist's vielleicht so am besten, denn wir wissen ja niemals recht, was wir bitten sollen, und der Herr giebt allemal über Bitten und Verstehen. Also thue er auch jetzt an Dir und mir.

Ernst, wenn ich so in der Abendstille den gestirnten Himmel ansehe, fällt mir oft ein: Wie viel Sorge und Noth und Kümmerniß des armen, gebrechlichen, wunden Menschenherzens mag wohl alle Abend dort oben zum Himmelsthor einmarschirt kommen, und wiederum, wie viel Huld und Gnade und Segen quillt alle Morgen neu von dort oben herunter, wie ein kühler, erquickender Thau in die Hitze des Lebens. Mögen denn auch unsere Gebete vor dem Herrn Herrn taugen, daß die Antwort in Dein Herz falle, wie ein frischer Morgenthau. Amen!

Dein ꝛc.

Tiefner an Schwertlein.

R., den 5. Juli.

Bruderherz, Du hast geweissagt in Deinem letzten Briefe, ohne daß Du es wußtest, denn meine Sache ist wirklich und buchstäblich Deine Sache gewesen, und Dein langes Räsonnement über den aparten Ton, den jedes Herz anschlägt bei gewisser Gelegenheit, und den Du schon von ferne erkennen willst, war wieder einmal nichts als eine optische Täuschung. Frohlocke mit Händen, denn der Wunderanfang hat auch bei Dir ein herrliches Ende genommen. Denke Dir, ich schreibe diese Zeilen im freundlichen R. aus deinem stillen

Stübchen heraus, und der Herr spricht durch meinen Mund zu Dir: »Komme her! und sei glücklich mit dem Weibe Deiner Liebe, ich will es thun, was Dein Herz begehret!« Du zitterst, und wirst bald blaß und bald roth — mache es wie ich jetzt, und lege das Blatt ein wenig bei Seite, denn ich gehe auch in der Stube einher und sinne, wie ich zu einem geziemenden Anfange komme.

Erräthst Du nun, warum ich die Sonde so tief in Deine Wunde steckte? Ich wollte wissen, wo der Schade säße, ob's gut Stammholz sei, was da brenne, oder nur Strohfeuer, das keine Kohle hält. Siehe, Deine Geschichte hatte von Anfang an den Eindruck auf mich gemacht, als wäre der Grund gut, und der Herr wolle nur die Stoppeln herunterbrennen, und während ich seiner Zucht an Deinem Herzen mit brüderlicher Theilnahme zuschaute und nicht wehren mochte, sprach fortwährend eine Stimme in mir, daß es des Herrn Wille nicht sein könne, um so kleiner Ursache willen einen so großen Riß zu machen. Und als ich mich nun vergewissert, daß Deine Neigung wirklich im tiefsten Herzen Wurzel geschlagen habe, da beschloß ich auch bei mir, es auf den Herrn hin zu wagen, ob er mich zum Mittel gebrauchen wolle, Euch wieder zusammenzuführen. »Herr, wähle mich,« habe ich oft gesprochen, »wähle mich nach Deiner wunderlichen Gerechtigkeit zum Elieser für Diesen, damit ich ihn wiederum aus der Drangsals-

hitze zum Freudenquelle führen kann, gleichwie er an mir gethan hat.« Und der Herr hat Ja und Amen gesprochen zu solchem Begehren, deß geht mein Herz in Sprüngen. Das war der Eine, innige, sehnliche Wunsch, den ich Dir nicht verrathen konnte, denn siehe, mochte es nun kommen, wie es wollte, so viel wußte ich aus Deinen Briefen, daß die Lieben hier die Stimme verstehen würden, die aus mir sprechen sollte, daß sie meiner Versicherung, wie Du von nichts wissest, Glauben schenken und meine Absicht nicht verkennen würden. Hätte ich nun unverrichteter Sache wieder heimkehren müssen, dann hättest Du nie erfahren, was ich gethan, und wie ich dann für mein Herz die Gewißheit gehabt, daß des Herrn Wille hier anders laute, so hätte ich auch über Dich mich zufrieden gegeben und hätte gewußt, daß der Herr auch Dein Herz bald wieder zur Ruhe bringen würde.

Zwischen meinem Abgange beim Meister und meinem Eintritte in die Vorschule zu W. liegen 14 Tage freie Zeit, die ich zu einer nothwendigen Reise in meine Heimath verwenden soll. Ich beschloß über R. zu wandern. Ich glaubte, und ich habe mich nicht getäuscht, daß ihr Herz noch eben so warm und treu für Dich schlagen würde, als das Deine für sie, und wenn ich das fände, so wollte ich frei offen für Dich reden. Ach, ich hatte ja Vorrath genug, um den lieben Herzen zu beweisen, nach welcher Seite hin Du ein Verschwender

bist, nämlich nach der, wo der Herr allemal doppelt und dreifach das Ausgetheilte wiedergiebt. — Ich ging als wollte ich für mich werben. Es wurde mir warm um's Herz, als ich die Stadt von Weitem liegen sah, und nachdem ich mich säuberlich angethan und meinen Muth gestärkt hatte vor dem Herrn, trat ich heute mit hörbarem Herzklopfen in das freundliche Zimmer Es war nach der ersten Kirche, und ich fand die ganze Familie beisammen. Ich begann mit einem Gruße von Dir, und das Angesicht des Töchterleins antwortete auf solche Rede wider Willen in einer Zeichensprache, die mich gleich errathen ließ, wessen ich mich zu getrösten hatte.

Deine Liebe, Bruder Schwertlein, hatte mir bereits Bahn gemacht. Die lieben Herzen kannten mich schon, ich wurde auf das Freundlichste willkommen geheißen und mußte mit zu Tische da bleiben. Und bald ging mir das Herz auf, und ich konnte nicht mehr schweigen und habe ihnen Alles erzählt, was Du von mir verschwiegen hattest, meine ganze Geschichte und Deine ganze Liebe, und wie ich erzählte, was Du an mir gethan, da standen Allen die hellen Thränen in den Augen, sonderlich das Töchterlein weinte still in ihr Tuch. Da ward mir das Herz immer weiter und ich erzählte ihnen von allen Deinen Briefen, die Du an mich geschrieben in der letzten Zeit, und wie Du zwar mit stillem Sinn Dich in den Willen Gottes fügetest, wie es aber mit blutendem Herzen geschähe, und wie ich die

Traurigkeit nicht mehr habe mit ansehen können, und in meinem Herzen beschlossen habe, wie der Eliefer auszuziehen nach einem Lande, da mich Niemand kenne, um für Dich noch einmal zu werben. »Wie ich vor euch mein ganzes Herz ausgeschüttet,« sagte ich, »so begehre ich nun auch offne Antwort. Der Herr unser Gott sei zwischen uns in dieser Stunde, sprechet Ja oder Nein.« Da ist das Töchterlein aufgestanden und schluchzend hinausgegangen. Der alte Meister aber hat seine Hände gefaltet und wie Bethuel, der Sohn Nahors, gesprochen: »Das kommt vom Herrn, darum können wir nichts wider Dich reden.« Weiter setzte er dann hinzu: »Mit Kummer habe ich ihn scheiden sehen, aber er wollte nicht anders. Ich habe lange um den Leichtfuß getrauert, wie um einen Sohn — nun giebt ihn der Herr mir wieder, so gebe ich ihm von Herzen meinen Segen.« Und die Mutter sprach: »Nun werden die Rosen bald wieder blühen auf meines Töchterleins Wangen, denn sie hat sich bitter gehärmet, und manche Nacht ist mir ihr stilles Weinen schwer auf die Seele gefallen. Aber ich will es dem Brausekopf von Herzen vergeben, und will ihn mit Freuden zum Eidam annehmen, er sei mir willkommen.«

Und wie wir nun weiter den ganzen Nachmittag bis tief in den Abend hinein im traulichen Gespräche beisammen saßen, da klärte sich immer eins nach dem andern auf, was bisher noch dunkel war,

und was Dir am meisten Kümmerniß gemacht, das findet die natürlichste Erledigung, denn das Töchterlein hat um des unverhofften Kindbettes der Schwester willen über Hals und Kopf abreisen müssen, und ist mit schwerem Herzen fortgegangen und mit noch schwererer Bekümmerniß zurückgekehrt. Es ist aber das Alles vom Herrn gekommen, und mußte den bösen Schein haben, damit Ihr Beide die schwere Kunst des Entsagens lernetet, und wie ich gleich Anfangs es ausgesprochen, durch's Verlieren zum Finden geführet würdet.

Und nun, Bruderherz, ich sitze hier im stillen Kämmerlein und schreibe über meine Macht. Mitternacht ist längst vorüber, aber Schlaf kommt nicht in meine Augen. Was Du zu thun hast, das weißt Du. Gerne bliebe ich hier und harrete Deiner Ankunft, daß ich mit Augen sehen könnte Dein glänzend Angesicht, aber ich muß noch einmal nach meiner Heimath, ehe ich eintreten kann in die Reihe der Missionszöglinge. Wie lange ich mich dort aufhalten werde, weiß ich nicht, ich hoffe aber meine Geschäfte in acht Tagen abmachen zu können. So nun der Herr will, spreche ich auf der Rückreise bei Euch vor. Doch die Nachricht, daß Dich mein Brief getroffen, daß Du glücklich hier angekommen bist, erwarte ich jedenfalls in Heiligenstadt von Dir.

So ziehe ein zu Deinen Thoren, Du treue, liebe Seele. Es segne Dich Gott, unser Gott! Dein 2c.

Schwertlein an Tiefner.

R., den 8. Juli.

Nun schlägt die Lerche ihre Triller wieder und schwingt sich empor über die dampfende Saat — nun schwillt's dem Finklein in der Brust, zu singen von der Maienlust. Es hüpft vergnügt von Zweig zu Zweig, und sucht nicht lang' und hat es gleich: Laut schmetternd grüßt's den jungen Tag, nach Finkenart mit Finkenschlag — und selig! wer vorüber geht, wenn er des Finkleins Lied versteht! —

Bruder Ernst, womit soll ich beginnen? Soll ich in der vollen, überströmenden Freude meines Herzens inne halten und heruntersteigen zu einem empfindsamen Dank in lahmen Worten? Ist nicht mein Glück Dein bester Dank und Dein sehr großer Lohn? Darum komm und siehe mit Augen.

Und wie soll ich Dich denn empfangen? Wie soll unsere erste Begegnung sein nach dem langen Jahre der Trennung? Wir wollen vom Piano zum Forte übergehen, wollen uns beide Hände reichen, wollen uns eine ganze Weile stumm in die feuchten Augen sehen, wollen im langen, innigen Bruderkusse einer an des andern Herz sinken — und dann soll's vorbei sein, wenn Du und ich so viel Standhaftigkeit besitzen, daß es ohne Wasser abgeht. Ich weiß so nicht, was aus meinen Augen geworden ist, und habe mich in meinem Leben noch nicht so naß gefreut

So geht denn jedes Herz heraus —
Streckt, weil es nicht kann sehen,
Fühlfäden rechts und links hinaus,
Und zieht sich scheu zurück ins Haus,
Wenn's Keiner will verstehen.

Doch findet's ein verwandtes Herz,
Bereit sich zu erschließen:
Da sprüht der Weinschaum himmelwärts,
Daß Leid und Lust, und Freud' und Schmerz
In's andre überfließen.

Und wo ein Herz nur je einmal
Des andren Wein gekostet,
Durchglüht es auch ein heil'ger Strahl,
Umschlingt's ein Band von Erz und Stahl,
Das nimmer bricht noch rostet.

Und glücklich der, dem Band auf Band
Sich so im Leben schlinget;
Der wohnt fürwahr in jenem Land,
Wo auch der dürre Wüstensand
Viel gold'ne Früchte bringet.

Der, schönes Fräulein, kennt den Schmied,
Von dem vorhin ich red'te —
Und wenn Dir nun gefällt mein Lied,
So wähl' auch mich zu einem Glied
In Deiner Freundschaftskette.

Neujahrsgruß der Halloren an den König.

Herr König! Gott verleihe Dir
Viel Glück und langes Leben,
Und wolle Frieden für und für
In Deinen Grenzen geben!

»Habt Salz bei euch!« spricht unser Herr;
Dies Wort tritt uns entgegen,
Wie wenn's da hin geschrieben wär'
Als ein Hallorensegen.

Herr König! Salz für Speis' und Trank
Weiß unser Volk zu sieden.
Von solchem ist ein Überschwang
Dem Sachsenland beschieden.

Doch gutes Salz aus Gottes Wort
Ist noch im Lande theuer,
So stelle Du, der Völker Hort,
Dich selber vor das Feuer.

Gott gebe allzeit Dir Verstand,
Zu sein ein Salz der Erde,
Auf daß durch Dich das ganze Land
Auf's Neu' gesalzen werde.

Und also steh' in Gottes Kraft,
Solch Salz uns zu bereiten,
Der Erste in der Pfännerschaft
In diesen schalen Zeiten.

Nützliche Anweisung, wie eine Uhr zu gebrauchen.

(Zum Polterabend für meinen Bruder und seine Braut.)

Ihr Lieben, Jeder der da freit,
Kommt aus dem alten Gleise;
Wohl ihm! schickt er zu rechter Zeit
Sich in die neue Weise.

Drum möcht' ich gern Euch jungem Paar
Zwölf gute Sprüchlein sagen,
Damit der Zeit Ihr nehmet wahr,
So oft die Stunden schlagen.

»Die Eins erinnr' Euch stets daran,
Daß Ihr Euch Wort gegeben:
Einträchtiglich, als Frau und Mann,
Beisammen stets zu leben.

Wenn Zwei es schlägt, gedenket sein,
Und küßt Euch mal einander:
Bisher war Jeder nur allein,
Doch nun seid Ihr selbander.

Bei Drei macht Euch im Ehestand
Für jetzt kein Kopfzerbrechen,
Und laßt erst noch ein Jahr ins Land,
Bevor wir weiter sprechen.

Die Vier hingegen warnt gar sehr
Vor Zwischenträgereien:
Laßt nur vier Augen, und nie mehr,
Sehn Eure Plänkeleien.

Die Fünf mahnt nochmals hinterdrein
An Eh'stands-Regenschauer,
Und spricht: Laßt fünf gerade sein,
So ist's nicht lang von Dauer.

Wenn Sechs es schlägt, denn fall' Euch bei
Das Wort von den sechs Tagen,
Daß Tändelsucht und Liebelei
Bei Euch nicht Wurzel schlagen.

Der nächste Schlag der Stunde spricht
Gar ernst zur Frau, der lieben:
Mach' Deinem Mann ein fromm Gesicht,
Sei keine böse Sieben!

Habt Acht! ruft dann die Glocke laut
Am Abend wie am Morgen,
Daß fleißig Ihr zu Gott aufschaut,
Und ihn allein laßt sorgen.

Bei Neun gedenkt der Musen Schaar;
Die Kunst verschönt das Leben.
O, geht des Sinn's für sie nicht baar,
Gott hat auch sie gegeben!

Doch gilt's, merkt wohl, vorsichtig sein,
Wahrt Euch vor Überfüllung,
Und laßt die Zehn den Mahner sein
Zu treuer Pflichterfüllung.

Hörst, Bräutchen, drauf eilf Schläge Du,
Soll's Dich zur Küche weisen,
Daß Du das Essen richtest zu,
Um Deinen Mann zu speisen;

Denn wenn's erst Zwölf geschlagen hat,
Kommt er. Laß ihn nicht schmählen,
Und iß mit ihm, und seid Ihr satt:
Fangt an von vorn zu zählen!«

Der alte Leiermann.

In einer Stadt nicht weit von hier,
Kam einst, ganz ungebeten,
Vor eines hohen Hauses Thür
Ein Leiermann getreten.

Die Herrschaft war auf's Land hinaus,
Den Bußtag dort zu feiern,
Drum bat er sich die Freiheit aus,
Ein Stückchen herzuleiern.

Er trug ein wunderliches Kleid
Von so uraltem Schnitte,
Daß ihm die Köchin Adelheid
Gewährte seine Bitte.

Das Stubenmädchen Lydia
Saß eben am Klaviere,
Doch als sie hörte, was geschah,
Trat sie mit in die Thüre.

Ihr Schatz, der Hausknecht Ferdinand,
Ließ gleichfalls die Guitarre,
Und selbst der Laufbursch', Arthur, stand,
Im Munde die Cigarre.

Noch sah der alte Leiermann
Sich einmal um im Kreise,
Dann hob er flugs zu drehen an,
Und summte diese Weise:

»O wohl dem Hause fort und fort,
Darin ein fromm Gesinde;
Da braucht der Herr kein hartes Wort,
Der Frauen Red' ist linde.
Es heißt mit Recht:
Ein treuer Knecht,
Ein' fromme Magd sind beide
Gott und der Menschen Freude.

„Auch unser Herr trug Knechtsgestalt,
Da er im Fleisch erschienen;
Hat sich entäußert der Gewalt
Und ließ ihm selbst nicht dienen.
O Knecht und Magd,
Bis unverzagt!
Nun kannst dich nicht beschweren,
Dein Stand ist bracht zu Ehren.

„Drum dient, ihr Knechte, allezeit,
Ohn' Zorn und Widerstreben,
In Demuth und Einfältigkeit
Den Herr'n, die Gott euch 'geben;
Daß Christi Lehr',
Je mehr und mehr
Der Wandel, den ihr führet,
In allen Stücken ziert.

„Ihr Mägde, blickt mit Furcht und Zucht
Auf eurer Frauen Hände.
Des Hauses Bestes all'zeit sucht,
Und schafft eu'r Werk behende;
Doch blicket nicht,
Wie jetzt geschicht,
In Stolz und Hoffart leider,
Auf eurer Frauen Kleider.

„Drei Dinge, wie die Bibel sagt,
Sind's, die ein Land verderben;

Der eins ist: »»Lüstet einer Magd
Nach ihrer Frauen Erbe.«« —
Ach, dieser Spruch
Erfüllt sich g'nug,
An eitlem Prunk und Zieren,
So jetzt die Dirnen führen.

»»Auch sieht ein Knecht bald stolz darein,««
Heißt's weiter bei den Alten,
»»Und will hernach ein Junker sein,
Wird zärtlich er gehalten.««
Gott sei's geklagt,
Was hier gesagt,
Man muß es täglich sehen,
Wie sich die Knechte blähen.

»O Knecht und Magd, o Hausgesind',
Laß ab von stolzem Sinnen!
Weil nie ein gutes End' gewinnt
Solch hochgemuth Beginnen.« — — —

Hier hat der Köchin es beliebt,
Den Leiermann zu stören —
Wenn etwa Einer sich betrübt,
Daß er nicht mehr soll hören.

Sie sprach: »Ich denke, was er kann;
Er ist ein alter Schreier!

Bring' er sein Lied wo anders an!«
Und gab ihm einen Dreier.

Der Alte drauf: »Ich bitt' euch sehr,
Wollt nicht so kärglich messen.
Ich wandre heut' schon viel umher,
Und bin noch ungegessen!«

Doch Arthur fiel ihm schnell in's Wort:
»So such' dir bess're Weisen!
Bei dem Lied wirst du fort und fort
Als Hungerleider reisen.«

Und Ferdinand brummt' alsogleich:
»Mußt' uns der Plärrhans stören!
Solch altes, abgedroschnes Zeug
Kann in der Kirch' ich hören.«

Das Stubenmädchen lachte auch:
»Der Spaß ist noch zu theuer!
Ein Pfennig nur ist Kirchenbrauch,
Drum bleib' es bei dem Dreier.«

Ein Gespräch im Postwagen.

„Sind Sie auch zur Gewerbeausstellung in ††† gewesen?" frug ein dicker Herr in dem großen, sechssitzigen Postwagen den jungen Mann ihm gegenüber.

„„Ich bin dort ansäßig,"" war die Antwort, „„und erst heute Morgen abgereist.""

„Ach so," meinte der Dicke gähnend, „das ist etwas anderes. Sonst kann man auf dieser Tour jetzt drei gegen eins wetten, daß von den ab- und zureisenden Fremden über die Hälfte blos um der Gewerbeausstellung willen sich in Bewegung gesetzt hat."

„„Und Sie gehören gewiß mit zu dieser Hälfte?"" erwiederte freundlich der Angeredete.

„Ich muß wohl ja sagen," gab Jener trocken zurück, „obschon ich mir die Sachen nur so beiläufig angesehen habe, denn der eigentliche Zweck meiner Reise war, meinen Sohn hier neben mir auf die Gewerbeschule zu bringen."

„„Die Ausstellung scheint Sie nicht sonderlich zufrieden gestellt zu haben?"" frug der junge Mann weiter.

„Ich weiß nicht, was die Leute wollen," entgegnete der Andere verdrießlich. „Ich kann den allgemeinen Jubel nicht theilen! Es steckt viel Gefährliches in solchem Treiben. Aber das kommt alles von unsern neumodischen Weltbeglückern her. Ich habe mich schon auf der Gewerbeschule geärgert, denn ich fand viel zu viel Kinder dort, denen die Alten einmal keinen Pfifferling mitgeben können! — Was soll daraus werden? Da schwatzen die Federhelden von wissenschaftlicher Ausbildung, von chemischen Kenntnissen, von Aufmunterung und dergl. mehr, was dem Handwerkerstande noth thäte. Alles wo's hingehört! Gescheidte Leute haben wir genug. Geld brauchen wir. Ich bin Stärkefabrikant und in meiner Fabrik können Sie ein halb Hundert Leute herum laufen sehen, kluge und dumme, wie ich sie gerade gebrauche, aber 2 kluge neben 48 mit hausbackenem Verstande sind satt und genug. Man macht mir jetzt das Volk zu klug, und das taugt in vielen Stücken nicht. Ein Kutschpferd paßt nicht in den Karren."

Während dieser Rede drückte sich in dem Gesichte des jungen Mannes zuerst getäuschte Erwartung, dann tiefe Verachtung aus, und als sie beendet war, bemerkte er schneidend kalt: „„Brechen wir unser Gespräch ab, Herr Fabrikant. Unsere Ansichten sind so grundverschieden, daß an eine Einigung nicht zu denken ist, und mir ist ganz klar geworden, daß Sie völlig unfähig sind, das zu

begreifen, was ich und Andere mit mir in dieser Ausstellung finden.""

„Auch ich muß mich bestimmt gegen die Ansichten des Herrn Fabrikanten aussprechen," bemerkte jetzt ernst ein in der andern Wagenecke sitzender etwas ältlicher Herr, und sich zu dem Jüngern wendend fuhr er fort: „Auf mich hat die Gewerbeausstellung einen sehr günstigen Eindruck gemacht, und ich begrüße sie mit Ihnen als ein höchst erfreuliches Zeichen unserer Zeit."

Freudig reichte dem Sprecher der junge Mann, den wir der Kürze wegen künftig A. nennen wollen, wie wir seinem neuen Freunde den Namen B. geben, die Hand. „„Schön,"" rief er dazu, „„daß wir ein Stück Weges miteinander fahren. Sind Sie lange in +++ anwesend gewesen?""

B. Nur drei Tage; aber ich habe an keinem verfehlt, einige Stunden in den Ausstellungssälen zuzubringen.

„Da thut's mir fast leid," rief jetzt der Dicke mit gemeinem Lachen dazwischen, während der Wagen vor einem Gasthof an der Chaussee anhielt, „daß ich von diesem Gespräche nicht mit profitiren kann, aber mein Etablissement liegt eine Stunde seitwärts, und meine Pferde erwarten mich hier. Wünsche viel Vergnügen, meine Herren!" Damit war er zum Wagen hinaus. Seinem ehemaligen Nachbar merkte man's am Gesicht an, daß er ihm

gern noch eine spitze Bemerkung nachgeschickt hätte, aber unser Freund B. fiel ihm ins Wort:

B. Lassen Sie den Mann ziehen! Er ist mehr zu beklagen, als zu beneiden. Sein Thalersack ist ihm ja nur ein Strick, der ihn um so fester hält in seiner Thorheit.

A. Und solch ein niedriger, gemeiner Wicht hat funfzig vernünftige Menschen unter sich, die vielleicht allesammt besser sind, als er. O, ungleiche, unbillige Vertheilung der Güter! Zu was ist solch ein Dummkopf auf der Welt?

B. (freundlich) Für uns hat er zunächst ein Gespräch auf die Bahn gebracht, auf das ich mich schon im Voraus freue.

A. Allemal, wenn mir solch ein miserabler Kerl in den Weg kommt, läuft mir die Galle über. Alles Unheil in der Welt kommt von der ungleichen Vertheilung des Geldes und Gutes her. Mir fällt da ein schöner Gedanke bei, den ich neulich in einem witzigen Schriftchen fand. „Das Geld," hieß es, „ist das Blut des modernen Staates. Häuft es sich irgendwo zu stark an, so kränkelt er, und sucht er sich nicht durch Bewegung in freier Luft zu kuriren, so müssen Blutegel angesetzt werden. Ja, zuletzt hilft nur ein vollständiger Aderlaß.

B. Das klingt ja ganz communistisch.

A. Mag es klingen, aber seinen guten Grund hat es. Und gerade nach dieser Seite hat die Ge=

werbeausstellung ihre tiefe Bedeutung. Sie ist ein großer Schritt zur Aussöhnung der Stände, zur Vernichtung gemeiner Vorurtheile.

B. Darin stimme ich Ihnen bei, und solche Ausgleichung thut uns auch noth. Kein Stand liegt gegenwärtig mehr danieder, als der der Handwerker.

A. Doch er zuerst fängt an die Schranken zu durchbrechen, sich frei zu machen von allem beengenden Zunft- und Zopfwesen; aber leider findet er um sich herum noch so viel Vorurtheile und Lächerlichkeiten, so viel Hemmungen und Hindernisse. — —

B. Halt Freund! Wir meinen, merke ich, mit jener Ausgleichung zwei ganz verschiedene Dinge.

A. Ich meine, in solchen Ausstellungen entfalten Handel und Gewerbe jetzt ihre ganze Macht. Ich kann es mir denken, wie sich dabei dem vornehmen Nichtsthuer das schreckliche Gefühl der Überzeugung aufdrängen muß, unnütz in dieser Welt zu sein.

B. Warum gerade dem vornehmen und nicht überhaupt jedem Nichtsthuer?

A. Ich sage, die vornehmen Nichtsthuer, weil fast alle Vornehmen solche sind.

B. Das dürfte Ihnen schwer zu beweisen werden. Finden wir nicht gerade in den untern und mittleren Klassen der menschlichen Gesellschaft eine Menge besitzloser Menschen, die an einer wah-

ren Arbeitsscheu leiden, sich in einem unsteten, wüsten Wesen umhertreiben, und ohne bestimmten Lebenszweck und Beruf an Geist und Körper verlottern. Ich denke hier nicht blos an unsre Bummler und Sonnenbrüder an den Straßenecken, sondern in aufsteigender Linie an ein ganzes Geschlecht überflüssiger Mäkler und Zwischenhändler, an Spieler und Kuppler, an den Schwarm verkommener Schriftsteller und Zeitungscorrespondenten, um Ihnen zu beweisen, daß jene Verlodderung unsere Stände am meisten trifft.

A. Und wenn ich Ihnen auch dies zugeben muß, behaupte ich doch, selbst auf die Gefahr von Ihnen für einen Communisten gehalten zu werden, daß die höhern Stände größtentheils allein schuld an diesen Uebelständen sind. Ich sage noch einmal, der Unterschied der Stände und die ungleiche Vertheilung des Geldes sind die beiden Hauptquellen aller Mißverhältnisse in der menschlichen Gesellschaft.

B. Wie ungerecht Sie urtheilen! Sie häufen alles Unrecht, alle Bedrückung, alle Schuld auf die eine über Ihnen stehende Klasse der Gesellschaft, und geben der andern den Heiligenschein eines völligen Märtyrerthums. Ihre Ansichten sind weder gerecht noch wahr, und eben deshalb auch nicht christlich. Die Quelle alles Unheils und aller Mißverhältnisse ist und bleibt die Sünde, die Sünde, welche durch alle Klassen der menschlichen Gesell-

schaft geht. Da haben Sie mit dürren Worten meine Ueberzeugung.

A. Wissen Sie, daß wenn meine Ansichten Ihnen communistisch scheinen, mir die Ihrigen dagegen pietistisch vorkommen.

B. Wohl, lassen Sie uns einmal diese beiden Richtungen vertreten. Ich unterlasse, vorher auseinanderzusetzen, daß der eigentliche Pietismus eine wirklich falsche Richtung in der Kirche ist, sondern vertrete jetzt die Ueberzeugung der bibelgläubigen Christen, denen gewöhnlich dieser Name beigelegt wird. Sie läugnen doch überhaupt das Dasein der Sünde nicht? Nur ein geistig Blinder könnte es.

A. Doch über Entstehung, Ausdehnung und Zurechnung der Sünde dürften wir verschiedener Meinung sein.

B. Genug, die Sünde ist da, ist der Leute Verderben, und der Zweck unseres Erdenlebens ist der, daß der Mensch frei werde von der Herrschaft der Sünde.

A. Zugegeben, zugegeben — doch, um's Himmels willen, ganz abgesehen von unsern religiösen Ansichten, wie kann es nur Einem beikommen, die schreienden Ungerechtigkeiten vertheidigen zu wollen, welche uns in unsern gegenwärtigen Verhältnissen bei jedem Blick entgegenstoßen. Wie rechtfertigen Sie das Dasein einer solchen Pestbeule, wie dieser Stärkefabrikant, der uns eben verlassen hat.

Leute Ihrer Farbe berufen sich immer auf die Bibel. Wo steht denn geschrieben, daß Gott haben will, ein Mensch soll im Ueberflusse schwelgen, während der andere darben muß? Ihr Gott ist ein ungerechter, parteiischer Gott!

B. Von Herren und Knechten, sowie von Armen und Reichen steht allerdings in der Bibel und sie sagt nirgends, daß diese Verhältnisse schon hier auf Erden aufgehoben werden sollen. Doch verstehen Sie mich nicht falsch. Wir sagen nicht, daß Gott von Anfang an die Menschen also geschaffen, sondern nur, daß er in seiner Weisheit den Unterschied der Stände und des Vermögens zugelassen und geordnet hat, zum Segen für die sündige, abgefallene Menschheit. Jeder Stand hat seine besondern Versuchungen, wie seinen besondern Segen, und das ist eben die Weisheit Gottes, daß er Schranken gezogen hat, um die besondern Sünden nicht so leicht zu allgemeinen werden zu lassen. So theilte er die Menschen in Stämme und Völker, trennte sie äußerlich durch Gebirge und Flüsse, innerlich durch Sprache und Sitte, und so theilt er die Völker wieder in verschiedene Stände. Wo diese Schranken gewaltsam durchbrochen werden, zieht dies fast immer die traurigsten Folgen nach sich. Was hat uns die Franzosensucht einer frühern Zeit vorherrschender gebracht, als die französische Leichtfertigkeit, Unglauben, Prunksucht und Entsittlichung. Und was

haben die untern Klassen gewonnen, seit sie mit Gewalt in die Moden, Sitten und Bedürfnisse der höhern Klassen hinaufgeschraubt werden? Sie verschlingen den Speichel, den jene auswerfen, um ihn für die unter ihnen Stehenden wiederum als Lockspeise auszuspeien.

A. So vertheidigen Sie wohl gar das Kastenwesen der Hindu's?

B. Keineswegs, aber der Unterschied der Stände scheint mir bei der Entwickelung eines jeden Volkes in der Natur bedingt zu sein. So lange es mehr und weniger begabte Menschen giebt, wird sich immer einer vor dem andern hervorthun, einer den andern beherrschen, leiblich oder geistig. — —

A. Sie schlagen sich zum Glück mit Ihren eigenen Waffen. Wenn nur der herrschen, nur der über dem Andern stehen soll, der ihn körperlich oder geistig überragt, so bin ich's zufrieden. Wie kommen Sie aber dann mit unserm Adel zurecht, der forterbt von dem Vater auf den Sohn, ohne zu fragen, ob dieser Sohn ein Taugenichts oder ein braver Mann, ein Dummkopf oder ein Genie ist?

B. Wie Sie die Begriffe verwirren? Jeder körperlich oder geistig bevorzugte Mensch beherrscht ja, trotz des Unterschiedes der Stände, fortwährend seine Umgebung. Sie ließen mich vorhin nicht ausreden. Vor dem Richterstuhle Ihrer Vernunft wäre also nur der Verdienstadel gerechtfertigt?

A. Allerdings, und ich möchte wissen, wie Sie den Erbadel vertheidigen wollen?

B. Einfach damit, daß jeder Sohn doch wirklich etwas von seinem Vater erben muß, daß Name und Stand ebensowohl ein Besitz sind, als Geld und Gut, und daß also mit demselben Rechte, nach welchem ein Bauer seinem Sohne, und nicht seinem Knechte, auch wenn derselbe fähiger wäre, als der Sohn, sein Bauergut hinterläßt, auch des Edelmannes Kindern der Besitz des Vaters zu gute kommen muß.

A. Geld, überhaupt alles Vermögen, kann Jeder besitzen, aber nicht Ehre. Wie kann ich Den ehren, der keine Ehre verdient.

B. Sie ehren ja dann nicht die Person, sondern nur die Stellung, die sie einnimmt. Uebrigens thäten Sie mit Ihren Ansichten vom Verdienstadel Ihrem eigenen Stande das bitterste Unrecht.

A. Wie so?

B. Soll Jeder, der sich auf irgend eine Art hervorthut, systematisch höher befördert, zuletzt geadelt werden, dann theilen Sie die Menschen nicht mehr in Stände, von denen jeder gleiche Berechtigung hat, sondern in wirkliche Klassen. Dann wäre etwa der Bauernstand die niedrigste Klasse, die die unfähigsten Leute in sich begreift; dann müßten sich die Bauern und Bürger schämen, wie große Schulknaben, die noch in der dritten

oder vierten Klasse sitzen. Verunehren Sie auf diese Weise nicht Ihren eignen Stand?

A. Das ist eine eigenthümliche Anschauungsweise, die mich fast überrascht. — —

B. Dabei haben wir noch nicht in Betracht gezogen, wie dann die Belohnung und Anerkennung des Verdienstes lediglich in die Einsicht, oft genug wohl auch in die Willkür, gleichviel eines oder einiger Menschen gesetzt wäre. Wie viel Verkennung und ungerechte Bevorzugung würde da erst stattfinden. Ist nicht oft gerade das wahre Verdienst still und verborgen vor aller Menschen Augen? Was oft wie wirklicher Werth gleißt, ist im Grunde nichts als Schein und Heuchelei.

A. Das Letztere möchte ich Ihnen noch am ersten zugeben.

B. Nun wohl, ist es darum nicht viel besser, daß Gott nach freier, verborgener Weisheit Jeden in seinem Stande geboren werden läßt, daß Jeder ein Recht, eine Anwartschaft auf einen Stand schon mitbringt, daß Jeder sagen muß, aus Gnaden bin ich, das ich bin? Das „von Gottes Gnaden" ist der schönste Edelstein in der Königskrone, aber dieser Schmuck fehlt selbst dem Bauernkittel nicht. Jeder Stand ist ehrenvoll; aber Gott stellt den Einen auf einen hohen Berg, daß er auf das Land, und das Land auf ihn schauen soll, der Andere schafft im verborgenen Thale am Fuß des Berges still und ungesehen sich einen Garten Got-

tes. In jedem Stande sind Gute und Böse mit einander gemischt, wie Unkraut unter jeder Saat wächst, und wahrlich! wir können hier den höhern Ständen keinen besondern Vorwurf machen. Ueberdies sind die einzelnen Stände ja nicht vermauert, wie die Kasten bei den Hindu's. Das wirkliche Genie durchbricht immer die hemmenden Schranken. Aber Jeder sollte, zufrieden mit dem Stande, in welchen ihn Gott gesetzt hat, demselben Ehre zu machen suchen, nicht aber mit neidischen Augen auf die vermeintlichen Vorzüge des höhern Standes sehen und darüber das vergessen, was ihm der seinige bietet. Und dann, wie gehen alle Stände so schön in dem Christenstande auf! Da finden wir uns Alle zusammen, da ist weder Herr noch Knecht, denn Christus der Herr aller Herren ward ein Knecht um unsertwillen. Damit hat er den niedrigsten Stand geadelt und den höchsten mit Banden der Liebe geknechtet.

A. Mit diesen Ansichten können Sie heut zu Tage Ihr Glück machen! Aber sehen wir doch das Leben an, wie es ist. Wollen Sie etwa auch das Zopfwesen, die Albernheiten und Lächerlichkeiten vertheidigen, von denen es in den höhern Regionen des geselligen Lebens wimmelt? Oder hat nach ihren Ansichten der Ober-Ceremonienmeister an einem Hofe vielleicht auch ein ehrenwerthes und ganz nothwendiges Amt?

B. Warum nicht?

A. Da haben wir es! Will das etwa Ihr Gott auch haben?

B. Sehen Sie da den Bettelknaben, der neben dem Wagen herläuft. Er schneuzt sich eben die Nase auf die allernatürlichste Art von der Welt, mit den Fingern der rechten Hand. Sie müssen wenigstens zugeben, daß dies Verfahren viel einfacher ist und weit schneller zum Ziele führt, als wenn wir ein Tuch hervorziehen und dann sorgfältig wieder in die Tasche stecken.

A. Was soll das hierher?

B. Oder sehen Sie dort den Knecht, der hinter seinem Pfluge hergeht. Es ist ihm zu heiß, er hat seinen Rock ausgezogen und das Halstuch abgebunden. Sehen Sie, er ist in diesen Stücken völlig frei und unabhängig, trotz dem, daß er nur gemeiner Knecht ist. Ich denke mir, und wenn es noch so drückend heiß wäre, würden Sie bei aller Ihrer Freisinnigkeit schwerlich ohne Rock durch die Straßen gehen, obschon es Ihnen manchmal ganz angenehm sein würde.

A. Jetzt merke ich, wo Sie hinaus wollen.

B. Gestehen Sie, daß zwischen Ihrer Lebensweise und der dieses Knechtes ein eben so großer Unterschied ist, als zwischen einem gräflichen Haushalt und Ihrer bescheidenen Einrichtung.

A. Aber ich möchte eben zur Ausgleichung den Grafen mehr herunter und den Knecht mehr herauf haben.

B. Wissen Sie, daß Sie wirklich glücklicher sind, als dieser Knecht, oder vielmehr, halten Sie bei seiner Lebensweise kein wahres Glück für möglich?

A. Das ist wieder eine Querfrage. Bleiben wir bei unserm Thema. Statt des biedern Händedrucks müssen sich die Lippen bis zum Saume des Kleides erniedrigen. Denken Sie an Visitenkarten, die mit der Staats-Equipage vorgefahren werden, an Schleppenträger und dergleichen Unsinn mehr, und sagen Sie mir dann Ihre Rechtfertigung dazu.

B. Rechnen Sie denn alles dies zu Vorzügen der höhern Stände?

A. Wenigstens wollen sie damit beweisen, daß sie vor den andern etwas voraus haben.

B. Das haben sie ja auch wirklich, und sie prunken damit nicht mehr, als Sie mit den Vorzügen, die Sie vor jenem Knecht voraus haben. So wenig Sie aus Zartgefühl einen groben Kittel anziehen werden, um mit Ihrer bessern Kleidung der ärmsten Klasse kein Aergerniß zu geben, eben so wenig können Sie von den über Ihnen Stehenden verlangen, daß sie, aus Schonung für Sie, sich nach Ihrer Lebensweise einrichten sollen.

A. Aber doch müssen Sie zugeben, daß unsere bürgerlichen Sitten und Gebräuche viel vernünftiger sind.

B. Sie müssen diesen Verhältnissen von einer ganz andern Seite ins Gesicht sehen. Ich rechne alle solche vermeintlichen Vorzüge unbedingt zu einer

Last, die der höhere Stand mit sich bringt, und meine, je höher der Stand, um so größer muß auch die Last sein. Darin liegt ebenfalls die verborgene Weisheit Gottes. Mich kann ein König wahrhaft dauern, wenn ich sehe, wie er fast keine ruhige Stunde für sich hat, und dies Gebundensein von der Macht der Sitte stuft sich nun vom König abwärts nur allmälig ab, hat vielleicht im Bürgerstand seine glückliche Mitte erreicht, und geht in den untersten Schichten allerdings zum Theil in Rohheit über. Wir hätten also am wenigsten Ursache, uns zu beklagen. Darum blicken wir nicht scheeläugig und mißgünstig über uns! Unterwärts lassen Sie uns sehen, wie wir der Verwahrlosung und Verkümmerung unter den niedern Klassen wehren können, das thut noth, und dazu haben wir Beruf.

A. Da kommen wir auf den andern Vorwurf, den ich unsern gegenwärtigen Verhältnissen mache. Wir werden nicht eher bessere Zeiten sehen, bis diese ungleiche Vertheilung des Geldes, die fast die Hälfte der Menschen zur bittersten Armuth verdammt, aufgehoben ist.

B. Durch gewaltsame Mittel, wie Sie vorhin vorschlugen, durch Blutegel und Aderlaß am Körper der menschlichen Gesellschaft?

A. Wenn nicht abzusehen ist, wie gelindere Mittel zu gleichem Ziele führen sollen, — —

B. Lieber Freund, bedenken Sie doch einmal recht, was Sie fordern. Der Geist der Liebe wird jetzt so viel im Munde geführt, und gewiß meinen Sie, er leuchte auch aus Ihrem Vorschlage heraus. Aber findet denn nicht eben die brüderliche Liebe ihren Grund und Ursprung in dem Mein und Dein, dem Arm und Reich, dem Hoch und Niedrig, dem Gelehrt und Ungelehrt. Daß ich etwas habe, was der Andere nicht besitzt, und umgekehrt, darin liegt ja eben die Forderung, oder vielmehr mein schönes Anrecht, bei dem Andern das zu ergänzen, was ihm fehlt. Diese brüderliche Liebe, die freieste Regung, die es giebt, heben Sie ja völlig auf, erdrücken und tödten sie, wenn Sie das erzwingen wollen, was eben nur in dem Freiwilligen besteht.

A. Leider sind aber solche Freiwillige sehr selten. Eine solche Liebe ist nicht in der Gesammtheit vorhanden, und Abhülfe muß geschehen.

B. Nun dann ist ja doch aber der einzig richtige Weg der, daß diese Liebe geweckt, genährt und gepflegt wird, denn die kostbaren Früchte, die die Liebe treibt, lassen sich so wenig gewaltsam erzwingen, als die natürliche Frucht an einem Baume im Winter reifen kann.

A. Sie berufen sich immer auf die Bibel und doch hieß es von den ersten Christen: „Sie hielten alle Güter mit einander gemein.“

B. Hier haben Sie den bündigsten Beweis gegen Ihre Ansicht. Selbst bei den ersten Christen in Jerusalem ließ sich die Gütergemeinschaft auf die Dauer nicht halten, und doch waren diese Leute ein Herz und eine Seele, eines Glaubens und einer Liebe. — — —

A. Erlauben Sie, daß ich Ihre Gedankenfolge hier einmal unterbreche und einen Sprung bis zu dem Anfangspunkte unseres Gespräches zurückmache. Wir reden doch eigentlich über die Gewerbeausstellung. Sie sagen, daß Sie das ins Leben treten derselben mit Freude begrüßen, und disputiren mir dabei alle Vortheile ab, die ich in derselben zu finden glaube. Ich dächte, daß nach Ihren Ansichten gar keine erfreuliche Seite an solchen Ausstellungen mehr übrig bliebe.

B. O Freund, wie sehr irren Sie sich da.

A. Nun so benutzen Sie die wenige Zeit, welche uns noch bleibt, bevor wir uns trennen müssen, mir auch hierüber Ihre Ansichten mitzutheilen.

B. Diese Gewerbeausstellungen können wirklich ein Schritt zur Aussöhnung der Stände werden, denn namentlich der Stand der Gewerbetreibenden seufzt unter einer Zerrissenheit, wie kein anderer, eben weil er das Bewußtsein als Stand verloren hat. Vom Zunftzwange befreit, hat er im falschen Gebrauche dieser Freiheit sich selbst fast zu Grunde gerichtet. Seit es nicht mehr

Bring' er sein Lied wo anders an!«
Und gab ihm einen Dreier.

Der Alte drauf: »Ich bitt' euch sehr,
Wollt nicht so kärglich messen.
Ich wandre heut' schon viel umher,
Und bin noch ungegessen!«

Doch Arthur fiel ihm schnell in's Wort:
»So such' dir beff're Weisen!
Bei dem Lied wirst du fort und fort
Als Hungerleider reisen.«

Und Ferdinand brummt' alsogleich:
»Mußt' uns der Plärrhans stören!
Solch altes, abgedroschnes Zeug
Kann in der Kirch' ich hören.«

Das Stubenmädchen lachte auch:
»Der Spaß ist noch zu theuer!
Ein Pfennig nur ist Kirchenbrauch,
Drum bleib' es bei dem Dreier.«



Ein Gespräch im Postwagen.

„Sind Sie auch zur Gewerbeausstellung in ††† gewesen?" frug ein dicker Herr in dem großen, sechssitzigen Postwagen den jungen Mann ihm gegenüber.

„„Ich bin dort ansäßig,"" war die Antwort, „„und erst heute Morgen abgereist.""

„Ach so," meinte der Dicke gähnend, „das ist etwas anderes. Sonst kann man auf dieser Tour jetzt drei gegen eins wetten, daß von den ab- und zureisenden Fremden über die Hälfte blos um der Gewerbeausstellung willen sich in Bewegung gesetzt hat."

„„Und Sie gehören gewiß mit zu dieser Hälfte?"" erwiederte freundlich der Angeredete.

„Ich muß wohl ja sagen," gab Jener trocken zurück, „obschon ich mir die Sachen nur so beiläufig angesehen habe, denn der eigentliche Zweck meiner Reise war, meinen Sohn hier neben mir auf die Gewerbeschule zu bringen."

„„Die Ausstellung scheint Sie nicht sonderlich zufrieden gestellt zu haben?"" frug der junge Mann weiter.

gern noch eine spitze Bemerkung nachgeschickt hätte, aber unser Freund B. fiel ihm ins Wort:

B. Lassen Sie den Mann ziehen! Er ist mehr zu beklagen, als zu beneiden. Sein Thalersack ist ihm ja nur ein Strick, der ihn um so fester hält in seiner Thorheit.

A. Und solch ein niedriger, gemeiner Wicht hat funfzig vernünftige Menschen unter sich, die vielleicht allesammt besser sind, als er. O, ungleiche, unbillige Vertheilung der Güter! Zu was ist solch ein Dummkopf auf der Welt?

B. (freundlich) Für uns hat er zunächst ein Gespräch auf die Bahn gebracht, auf das ich mich schon im Voraus freue.

A. Allemal, wenn mir solch ein miserabler Kerl in den Weg kommt, läuft mir die Galle über. Alles Unheil in der Welt kommt von der ungleichen Vertheilung des Geldes und Gutes her. Mir fällt da ein schöner Gedanke bei, den ich neulich in einem witzigen Schriftchen fand. „Das Geld,“ hieß es, „ist das Blut des modernen Staates. Häuft es sich irgendwo zu stark an, so kränkelt er, und sucht er sich nicht durch Bewegung in freier Luft zu kuriren, so müssen Blutegel angesetzt werden. Ja, zuletzt hilft nur ein vollständiger Aderlaß.

B. Das klingt ja ganz communistisch.

A. Mag es klingen, aber seinen guten Grund hat es. Und gerade nach dieser Seite hat die Ge-

werbeausstellung ihre tiefe Bedeutung. Sie ist ein großer Schritt zur Aussöhnung der Stände, zur Vernichtung gemeiner Vorurtheile.

B. Darin stimme ich Ihnen bei, und solche Ausgleichung thut uns auch noth. Kein Stand liegt gegenwärtig mehr danieder, als der der Handwerker.

A. Doch er zuerst fängt an die Schranken zu durchbrechen, sich frei zu machen von allem beengenden Zunft- und Zopfwesen; aber leider findet er um sich herum noch so viel Vorurtheile und Lächerlichkeiten, so viel Hemmungen und Hindernisse. — —

B. Halt Freund! Wir meinen, merke ich, mit jener Ausgleichung zwei ganz verschiedene Dinge.

A. Ich meine, in solchen Ausstellungen entfalten Handel und Gewerbe jetzt ihre ganze Macht. Ich kann es mir denken, wie sich dabei dem vornehmen Nichtsthuer das schreckliche Gefühl der Überzeugung aufdrängen muß, unnütz in dieser Welt zu sein.

B. Warum gerade dem vornehmen und nicht überhaupt jedem Nichtsthuer?

A. Ich sage, die vornehmen Nichtsthuer, weil fast alle Vornehmen solche sind.

B. Das dürfte Ihnen schwer zu beweisen werden. Finden wir nicht gerade in den untern und mittleren Klassen der menschlichen Gesellschaft eine Menge besitzloser Menschen, die an einer wah-

Der Schulze Gottlieb an seinen Vetter Fabian im Pommerland,

über die Kunst, Feste zu feiern.

S., den 15. Januar 1846.

Lieber Vetter!

Dein Brief hat meinem Herzen wohlgethan, wie ein frischer Wind aus fernem Land, der die Luft ändert und um die Halmen spielt, daß sie sich aufrichten, dem nahen Regen entgegen; denn ich saß und grollte in meinem Herzen über das Treiben der Menschen, über Adressen und Proteste, über Rechthaberei und Lieblosigkeit und über den Zwist im eigenen Heerlager. Zwar war mir das Herz nicht entfallen, aber doch die Freude, und es wollten noch allerhand harte, bissige Worte heraus. Der Blick aber in Euer frisches, fröhliches Volksleben hinein, hat mich andern Sinnes gemacht; denn so eine Zwei-Silbergroschenfreude und hundert vergnügte Menschen dazu, darüber bewegen sich die Eingeweide in mir und ich vergesse eine ganze Welt voll Zeitungsräsonneur's und Bierhausklugmäuler.

Darum will ich die Mütze über den Kopf ziehen und mich in den Großvaterstuhl setzen, und will Dir stille und zahm antworten.

Zuerst müssen wir darüber einig werden, was eigentlich zu einem Feste gehört; denn so herrlich das Eure gewesen ist, scheinst Du doch nicht im Klaren zu sein und feierst die Feste aus bloßem Instinkte mit. Das geht mir aus den Worten Deines Briefes hervor, in denen Du mich einen alten Praktikus und einen erfinderischen Kopf schiltst und mir zutraust, ich könne Feste machen, wie der Bäcker die Semmel. Ich sage auch mit Claudius, Feste dürfen in keiner wohleingerichteten Haushaltung fehlen, aber man kann sie nicht erfinden, sondern muß sich von ihnen finden lassen; hat nur Herz und Auge offen zu halten, um zur rechten Zeit zuzufahren.

Die erste und unerläßlichste Bedingung für jedes rechtschaffene Fest ist, daß es nicht blau in die Luft hinein gefeiert wird, oder, wie die Gelehrten sagen: **der historische Grund.** Zum Exempel, hiesige Domaine giebt jedem Knechte wöchentlich ein Mandel Käse; von Michaelis bis Ostern aber wird wegen der kurzen Tage seit alter Zeit der Vesperbrodkäse abgebrochen, und dafür erhalten die Knechte jährlich einen Tanz und frei Bier. Dieser Tanz heißt bis heutigen Tages der Käsetanz. Da ist also der Käse der historische

Grund, und wenn er nicht dabei wär', so wär's kein Fest, sondern blos ein schlechter Tanz. Die ganze Kunst Feste zu feiern, besteht nun, was den historischen Grund anlangt, in der Auffassung, die Einer von der Historie hat. Wem in seinem Hause nur das ein Ereigniß ist, wenn er etwa das große Loos gewinnt, der kann auch nur wenig Feste feiern, oder eigentlich gar keine; denn weil er's zu wenig übt, überrumpelt ihn die Gelegenheit und er stellt sich dazu an, wie der Esel zum Lauteschlagen. Wer aber den Spruch versteht: „Es fällt kein Sperling vom Dache ohne Gottes Willen," und wer da weiß, daß derselbe wunderbare Gott, der einst die Sonne stille stehen hieß, nicht verschmäht hat, die in den Strom gefallene Axt durch dieselbe Wunderkraft auf dem Wasser schwimmen zu lassen *), der findet Anlaß genug in jedem Jahre zu Festen aller Art. Doch darf's damit nicht übertrieben werden, daß der Spruch sein Recht behält: „Sechs Tage sollst du arbeiten und im Schweiß deines Angesichts dein Brod essen" — es sei denn, daß es Einer bereits zu einer solchen Virtuosität gebracht hätte, daß ihm jeder Feierabend zu einem Feste wird.

Die zweite Bedingung zu einem wohleingerichteten Feste ist, daß es auf die rechte Weise gefeiert wird, oder **die entsprechende Form.**

---

*) 2 Kön. 6.

Wenn z. B. Einer, der einen großen Garten hinter dem Hause hat, jährlich ein Blüthenfest feiern will, so gehören dazu nicht Pauken und Trompeten, sondern etwa ein gedeckter Tisch unter dem Apfelbaum, süße Milch, frische Semmel und ein Lied, wie: „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud' in dieser schönen Sommerzeit;" oder, wenn Gevatter Warmholz jährlich am Martinstage mit seinen Kindern, (nunmehr allmälig mit seinen Enkeln), den Stoppelmärten begeht, das ist, die letzten Aepfel und Birnen von den Bäumen herunterstoppelt, so holt er gewiß nicht dazu aus seinem Keller eine Flasche Wein, die vom letzten Dankfest darin liegen geblieben ist. Alles, wo's hingehört. Doch läßt sich hier keine bestimmte Regel aufstellen, es gehört dazu ein angeborner Takt, darum kann nicht Jeder ein Festordner sein. Ich habe zwar nichts gegen Euren Kaffee und Kuchen zu Königs Geburtstag, aber doch schreibst Du, daß Deine Frauensleute darüber gelacht hätten, und es verdrießt mich, daß Frauensleute darüber lachen sollen, wenn hundert und etliche frische, kernhafte Jünglinge das Geburtsfest unseres lieben Königs feierlich begehen, aber doch kann ich den Weibern darum nicht gram sein. Wo das Weibsvolk nicht mit dem Verstande hinreicht, da strecken sie die Fühlhörner aus und treffen doch den rechten Fleck; mögen's auch bei Euch herausgewittert haben, daß Ihr ihnen diesmal in's Handwerk gepfuscht habt.

[illegible]

[illegible] Das steht nicht im Widerspruch mit dem Anfange meines Briefs, wo ich von der [illegible] spreche. Mit je weniger Kosten sie etwas beschäftigt wird, um so mehr [illegible] aber das Lehrreiche darf dabei doch [illegible] werden. Ist's doch das lieben

Königs Geburtstag gewesen, da darf's einmal auf ein paar Silbergroschen nicht ankommen. Wenn Ihr bedenkt, was an dem Tage die andern Gesellen in ihren Kneipen durchbringen, ja was nur allein jedem die Tanzmusik kostet, so muß auch schlechterdings ein handfestes Abendessen aufgebracht werden können. Ich sage nicht, daß dabei getrunken werden soll. Bierkrüge gehören nicht auf den Tisch bei solcher Gelegenheit, allenfalls hinterher, und die Wasserflaschen stehn für jeden da, dem der Braten zu salzig ist. Ich danke aber Gott, daß Euer Gesellenleben nicht so durch Großthuerei, Hochmuth und äffische Nachahmungssucht hinaufgeschroben ist, daß Ihr etwa gar meinen könntet, es gehöre nun eben vor je zwei und zwei Couverts eine Weinflasche. Wenn indessen über die Herrlichkeit des Tages den Meistern und sonstigen Freunden und Gönnern des Vereins das Herz zu einem Griff in die Tasche aufginge, damit auch einmal angestoßen werden soll, so wär' das nur ein passendes Responsorium auf die lebendigen Ansprachen Eurer Festredner. Das sind so meine einfältigen Gedanken, die Du mir nicht für ungut nehmen mußt. Uebrigens grüß' den Verein von meinetwegen auf's Schönste und sag' den lieben Leuten, ich hätte mich in den König seine Seele hinein herzlich gefreut an dem Feste.

Ich komme nun zu dem dritten Erfordernisse. Das ist das **hochzeitliche Kleid**, die

Feststimmung, das fröhliche Herz, das jeder Theilnehmer mitbringen muß. Man könnte mir hier einwenden, dies hochzeitliche Kleid kann man aber nicht anziehen, wie einen Rock, es ist eine natürliche Gabe. Alles wahr, aber ich meine doch, es ist Jedem gegeben. In der Schrift steht für alle Menschen: „Freuet euch allewege und abermal sage ich euch, freuet euch" und das Schönste, was ein armes Menschenherz hat, ist, daß es sich freuen kann. Darum kann ich mir nicht denken, daß Gott die Rollen so ungleich vertheilt haben sollte. Jedes Geschöpf Gottes ist fröhlich nach seiner Art, aber freilich das schwermüthige Käuzlein anders, als die trillernde Lerche. Jenes blinzt die Augen zu, wenn die liebe Sonne scheint, aber doch bin ich so närrisch, zu glauben, daß es in der Dämmerung vor lauter inwendigem Wohlbehagen schreit, obgleich der Schrei jedem vernünftigen Menschen wie eine Wehklage vorkommt. Gerade so ist's bei den Menschen. Hier heißt's auch: Jeder nach seiner Natur. Vetter, wenn man die Menschen in Klassen theilen will, so möchte ich die eine, die mit dem nassen Vergnügen nennen. Es ist ein weinerliches Völkchen, das zu jeder Ergötzlichkeit nur auf nassen Straßen zieht. Sie wollen's freilich nicht zugeben, wenn man mit ihnen spricht, daß sie überhaupt ein Vergnügen haben, sondern sie klagen nur immer und ihre Augen sind wie die Strohdächer im Frühjahr, bei denen das Tröpfeln nicht aufhört; aber ohne daß sie es wissen, haben sie

eben in der Wehmuth ihr Element, in dem ihnen wohl ist, wie dem Fisch im Wasser. Solche Menschen laß still ihren Gang gehen, Du änderst sie doch nicht. Gieb etwas weniger auf ihre Thränen, als auf die der andern Sorte und denke, es muß auch solche Käuze geben. Es sind Personen, bei denen man zwar nicht weiß, was man mit ihnen auf einem Feste anfangen soll, die aber auch in der Regel die Andern nicht stören. Wenn etwa Wein getrunken wird, denn der Wein hat die Eigenschaft, daß er die Temperamente heraustreibt, fangen sie an, sentimental zu werden und ihren Mund aufzuthun; aber sie können sich nicht eher beruhigen, als bis sie irgend einen Anlaß von der Wand gelesen haben, an dem sie ihr Bedürfniß ausweinen können. Diese Klasse erfindet selten neue Feste, oder vielmehr nach meiner Auslegung, ihre Feste fallen nicht mit denen der andern Menschen auf einen Tag. Wo aber ein rechtes fröhliches Herz und hochzeitliches Kleid vorhanden ist, da trifft Einer auch zur rechten Zeit den historischen Grund und hat das nöthige Geschick, sein Fest in die entsprechende Form zu kleiden.

Das wäre nun etwa das Wissenschaftliche von den Festen, oder die **gelehrte Zergliederung**. Praktisch zerfallen sie nun in zwei Hauptklassen, allgemeine und besondere Feste.

Die allgemeinen theilen sich in Christliche, Vaterländische und Volksfeste. An den Christlichen freut sich die ganze Christenheit, an den Va-

terländischen das ganze Vaterland, an den Volksfesten ein ganzes Dorf oder Stadt mit Jung und Alt, Groß und Klein, Arm und Reich. Zu den ersten gehört ein rechter Christ, zu den zweiten ein treuer Patriot, zu den dritten ein wirklicher Volksfreund, und wer alles dreies zusammen ist, kann die meisten Feste feiern. Weihnachten ist ein Christliches, Königs Geburtstag ein Vaterländisches und Vogelschießen ein Volksfest. Zu dem letzten kann aber heut zu Tage Einer, der alles dreies zusammen ist, doch oft nicht mehr gehen! Ich hätte gern ein besseres Fest in diese Klasse gesetzt, konnte mich aber auf keins besinnen, das macht, von dieser dritten Art ist uns am allermeisten abhanden gekommen. Wenn unser Volk einmal seinen alten Glauben wiederfindet, findet's wohl auch die rechten Feste mit.

Die besondern Feste zerfallen in Familien-, Vereins- und Solo-Feste. Die letztern feiert Jeder für sich allein in seinem Herzen, wenn eben die Glocken drin läuten. Die Familienfeste bestehen aus Hochzeiten, Kindtaufen, Geburtstagen und was ein fleißiger Hauswirth etwa sonst noch für die Seinen zusammenbringt. Das halbwüchsige Volk, von den sogenannten Flegeljahren an, wo jeder Mensch zwei Hände und Füße zu viel hat und wenn man ihn anredet, nicht recht weiß, wo er dieselben hinthun soll, bis in die Zwanziger hinein, spielt die überflüssigste Rolle dabei. Sie sitzen *zwischen Fell und Fleisch*. Aus den Kinderschuhen

heraus, auf die sie nicht zurückblicken mögen, liegt ihnen doch die Hausväterlichkeit noch zu fern, als daß sie sich an die anlehnen könnten. Sie wissen nicht recht, was für ein Gesicht sie machen sollen, wenn sie sich in der Familie freuen müssen. Für diese Klasse sind die Vereinsfeste die anziehendsten. Gleich und Gleich gesellt sich gern, sagt das Sprüchwort. Daher kommt unter dem jungen Volke der gewaltige Zug nach Herbergen, Spinnstuben, Kegelbahnen, Bällen, Kränzchen und wo sonst noch hin, und am liebsten ist's ihnen, wenn sie ganz unter sich sein können. Da aber, aus obenangeführten Gründen, das alles keine wirklichen Feste sind, weil historischer Grund, entsprechende Form und rechte Feststimmung fehlen, so halte ich es für einen wahren Gewinn, wo solchen jungen Leuten wirkliche Feste bereitet werden, und darum, wo ein Jünglingsverein auf solchem Grunde steht, wie der Eure, und solche Feste feiern kann, da muß auch ein alter Knaust, wie ich, wenn er nur davon hört, in seinem Herzen ein Solo-Fest nachfeiern.

Und damit soll's für diesmal genug sein. Nimm Dir das Beste heraus, grüß' die ganze Pommersche Freundschaft und behalte ferner lieb

Deinen

alten Freund mit jungem Herzen
Gottlieb Helfgern.

Ein Brief von Gottlieb an seinen Vetter, den Cantor,

über die Tauben.

St., den 13. Mai 1846.

Lieber Herr Vetter!

Die bestellten Tauben kannst Du in etwa vierzehn Tagen abholen lassen, denn bis dahin sind sie sicher flügge. Ich habe aber nur Seeschwalben, Mönche und Mohrenköpfe aufbringen können, denn die Tümmler und Elstertauben sind mir ausgegangen, oder vielmehr ausgeflogen und nicht wieder gekommen. Ich halte jetzt nichts mehr auf Farbentauben, sondern sehe nur danach, daß die Schläge mit den Feldflüchtern in gutem Stande bleiben — die bringen mir mehr ein.

Doch halt, das darf man ja jetzt gar nicht mehr laut werden lassen, wenn man ein rationeller Landwirth sein will, denn die ökonomischen Zeitschriften haben's ordentlich auf die armen Tauben abgesehen, und wenn der Bauer sich immer sogleich überführen ließ, hätte er nach manchem Artikel in denselben nichts Eiligeres zu thun, als allen seinen Tauben die Hälse umzudrehen. Führte doch

erst neulich ein Herr seinen Beweis nach der Regel de tri und rechnete allen Ernstes das Exempel aus: „So und so viel Tauben fressen jährlich so und so viel Scheffel Aussaat; so und so viel Scheffel Aussaat geben so und so viel Ertrag — folglich thun so und so viel Tauben jährlich so und so viel Schaden.“ Ich hatte nicht übel Lust dazwischen zu fahren und dem Rechenmeister zu entgegnen, daß trotz des Taubenfraßes, doch gar viele unserer frisch besäeten Felder dicker aufgehen, als sie von Rechts wegen sollten, und item, wer sein Gerstenstück hüten läßt bis der Same beigepflügt ist, dem thun die Tauben auch keinen Schaden, denn bekanntlich scharren sie nicht, wie die Hühner, und um die Körner, die sie obenauf finden, ist kein Schade. Außerdem lesen die Tauben noch jährlich eine Menge Unkrautsamen ab, wie die ausgenommenen Kröpfe der flüggen Jungen rechtskräftig beweisen, und übrigens Hochgeehrtester, wollt' ich sagen, wenn Sie Ihren Ansatz so zu stellen belieben: »Ein Berl. Scheffel Aussaat giebt 10 Berl. Scheffel Ertrag rc.« und ohne weitere Zwischenfälle fortrechnen wollen, so wäre der allerbeste Rath, Sie säeten auf den Morgen statt 1½ Berl. Scheffel 10 Scheffel, denn Sie würden dann nach den Regeln der Arithmetik zweifelsohne 100 Berliner Scheffel Gerste einernten, was etwas mehr ist, als bei uns der Magdeburger Morgen Ausbeute zu geben pflegt.«

Aber, Vetter, ich habe den Zank unterbleiben lassen; er kann zu nichts führen, und vielleicht komme ich auch nicht mit meiner Ansicht durch. Es mag sein, Nutzen gegen Schaden gehalten, daß die Tauben nichts einbringen, und wo in einem Orte die Taubenzucht unmäßig überhand nimmt, da mag auch meinetwegen der Schaden den Nutzen noch übersteigen. Indessen, unser eins hat den ganzen Sommer frisch Fleisch, und wenn ich als Hausvater gebratene Tauben vorzulegen habe, so theilt sich das am allerbesten, darum bleibt's denn bei den Meisten beim alten Schlendrian. Nichtsdestoweniger will ich hier im Volksblatte einmal eine Ehrenrettung der Tauben versuchen, aber auf eine ganz aparte Manier.

Vetter, womit Einer umgeht, das hängt Einem an. Die Stallmagd schwatzt mit den Kühen, und der Knecht erzählt seinen Pferden, was er vorhat. Einem Bauer, und nicht blos einem der mit seiner Seele im Miste stecken geblieben ist, ist sein Vieh, so weit Einer an zeitlich Gut sich hängen soll, ans Herz gewachsen, mehr noch als ein Stück Land; denn es steckt ein lebendiger Odem im Vieh, und es brüllt ihm entgegen, wenn es sein Futter begehrt. Wenn darum ein Bauer in der Schrift liest, und das liebe Vieh wird erwähnt, so ist's ihm, als träf' er alte Bekannte, und so ein Spruch zieht immer noch einmal so stark. Du brauchst nicht zu lachen, denn oft genug wird uns das Vieh vorgehalten,

daß wir von ihm lernen sollen. Nun aber findest Du in der Schrift unser sämmtliches Vieh uns vorgestellt, von Pferd, Ochs, Esel, Schaf, Schwein, bis auf den Hühnerhof, (die Henne mit den Küchlein), den Taubenpfeiler, ja bis auf den Bienenstand herunter, jegliches mit seinem Lob oder Tadel. Du bist doch auch Einer, der in der Schrift forscht, so sage mir nun, welches Vieh in seiner Art von der ganzen langen Reihe kommt in der Bibel am besten weg?

Ohne Widerrede, Vetter, Schafe und Tauben kommen am besten in der Schrift weg. Die Schafe bei Seite gelassen, wollen wir uns darauf einmal die Tauben ansehen.

Unser Herr Christus stellt sie uns geradezu zum Muster und spricht: »Seid ohne Falsch, wie die Tauben!« Als der Prophet Jesaias im 60sten Kapitel so überaus herrlich zu weissagen anhebt, daß alle Völker und alle Heiden herzukommen sollen, daß über ihnen das Licht aufgehe, da verheißt er: »Sie sollen fliegen, wie die Tauben zu ihren Fenstern.« Ezechiel spricht von dem Volke, das Buße thut: »Sie girren wie die Tauben in den Gründen.« Im Hohenliede liebkost der himmlische Bräutigam: „Eine ist meine Taube.“ Bei Noah ist es wiederum die Taube, welche mit dem Oelzweige über den Wassern der Sündfluth schwebt, und so noch viele andere Stellen, die Hauptsache nicht zu vergessen, daß Gott der heilige Geist gar

die Taube gewürdigt hat, unter ihrem Bildniß sichtbarlich zu erscheinen, so daß sie seitdem in der ganzen Christenheit sein Zeichen und Merkmal geworden ist.

Nathanael, wo die Schrift also zeuget, da mache ich vorerst einen dicken Strich darunter und spreche in meinem Herzen: »Von solchem Vieh muß ich der Schrift zu Ehren etwas auf meinem Hofe halten, und wenn's mir nicht einen Pfennig Nutzen einbrächte.«

Es ist wahr, Vetter, ein Klugmaul könnte hintreten und sich wundern, warum der Herr Christus auf die Tauben gefallen ist, und könnte räsonniren und sprechen: »Warum hat er uns nicht lieber einen Bienenstock zum Exempel vorgemalt? Von dem hätten wir mehr lernen können! Welcher Fleiß, welche Ordnungsliebe findet sich da! Von früh bis in die Nacht hinein sind die Bienen thätig, und sind geschickte Baumeister, und nehmen das Gewisse für's Ungewisse, und sind nachdenklich und vorsorglich für den langen Winter. Die dummen Tauben lassen in der Ernte das schöne Korn umkommen und auswachsen, denn sie können es nicht zwingen, und nagen im Winter am Hungertuche. Dabei sind sie furchtsam, wie kein ander Thier; lassen sich von dem Wiesel haufenweis hinwürgen, und sogar von einem elenden Spatz aus dem Neste jagen. Da lobe ich mir die Bienen, die sammeln gar noch einen Ueberfluß, daß unser einer davon

abkriegt. Ueberdies sind sie tapfer und wehren sich ihrer Haut, kämpfen auf Tod und Leben und vertheidigen ihren Bienenkorb, wie der General Chassée die Festung Antwerpen. So könnte Einer noch manches herfaseln, und Mancher könnte denken, das wäre sehr weislich geschwatzt und sehr moralisch noch obenein. Wenn aber solch ein Klugsprecher an die Schrift kommt, so wird er erst vollends den Kopf schütteln. Da werden die Bienen geradezu mit den Feinden Christi verglichen. In den Psalmen klagt der Herr 118, V. 12: »Sie umgeben mich wie Bienen.« Jesaias nennt die Feinde Israels, die Assyrer, Bienen, die der Herr hat ins Land zischen lassen, und wiederum 5 Mos. 1, V. 44. werden die Ammoniter also geheißen. Indessen nur ein neumodiger Hohlkopf kann sich von solcher Wahrnehmung verblüffen lassen, wer aber kaum ein Wörtlein begriffen hat von der heimlichen Weisheit des Herrn, der findet dies alles ganz in der Ordnung. Gerade die Sorglosigkeit der Tauben, das sich Freuen in der angenehmen Zeit, und das Betteln um die Brosamen, die von unsers Herr-Gottes Tische fallen, wenn der Winterschnee die Felder deckt, das ist der Christen Art! Dahingegen der wühlerische Sorgengeist, der die Blume nicht sieht, sondern nur den Nutzen berechnet, den sie ihm bringen soll; der den Honig einträgt, aber nur um ihn aufzuspeichern und an dem Vorrathe seine Lust zu

sehen; der überall umherkriecht nach dem gelben Mammon, item schmierigen Wachse, der sein verknöchertes Herz damit beschwert, item die magern Beine, bis er sich so vollgesackt und vollgestopft hat, daß der freie Flug nach oben gehemmt wird, und die Seele, item Beine, kraftlos im Drecke kleben bleibt: das ist die wahre Heidenart. Und dann der Stachel, der Stachel, der böse Stachel bei den Bienen! Rächet euch selber nicht, meine Liebsten! und so dich Jemand auf den einen Backen schlägt, dem biete den andern auch dar.

Zwar, und das betrübt mich manchmal recht, die Tauben vertragen sich nur gar nicht sonderlich unter einander. Von dem andern Federvieh, dem eitlen Truthuhn, der albernen Gans, der unfläthigen Ente, dem hitzköpfigen Hofhahn, ja von dem Lumpenpack unter der Vögelschaft, der landstreicherischen Krähe und dem naseweisen Spatze, nehmen sie das Unrecht mit Gelassenheit hin, aber unter sich selbst ist bei den Tauben kein einträchtiges Beieinanderwohnen. Auf dem Dache sitzen sie wohl friedlich zusammen, und wenn Du sie fütterst, zanken sie sich auch nicht und haben keinen Brodneid, aber schau nur in ihre Schläge und Löcher, wo sie brüten, da gönnt eine der andern den Platz nicht und beißt sie weg, daß Du oft Deinen schweren Aerger daran hast. — Lieber Himmel, und doch sind auch hierin die Tauben das treueste Bild von

der Christenheit. Wie geht's denn bei uns her? Ach leider ja, wir müssen uns schämen und unsere Angesichter verbergen und sagen, der Herr Christus hat's getroffen mit den Tauben. Wir Christen, und ich rede hier nur von denen, die ein Recht haben des Herrn Christus seine Haustauben zu heißen, wir Christen vertragen uns wohl auch im Ganzen und Allgemeinen, und gönnen uns unter einander das Futter, aber wenn wir nun weiter gehen, so sind da besondere Taubenpfeiler und Schläge und Höhlen, und Jeder hat wieder sein besonderes Nest, wo er sich festgesetzt hat, und von da aus hackt immer Einer auf den Andern los. Ach! das Beisammenwohnen in einem Geiste ist so schwer! Ich halte, es ist in der Christenheit Zank gewesen um die Lehre von der Apostel Zeiten an, und wird wohl Zank bleiben bis ans Ende der Tage, und ich habe nur den einen Trost, daß sich die Tauben doch nur mit Taubenschnäbeln beißen, und daß ein solcher keine Eierschale durchhackt, geschweige denn einen Hirnschädel. Bei den Bienen hingegen geht's mit dem Stachel gleich auf Leben und Tod. O du liebe Christenheit! wenn's denn einmal gestritten sein muß unter dir, so sorge nur wenigstens, daß es bei den Taubenschnäbeln bleibt, und fang's ja nicht mit Bienenstacheln an, nur nicht mit Bienenstacheln!

Doch, Vetter, wir wollen den Tauben noch mehr ablernen. Du bist ja auch ein Tauben-

züchter und merkst auf ihre Art. Sieh, jetzt ist's Sommer, da finden die Thierchen draußen ihr reichliches Futter, und sie schwärmen in's Feld, und bringen den Kropf voll herein und füttern ihre Jungen, und wissen's Dir keinen Dank, daß Du ihnen die Nester zugerichtet und den Schlag hast neu decken, und mit Nägelspitzen vor Marder und Wiesel verwahren lassen. Sie thun als kennten sie Dich nicht, sind scheu und schüchtern und fliegen fort, wenn Du ihnen nur irgend zu nahe kommst. Gerade so machen's wir Christen meist auch in der guten Zeit. Wir kennen unsern Herrn nicht! Aber Noth lehrt beten. — Wenn die Herbstbestellzeit vorüber ist, und die Körnlein draußen alle aufgezehrt sind, dann wird den Tauben ganz anders um's Herz, und wenn nun die ersten Schneeflocken fallen und bald das weite Leichentuch die ganze Erde überdeckt, dann ist's aus mit ihrem Muth, und sie sitzen ganz schwermüthig auf dem Scheundach und denken an die Fleischtöpfe Aegyptens. Was willst Du nun thun? Willst Du nun auch sprechen: „Ich kenne euch nicht!“ Nein, sondern Du nimmst die Metze zur Hand, und steigst auf Deinen Kornboden. Aber die Tauben haben noch kein Herz zu Dir. Du streust ihnen die Körner hin, aber sie kommen noch nicht herunter vom Dache, so lange Du dabei stehst. Sie fürchten sich noch vor Dir. Darum wirfst Du die Gerste wie von ohngefähr auf einen freien Fleck in den Hof, und kehrst Dich

und gehst wieder hinein, daß die Tauben hinterher denken sollen, sie fänden die Körnlein per Zufall. Indessen in kurzer Zeit kommen sie hinter den Casus mit dem Zufall, und wenn Du mit der Metze auf den Hof trittst, fliegen sie schon hin und her vor Ungeduld, und bald genug kommen sie in Deinem Beisein herunter allesammt, und hocken dicht aufeinander und schlagen mit den Flügeln vor Begier. Aber immer noch mußt Du ihnen das Korn fein säuberlich und behutsam hinstreuen, und wenn Du einmal einen Quergriff thust — — hurrr! fliegt der ganze Schwarm in die Luft und wieder hinauf nach dem Dach, bis sich die Blödigkeit allgemach ganz verliert, und Du es zuletzt so weit bringst, daß Du die Tauben im Stall fütterst, und daß sie Dir die Körner aus der Hand picken. — Siehe, so macht es der Herr mit uns auch! Wo ein Herz girret in Angst und Noth, da blickt's wohl auch erst scheu um sich und wähnt überall nur Feinde und Verderben zu sehen. Aber der Herr stellt sich hinter die Thür, und wirft uns Brosamlein in den Weg, daß wir sie finden und meinen, es ist ein Zufall gewesen, und so kirrt er uns allgemach und läßt uns die Hand sehen, die unter die Gnadenkörner greift, bis wir ihn erkennen und zu ihm fliehen, wie die Tauben zu ihren Fenstern, und aus seiner Hand nehmen Gnade um Gnade.

Und nun, Vetter, noch eine Schlußapplikation. Also sollen wir es mit unsern Brüdern

und Schwestern auch machen, so sollen es namentlich die Prediger mit ihrem Taubenschwarm, der Gemeine machen. Zwar, ich weiß recht gut, einem ehrlichen Menschen überläuft manchmal die Galle, und wenn ich so heutigen Tages das Mengfutter mit der Religion ansehe, so ist's mir manchmal, als müßte ich mit der Radehacke dreinschlagen — aber: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie sollen das Erdreich besitzen. Ephraim ist einmal, wie der Prophet Hosea am 7ten sagt, wie eine verlockte Taube, die nichts merken will, darum müssen wir mit ihnen umgehen, wie mit den Tauben vor Winters.

Das wäre nun so ein Stück Auslegung von dem Taubentexte in der Schrift, und ich sage noch einmal, um solcher Predigt willen sollen auf meinem Hofe Tauben bleiben, so lange ich lebe. Ich hätte Dir gern noch mehr geschrieben, namentlich auch vom andern Vieh, damit das ebenfalls zu seinen Ehren käme, aber für heute mag's genug sein. Vielleicht ein andermal mehr. Grüß' Deine Frau und behalte lieb

Deinen ꝛc.

Besänftigung.

Sei still, du ungestümes Herz
Und poche nicht so laut!
Nicht um dich her, nein himmelwärts
Mit festem Blick geschaut!
Ist's um dich her gleich trübe,
Die Wolken müssen fliehn:
Gott ist die ew'ge Liebe,
Vertraue nur auf ihn!

Drum tritt heraus, du armes Herz,
Aus deiner Furcht und Angst.
Ist doch der Himmel nicht von Erz!
Was ist's, daß du erbangst?
O, tritt in Gottes Willen,
Hinein in seinen Rath,
Das wird schon wieder stillen
Was dich bekümmert hat.

Und wende, mein verzagtes Herz,
Nicht vorwärts nur den Blick,
Schau doch einmal auch hinterwärts
Auf deinen Weg zurück;

Durch wie viel Noth und Plagen
Dein treuer Heiland dich
Mit starkem Arm getragen,
So oft schon väterlich.

Nun dieses Herrn allmächt'ge Hand,
Sie wird auch jetzt nicht ruhn,
Und wenn sich Alles abgewandt,
So wird sie's doch nicht thun.
Kannst du auch noch nicht sehen,
Was sie jetzt an dir schafft,
Bald wird die Nacht vergehen
Vor ihrer großen Kraft.

Zu dem Büchlein:
Die Revolution im Waadtlande
im Conflikte mit der Landeskirche.

Ein Warnungswort, in dieser Zeiten Ernst,
Daß du nicht fürder' suchst an Disteln Trauben,
Mein deutsches Volk! und deiner Väter Glauben
Und deine Fürsten wieder lieben lernst —

Ein Fingerzeig, wohin das Streben führt,
Das, wider Recht und Sitte auf sich lehnend,
Zu neuer Ordnung sich berufen wähnend,
Auf deinem Heerde jetzt die Kohlen schürt —

Ein Spiegel, ernst dir vor das Angesicht,
Da du noch schwankst, von Gottes Hand gehalten,
Um deiner Kinder Urtheil zu gestalten,
Wo sie die Freiheit finden, und wo nicht —

Ein Hülferuf, weithin durch all dein Land,
Wo friedlich noch der Hirt die Heerde weidet
Der Zeugenschaar, die für die Wahrheit leidet,
Mit Freudigkeit zu füllen deine Hand:

Das ist es, was aus diesen Blättern spricht!
Wohlan mein Volk! dein Ohr der Mahnung neige,
Schau in den Spiegel, folg' dem Fingerzeige,
Und laß den Hülferuf verhallen nicht!

Der 11. April 1847.

Alles Land erfüllt die Kunde
Von der Red' im Königsschloß,
Die aus königlichem Munde
Glorreich durch die Hallen floß.

Wie der Bäume schlanke Spitzen,
Rauscht der Sturm im Thal entlang,
Beugten, vor den Scharlachsitzen,
Alle sich der Worte Klang.

Wie des Kornfelds grüne Wogen,
Drauf des Windes Flügel schlägt,
Hat, als sie das Reich durchflogen,
Alles Volk ihr Schall erregt.

Wenn im Feld die Halme blühen,
Läßt befruchtend durch die Saat
Gott die schnellen Boten ziehen,
Seine Winde früh und spat.

Wenn sich dann die Wogen legen,
Ist das Feld zur Ärnte weiß,
Und der Ähren goldner Segen
Rings gereift zu Gottes Preis.

Preußenvolk! o du vor allen
Hochbegnadet, wie keins mehr,
Wenn denn deine Herzen wallen,
Wie ein weites Halmenmeer:

Laß befruchtend dich durchdringen
Deines Königs Stimme auch!
Laß die Rede nicht verklingen,
Nicht verwehn den Lebenshauch!

Gräbt sein Wort mit Flammenzügen
Die Geschichte tief in Erz —
Deinem König wird es g'nügen
Schreibst du tief es dir ins Herz.

Wenn sich dann die Wellen legen,
Reift aus der bewegten Saat
Still der gold'ne Erntesegen:
Deine Antwort durch die That!

An die Blumen.

Blümlein ihr, im Festagskleide,
Seid ein Bild der stillen Freude,
Lächelt mich so freundlich an.
Ach! von allen Erdengaben
Ist die schönste die wir haben,
Daß der Mensch sich freuen kann.

Darum, Blümlein, müßt ihr allen,
Allen Menschen so gefallen,
Jeder freut sich ja so gern!
Doch euch ward noch größ're Ehre,
Denn ihr wurdet uns zur Lehre
Aufgestellt von unsrem Herrn.

Armer Mensch! mit deinen Mühen,
Spricht er, sieh' die Blümlein blühen,
Ziert sie nicht ein schönes Kleid?
Sieh', sie spinnen nicht und stricken,
Doch kein König kann sich schmücken
Mit so großer Herrlichkeit.

Darum, Mensch, sollst du für morgen
Nimmermehr so ängstlich sorgen,

Drückt dich heut' auch bittre Noth.
Der die Blümlein weiß zu kleiden,
Läßt uns auch nicht Mangel leiden,
Giebt uns Allen unser Brot.

Blümlein, dieser Lehren wegen
Mag ich euch so gerne pflegen,
Hängt an euch mein ganzes Herz.
O! so blüht denn, schön gekleidet,
Und wo Einer Mangel leidet,
Gebt ihm Trost in seinem Schmerz.

Für A. W., als sie der Schwester den Brautkranz brachte.

Zu deines schönen Festes froher Feier —
Mir zwar scheint manchmal es kein frohes Fest,
Weil nun dein Fuß dies stille Haus verläßt —
Nah' ich mich dir und deinem lieben Freier.
Noch einmal werf' ich mich mit stillem Weinen
In deine Arme, daß du scheiden mußt,
Dann trockne meine Thränen Hochzeitslust,
Und froh will ich beim frohen Fest erscheinen.

Giebt doch der Herr in seiner Huld und Gnade
Den eignen Heerd, nun aus dem Vaterhaus,
Als deines Manns Gehülfin du ziehst aus,
Er giebt ihn dir am heimischen Gestade.
Das war's, was unser Sinn so oft begehrte;
Ich darf nicht reden von Verluste heut,
Denn nur Gewinn hast du mir zugefreit:
Ein Bruderherz, das ich so lang' entbehrte.

So tret' ich denn mit ungetrübter Freude
An dich heran, du vielgeliebtes Paar,
Und flechte tief bewegt der Braut ins Haar,
Der frommen Jungfrau köstlichstes Geschmeide.

Und noch ein Wort drängt mich's zu dir zu reden,
O, Schwester! sieh, dich schmückt der Myrthen-
zweig —
Ach! Myrth' und Myrrhe sind im Klang fast
gleich,
Wie Freud und Leid, und beid' erwarten Jeden.

Wenn Myrrhen denn das Kreuz des Christen
deuten,
Und ist der Myrthenzweig das zarte Bild
Der Freude, die aus tieffstem Herzen quillt,
So möge, Theure, dich der Wunsch geleiten:
Der neue Stand, der Stand der neuen Ehren,
Zu dem die Myrthe bräutlich dich geschmückt,
Er möge dir, wie er dich heut beglückt,
Die Myrrhen stets in zarte Myrthen kehren.

Die Geschichte vom lahmen Fried.

Wenn die großen Eisenbahnlinien, die Deutschland durchschneiden, erst einmal ganz fertig gebaut sein werden, und es fährt Einer mit Windesschnelle etwa von Königsberg in Preußen nach Köln oder Koblenz am Rhein, so denkt er vielleicht nicht daran, wie viel tausend Menschenhände vorher Jahre lang von früh bis in die Nacht sich haben regen müssen, und wie viel Tropfen Menschenschweiß auf den Boden gefallen sind, ehe er sich so glatt ausgestreckt hat, daß sich die schweren Eisenschienen gleich doppelten Schnürlein drüberhin legen konnten. Wenn aber zwei Müller herkämen, und einer davon hätte die Macht, alle Schweißtropfen groß und klein, die die Menschen hier vergossen haben, aufzufangen und zu sammeln, daß nicht eine Nußschale voll davon verloren ginge — der andere aber könnte allen Branntwein, der bei diesem Bau getrunken ist, zusammenschütten, so weiß ich doch, wessen Mühle am lustigsten gehen sollte; und wenn der Schweißmüller schon längst mit trübseligem Blicke das versiegte Wasserbette anschaute, und mit schwerem Herzen sehen müßte, wie die Rothschwänzchen

ihre Nester bauen im trocknen Wasserrad — so pfiffe der mit dem Branntweinsmahlgange noch lange Zeit ein munteres Müllerstückchen.

Wer jetzt durch Thüringen reist, kann das geschäftige Treiben, das Karren und Graben, das Pochen und Hämmern bei solchem Bau noch gewahr werden, und kann's mit Augen sehen, wie hier ein langrückiger Berg allmälig aus dem Thale in die Höhe wächst, und dort ein anderer geniedrigt wird, oder eine weite Spalte macht, als hätte vor vielen hundert Jahren einmal eine große Wasserfluth sich da den Durchpaß gesucht. Und wenn sich Einer im Geist mit auf den Bergkamm stellen wollte, hart an der Strecke, wo die Eisenbahn das freundliche Saalthal verläßt und auf einem Umwege über den Höhenrücken zu kommen trachtet, und er hübe seinen Blick auf und schaute in die Ferne, vor sich und hinter sich, rechts und links, und sähe überall lachende Felder und grüne Wiesen und dunkle Waldungen, und hier und dort manchen freundlichen Kirchthurm, und jenseits die alte Stadt, wie sie sich mit ihren vielen Spitzen und Zinnen am Fuße des Berges drüben ausbreitet, und dazwischen den breiten Spiegel der Saale, die sich lang hinzieht durch das anmuthige Thal, wie ein gewaltiges Silberband, und hart unter sich den langen Streifen Eisenbahn — auf der einen Strecke werden schon die Schienen gelegt, auf einer andern Stelle hämmern die Maurer noch emsig an der Ueberbrückung

des Fluthbettes und weiterhin wird gar noch ein großes Stück Berg abgetragen — doch plötzlich läutet ein helles Glöcklein und meldet, daß es Zeit ist zum Frühstück, und der Maurer legt Hammer und Kelle hin, der Zimmermann Richtscheit und Handart, der Handarbeiter wirft Schippe und Hacke hinter sich oder spannt sich aus dem Karren, und Jeder läuft nach seiner schwarzledernen Tasche und schnallt sie auf, oder wer keine hat, der wickelt sein Brodtuch auseinander, und sie lagern sich haufenweis, jedes Gewerk zusammen und jede Section Handarbeiter — — wenn Einer so dastände, meine ich, und sähe das Alles aus der Ferne mit an, und hätte nichts zu thun und keinen Hunger und etwas Geld in der Tasche, und er wäre etwa ein fahrender Sänger, so könnte er hintreten und einen Vers machen, wie das Alles so herrlich wäre und wie die Arbeit das Mahl würze und der Fleiß nie Mangel leiden lasse, und es möchte das ein Liedlein werden, daß einem das Wasser im Munde zusammenliefe. Wenn er aber herunterstiege und besähe sich die Herrlichkeit von Nahem, und sähe die vielen wilden Gesichter unter dem Volk und die zerlumpten Beinkleider und Wämser, trotz des reichlichen Verdienstes, und röche den vielen Schnaps und hörte die unfläthigen Redensarten und das viehische Gelächter und das viele Fluchen und Schelten und das wüste Toben und Treiben — so sollte ihm die Lust zur Poeterei doch bald wieder vergehen.

Doch ich wollte ja die Geschichte vom lahmen Fried erzählen.

Auf einer Strecke der Thüringer Eisenbahn lag eine Section Arbeiter im Schatten etlicher alter Bäume, hart an dem Wege, der vom Dörflein E. hinüberführt nach dem Städtchen F., und aßen und tranken, was Jeder eben hatte. Sie hatten sich um einen großen, baumstarken Mann gesammelt, dessen eines Auge, vermuthlich in Folge einer Schlägerei, ausgelaufen war, und der wegen seines Aussehens gewöhnlich von den Andern der Goliath genannt wurde, auch sonst in besonderem Ansehen zu stehen schien.

»Ich werde es bald den Schlesingern nachmachen«, sagte jetzt der Goliath, indem er einen Schluck aus seiner Branntweinsflasche nahm, „der Condukteur kann sich vor mir in Acht nehmen! Ich will ihm schon den Staar stechen, und wenn er nicht gutwillig Ja sagt, so nehmen wir uns unser Recht mit Gewalt. Ihr bleibt Alle mit fest darauf stehen, ohne zwei Neugroschen Zulage auf die Ruthe Abraum wird kein Schlag wieder gethan."

Die Augen seiner Kameraden richteten sich aber alle nach der Landstraße hin, auf der ein seltsamer Zug sich langsam näher bewegte. Man wußte nicht, ob der Mann, der von dort herkam, ging oder fuhr. Er hatte zwei Krücken unter den Armen, und die Füße lagen kraftlos und zusammengebogen auf einem kurzen, niedrigen Rollwäglein. Mit dem

Hintertheil saß er fest auf und ruderte sich so mit Hülfe der beiden Krücken eifrig fort. An seiner Seite ging ein elendes Büblein, kaum 8 oder 9 Jahre alt, völlig verwachsen, mit einem großen Höcker hinter sich.

„Jürgen!" schrie ein schwarzbraunes Landstreichergesicht mit dickem, struppigem Haar in der vordersten Reihe der Arbeiter, und die ungefüge Hand reichte dem Nachbar die große Schnapsflasche: „Blas mal ins Horn, da kommt die Schnellpost!"

„Wahrhaftig", rief Jürgen zurück; „mit sammt dem Felleisenreiter hinterher. Und er muß viel Briefschaften haben, denn er hat ein tüchtiges Tornister hinten auf." Das rohe Gelächter von ein paar Dutzend Kumpanen begleitete den Witz.

„Laßt den Mann ungeschoren!" rief jetzt in einer Anwandlung von Mitleid der Goliath. „Ihr verschont das Kind im Mutterleibe nicht! Seht ihr nicht, daß der arme Teufel so schon geschlagen genug ist?" Und als wäre durch diese Rede die Gutmüthigkeit bei ihm erst recht zum Durchbruch gekommen, reichte er dem unterdeß herangekrückten und freundlich grüßenden Krüppel die fast geleerte Branntweinsflasche mit den Worten hin: „Da, Krummbein, schmiere mal die Räder, daß du besser fortkommst. Sauf den Rest vollends aus!"

„Ich dank euch!" sagte der Lahme ohne sonderlich erfreut zu scheinen, zog darauf langsam den Pfropfen ab und ließ den ihm dargebotenen Brannt-

wein bedächtig in den Sand laufen, worauf er die leere Flasche gelassen zurück gab.

„Kerl, sitzt dir denn der Teufel mit sammt seiner Großmutter im Leibe!“ fuhr jetzt der Schnapsgeber auf, der ihm mit offenem Munde zugeschaut hatte. Darauf stieß er noch ein paar kräftige Flüche heraus und rief dann seinen Kameraden zu: „Soll ich ihm die Flasche an dem verrückten Hirnschädel zerschmeißen?“

Da streifte der Lahme sein weites Beinkleid aus grauem Drell in die Höhe, und zeigte seine verkrüppelten, ganz nach einwärts stehenden Kniee. Längs der Schienbeine herunter aber waren tiefe Narben und zogen sich quer über die Waden hinüber, die jämmerlich verdreht und verschoben waren. Das Fleisch war überall roth und blau unterlaufen, daß es gar nicht schien, als wären es menschliche Füße, die man sah.

„Da kann einem ganz schlimm werden“, meinte ein ihm zunächst Sitzender, und nahm gelassen einen Schluck aus seiner Flasche.

Der Lahme aber knüpfte sein Wams auf, schob das Hemd zurück und zeigte auf der linken Seite der Brust abermals eine Narbe. „Seht“, sagte er, „der Stich ging hart an's Leben, und das Alles hat mir der Branntwein zu Leide gethan, darum hab ich's ihm geschworen, und wo ich welchen haben kann, da muß ich ihn ausgießen, damit ich Rache an ihm übe.

„Der Kerl ist toll!“ meinte jetzt der Goliath besänftigt. „Schade um den guten Schluck, den ich an den Narren weggeworfen. So geht's einem, wenn man zu gutmüthig ist.“

„Ich bin nicht toll“, antwortete der Lahme, „sondern habe meinen vollen Verstand. Für eure gute Wohlmeinung danke ich euch, und wenn ihr wollt, will ich euch dafür eine schöne Geschichte erzählen.“

„Na krame mal aus!“ sagte der Einäugige, der heute bei guter Laune war, indem er sich seinen Stummel stopfte und Feuer anschlug.

Der Lahme holte aus seiner Brusttasche ein kleines, etwa handdickes Buch, schlug es auf, blätterte darin und las dann: „Er redete aber zu ihnen durch ein Gleichniß und sprach: Wer Ohren hat zu hören, der höre!“ dann schlug er das Buch zu, steckte es wieder ein und begann:

„Es war einmal ein mächtiger König über ein großes Reich, der hatte in seinem Lande allerlei Unterthanen, Fürsten und Herren, Grafen, Minister, Generale, Geheimräthe, Richter, Schreiber, Kaufleute, Handwerker, Bürger und Bauern, am allermeisten aber arme Leute, Tagelöhner und Handarbeiter, deren ganzes Vermögen keinen weitern Weg zu machen hatte, als von der Hand in den Mund, Leute, von denen man zu sagen pflegt, wenn Einer auf einen Baum steigt, so hat er auf der Erde nichts mehr zu suchen. Der König aber sprach

bei sich selbst: In meinem Reiche ist Alles recht und gut, und Jeder ist wohl bedacht, denn ob die Reichen und Vornehmen wohl eine bessere Schüssel und ein größeres Haus und kostbarere Kleider haben, so haben sie doch dafür mehr Aerger und Verdruß und eine schwerere Verantwortung und mehr schlaflose Nächte und haben einen schwachen Magen, der nicht viel vertragen kann und sind mit mancherlei Krankheiten behaftet, mit Podagra und Zipperlein, von denen der Arme nichts weiß. Der Arme aber hat ein fröhliches Herz und einen gesunden Muth, und kann Kälte und Hitze vertragen und was er ißt, das schmeckt ihm wohl, und seine Kinder sehen frisch aus und haben bei ihrem Schwarzbrod und Käse doch rothere Backen, als die Kinder der vornehmen Leute. Und wie der König sprach, so war es auch; sein ganzes Volk lebte glücklich und zufrieden, denn Jeder hatte seine Freude und Jeder seine Lust, und wenn ein armer Mann sah einen Geheimenrath, oder so etwas, ins Feld spazieren kommen, so wischte er sich den Schweiß von der Stirn und dachte, der hat wohl heut einen bessern Bissen gegessen, als du, aber nun läuft er auch im Felde herum, damit er nur sein gebratnes Hähnlein mit Noth verdauen mag; und wenn ein vornehmer Herr einen armen Holzhacker sein Vesperbrod essen sah, fiel ihm gleich bei, der hat wohl saure Arbeit und muß sich viel plagen, aber was gäbest du doch darum, wenn du auch einmal mit

solchem Appetit ein Stück Schwarzbrod hineressen könntest. — Danach zog der König ferne hin über Land. Nun wohnete an den Grenzen desselben Königreichs ein böser Zauberer und Schwarzkünstler, der war dem König gram und gedachte, wie er ihm wollte Schaden thun. Er hatte es aber vornehmlich auf die armen Leute abgesehen, weil das des Königs meiste Unterthanen waren und weil sie so glücklich und zufrieden lebten und weil er nicht leiden konnte, daß ein Mensch glücklich sein sollte. Als nun der König fort war, berief der Zauberer einen bösen Geist und hieß ihn ausgehen durch alle Lande des Königs und in alle Hütten der Unterthanen. Und wo er hinkäme, da sollte er den Menschen Ruhe, Zufriedenheit, Eintracht, Gesundheit, fröhlichen Muth und sanften Schlaf rauben. Der Böse aber fing es pfiffig an, und wenn er den Leuten mit der einen Hand die rothen Backen der Gesundheit abwischte, schmierte er ihnen dafür mit der andern ein schmutziges, ungesundes Braunroth auf, und statt des festen Schlafes von Abends 9 bis Morgens um 3 oder 4, gab er ihnen oft schon am Tage einen halbwachen Taumel voll lüsterner, unordentlicher Bilder. Er handelte ihnen auch Butter, Speck, Wurst und alles Zugebröde ab, gegen Wickenbrod und Kartoffeln nebst einem angenehmen Kitzeln und Brennen im Halse, das aber keine Kraft gab. Für den gesunden Leib gab er ihnen einen engen, schwieligen Magen, der nicht

mehr recht verdauen konnte, daß es der Arme in diesem Stück auch nicht mehr besser hatte, als die vornehmen Herrschaften, trotzdem er nimmermehr gebratne Kapaunen und Aalpastete essen konnte, und nach dem Essen kein Mittagsschläfchen machen durfte. Und wo sich Mann und Frau vertrugen und in Fried und Einigkeit lebten, da fuhr er dazwischen und sandte Zwietracht und Zank, und warf mit Fluchwörtern und groben Redensarten um sich und ruhete nicht und brachte es hier und da zu Mord und Todtschlag. Dabei that er immer schön mit den Leuten und hatte immer eine Ausrede, damit Niemand merken sollte, daß er es wäre, der solches thäte. So war er bald in alle Häuser und Hütten eingezogen, und Jeder hatte ihn lieb, denn er trieb allerlei Kurzweil und bei näherer Bekanntschaft auch wüste, schandbare Dinge, an die sich die Leute gewöhnten und ihren Gefallen daran hatten. So stand der Gräuel der Verwüstung bald an allen Orten. Als nun der König wiederkam, hob er seine Augen auf und sahe sein Land an und weinete sehr. Da traten zu ihm seine Generale und sein Feldmarschall und sprachen zu ihm: Mache dich auf und laß uns hin, daß wir den Feind aus dem Lande schlagen. Der König aber sprach: Mein Volk kennet mich nicht mehr, denn der Feind hat seine Augen verblendet und sein Herz verkehrt, und so ihr hingeht, wird es sich zu dem Feinde thun und wider mich ausziehn. Da sprachen die Kriegsleute: Laß uns

hin, denn ob ihrer so Viele wären, als der Sand am Meere, wollen wir sie doch zu Boden schlagen. Der König aber sprach weiter: „Darum klage ich nicht, daß ich ihrer nicht Herr werden sollte, denn die Macht ist mein; aber darum jammere ich, daß ich wider mein eigenes Volk ausziehen muß und muß es schlagen mit der Schärfe des Schwerts, daß ihrer Keiner entrinne.“

„Wer Ohren hat zu hören, der höre! Der König ist Gott, sein Reich ist die Welt, das Volk seid ihr, der Zauberer ist der Teufel, sein Helfershelfer ist der Branntewein. Wo die Branntweinsflasche regiert, da wird dem Teufel gedient statt Gott, geflucht statt gebetet, gelästert statt gesegnet. Der Herr aber wird über euch kommen zum Gericht, und ihr tragt Alle euer Urtheil schon an die Stirn geschrieben mit den Worten: Die Säufer und Trunkenbolde werden das Reich Gottes nicht ererben!“

„Schlagt den lahmen Plärrhans auf das Maul!“ riefen jetzt etliche lose Buben dazwischen, „will er herkommen und uns eine Predigt halten?“

„Wenn's nur noch an seinem Leibe was zu zerschlagen gäbe“, lärmte ein Anderer, „aber da ist kein heiler Fleck mehr dran, der sich noch der Mühe verlohnte.“

„Der ist gewiß von einem Enthaltsamkeitsvereine abgeschickt“, meinte wieder Einer, „und wer weiß, ob nicht alles blos Schein bei ihm ist.

Wollen sie uns erst unser letztes Vergnügen noch nehmen, so" — — und ein derber Fluch schloß den Satz.

„Haltet den Kerl fest," schrie eine vierte Stimme, „und gießt ihm den Hals voll Branntwein, bis er dudeldick ist, und dann schickt ihn heim zu seiner saubern Sippschaft."

„Halt!" rief der Lahme fast gebieterisch, als einige halbangetrunkene, wüste Gesellen Miene machten, diese Drohung zu erfüllen, „halt, sage ich, ich habe ein Recht so zu euch zu sprechen, ich habe mehr für den Branntwein gethan, als ihr Alle" — und damit nahm er sein Kind an die Hand und setzte mit fast brechender Stimme hinzu: „ich habe um des Schnapses willen mein eignes Kind zum Krüppel geschlagen!"

Das arme Büblein aber klammerte sich an den Leib des Vaters und weinte laut und rief: „Komm fort, Vater, komm, sie thun dir ein Uebels."

Der Alte legte dem Kinde die Hand auf den welken Kopf und sprach: „Sei stille, mein Sohn. Er hat seinen Engeln über dir Befehl gethan, daß sie dich auf den Händen tragen, und so lange du bei mir bist, fürchte ich auch für mich nichts." Damit stemmte er die eine Krücke fest unter den linken Arm, und hob das Büblein mit dem rechten in die Höhe, legte es an seine Brust und sagte mit starker Stimme: „Wer will mich anrühren! — Da wich das Gesindel zurück,

und murrete nur noch leise, wie fernes Gewitter-grollen. Er aber setzte das Söhnlein wieder nieder, strich sich mit der Hand über die Augen, seufzete und sprach: „Ich will euch meine Geschichte erzählen.“ Etliche Galgengesichter kehrten sich zwar um, legten sich in den Graben und thaten, als ob sie schlafen wollten, die Meisten aber blieben stille sitzen, und auch der Goliath behielt sein eines Auge offen, blies den Tabacksrauch in schweren Wolken von sich, und hörte nachdenklich mit zu.

Der Lahme griff wiederum in die Tasche, holte das Buch heraus, schlug es auf, blätterte ein Weniges darin und las: „Der Herr wird dich schlagen mit einer bösen Drüse an den Knieen und Waden, daß du nicht kannst geheilet werden, von den Fußsohlen an bis auf die Scheitel. Und wirst ein Scheusal und ein Sprüchwort und Spott sein unter allen Völkern, da dich der Herr hingetrieben hat.“

„Seht“, fuhr er dann fort, „das Alles ist erfüllet an mir. Ich war auch einer eures Gleichen, und hatte einen gesunden Leib, wie ihr. Ich habe, wie ihr, an der Eisenbahn gearbeitet und war dort ein Knecht des Branntweins geworden. Ich hatte einen festen Bund mit dem Teufelstrank gemacht, und habe lange bei ihm ausgehalten und nicht von ihm lassen wollen. Bei einer Schlägerei im trunkenen Muth empfing ich den Stich hier un-

ter die Herzgrube und habe mich 4 Wochen im Bette gekrümmt wie ein Wurm, aber ich warf meinen Haß nicht auf den Branntwein, sondern nur auf den Valentin Hensel, dem aber doch erst der Schnaps den Arm zu dem Stiche geführt. Ich bin des Branntweins wegen ins Zuchthaus gewandert, aber ich blieb doch sein bester Freund. Er war mir lieber, als Weib und Kind. Die Thränen meiner Frau rührten mich nicht, das Elend meiner Kleinen jammerte mich nicht mehr. Ich konnte mein Weib nicht länger um mich leiden und mochte meine Kinder nicht mehr sehen — alle meine Lust und Liebe war der Branntwein. Ich habe für den Branntwein Alles hingegeben, was ich hatte, Hab' und Gut, Gesundheit, Ehre und guten Namen, und nun sehet her, wie er es mir gelohnt hat. Eines Tages zankte ich mich mit meinem Weibe und schlug mich mit ihr, denn ich wollte Geld von ihr haben zum Schnapse, und als ich ihr die letzte Wäsche mit Gewalt weggenommen und an den Juden verkauft hatte, da fluchte sie mir und stürzte in Verzweiflung aus dem Hause; ich aber ging nach der Schenke. Wenige Stunden darauf brachten sie die Leute todt in das Haus zurückgetragen — sie hatte sich ersäuft. Ich wurde geholt — man hatte sie in die Stube auf das Bett gelegt, und als die Gerichtspersonen fort waren, mußte ich allein bei ihr bleiben, denn ich wagte mich an diesem Abend nicht wieder in die Schenke.

Ihr Angesicht war schrecklich verzerrt und sah blau aus, als wäre sie mit einem Fluche auf den Lippen gestorben, und ihre Hände waren zusammengeballt, als wollte sie noch im Tode mit der Faust mir drohen. Mit dumpfem Brüten starrte ich auf sie hin, die Haut schauderte mir und mein Haar sträubte sich, aber ich ließ doch nicht vom Branntwein. Er sollte mir die finstern Gedanken vertreiben, und ich schickte mein jüngstes Kind nach der Schenke, um mir für die Nacht eine Flasche Schnaps zu holen. So saß ich nun in der Dämmerung allein in der Stube und konnte meinen Blick nicht von der Leiche verwenden, es überlief mich eiskalt, mir war's als hüben sich ihre geballten Fäuste in die Höhe, und die Angst packte und würgte mich und schnürte mir ganz die Kehle zu. Ich dachte aber an nichts, als an den Branntwein, nach dem ich geschickt hatte, und setzte meine ganze Hoffnung auf ihn, daß er mir diese Angst vertreiben sollte. Das Kind aber wollte und wollte nicht wieder kommen, und je länger ich harrete, um so höher stieg meine Angst und mein Verlangen. Zuletzt ergriff mich eine förmliche Wuth nach Branntwein, mir zitterten meine Glieder vor Begier, ich trat ans Fenster, und als ich endlich den Jungen sah um die Ecke kommen, sprang ich auf ihn zu und brüllte ihm entgegen: Her mit der Flasche! Doch das Kind schluchzte, es habe sie zerbrochen und der Branntwein wäre ausgelaufen. Da packte mich der böse Feind mit seinen

Krallen, eine namenlose Wuth überfiel mich, und ich griff das Kind an die Schulter und schleuderte es mit Riesenkraft an die Wand, daß es ächzend zusammensank und wie todt liegen blieb. Als ich sah, was ich gethan, rannte ich wie unsinnig fort, wohin, das wußte ich nicht — aber die Strafe Gottes eilte hinter mir her. Die Nacht war finster, ich stürzte vom Rande des Grabens vor dem Dorfe hinunter auf einen großen Stein und zerschmetterte mir beide Kniee. Da habe ich denn gelegen die ganze Nacht unter den entsetzlichsten Schmerzen. Ich heulte vor Angst, doch Niemand hörte mich, und die Qual inwendig war noch größer, denn ich hörte immer das Hohnlachen der Hölle um mich her. Am andern Morgen fanden sie mich und schleppten mich wie einen Hund in das Hirtenhaus. Da warfen sie mich auf ein elendes Strohlager. Keine Seele hatte Mitleiden mit mir, kaum daß der Feldscheer nothdürftig meine Wunden verband. Sie wurden immer gefährlicher, denn Säuferblut heilt schwer. Erst als der Brand hinzukam, holte man endlich einen Doctor. Der rathschlagte lange, ob er mir die Füße abnehmen sollte, oder nicht. Er hat viel dran herumgeschnitten, aber es wuchs immer wieder wild Fleisch nach, und lange, lange wollten die Wunden gar nicht zuheilen. Was ich da in den langen Winternächten, nachdem ich nun mit Gewalt nüchtern geworden war und vor Schmerzen nicht schlafen konnte, für Höllenqualen

ausgestanden habe, kann ich nicht beschreiben. Aber ob mich auch alle Menschen flohen, wie die Pest, die Liebe Gottes hatte mich doch noch nicht aufgegeben, und der Diener seines Wortes nahm sich meiner an und besuchte mich in meinem Elend, und als ich vor ihm heulte und winselte, wie Einer, der in die ewige Verdammniß fährt, da richtete er meinen Blick zuerst wieder empor, daß ich mit Zittern glauben lernte, die Gnade Gottes sei auch für mich Fluchwürdigen noch groß genug — daß ich endlich mit zerknirschtem Herzen das Gebet zu sprechen wagte: „Gott sei mir Sünder gnädig!“ Er schenkte mir auch das Bibelbuch, welches ich seit dieser Zeit immer bei mir getragen habe. Von meinen Kindern sagte er mir, daß er sie bei meinen Verwandten in einem entfernten Dorfe untergebracht habe. Als ich ihn zuerst wieder nach meinem Jüngsten gefragt, hatte er blos gesagt, daß er noch lebe und bald ganz wieder geheilt sein würde. Endlich, nach fast einem Jahre, hatte mich der Doktor auf den Punkt gebracht, wie ihr mich jetzt sehet — da begehrete ich eines Tages von dem Prediger, er solle doch meine Kinder zu mir bringen, daß ich sie einmal wieder sähe nach so langer Zeit, und am folgenden Morgen führte er die drei ältesten zu mir und ich sah sie zum ersten Male wieder nach jener entsetzlichen Nacht, und mußte viel weinen. Darauf sprach ich zum Prediger: „Wo ist aber der Vierte, mein Jüngster?“ Da hob der Prediger auch an zu weinen,

machte die Thür auf und führte ihn herein und sagte: „Ihr werdet ihn nicht wieder erkennen. Sehet, also hat ihn der Branntweinsteufel durch die Hand seines eigenen Vaters zugerichtet.“ Da war's mir noch einmal als müßte ich versinken, als könne Gottes Gnade nicht mehr bis zu mir reichen, ich taumelte zurück, und das Kind floh von mir und klammerte sich fest an den Prediger an — plötzlich aber fuhr es wie ein Strahl durch meine Seele, und ich ergriff den Knaben und zog ihn zu mir in die Höhe und herzte ihn lange. Dann aber sprach ich zu dem Pastor: „Herr Paster, gebet mir den Segen des Herrn zu meinem Vorhaben. Meine andern Kinder hinterlasse ich euch, nehmet euch ihrer auch noch ferner an; aber mit diesem meinem Jüngsten, den ich zum Krüppel geschlagen, und mit meinem Bibelbuche will ich mich von Dorf zu Dorf schleppen, und um dieses Kindleins willen werden sie mich nicht Hungers sterben lassen. Gott hat mich gesetzt zu einem warnenden Beispiel für meine Brüder, ob ich ihre Seelen nicht herum hole vom Verderben.“ Da sprach der Diener Gottes: „Also sei es!“ und er hat mich gesegnet zu einem Prediger wider den Branntwein, und hat mir dieses Wäglein bauen lassen und mir diese Krücken gegeben, und ich ziehe nun umher von Land zu Land, vornehmlich aber an die Eisenbahnen und zeige mein sieches Kindlein und rufe laut: „Sehet, das hat der

Branntwein gethan, sagt euch los von dem schändlichen Gifte!"

Als hier der Lahme schwieg, war eine tiefe Stille ringsum, und die wüsten Gesichter schienen über das Gehörte nachzusinnen. Endlich hub Einer fast schüchtern an und sagte: „Du hast es aber auch danach gemacht. Bei deiner Geschichte überläuft's einem eiskalt. Wir trinken wohl auch unsern Schnaps, aber so weit darf man's freilich nicht kommen lassen."

Der Lahme seufzte tief, zog seine Bibel hervor, schlug einige Blätter drin herum und las dann: „Wie ist mir so herzlich wehe! Mein Herz pocht mir in meinem Leibe und habe keine Ruhe. Mein Volk ist toll und glaubet mir nicht. Thöricht sind sie und achten es nicht. Deine Augen, Herr, sehen nach dem Glauben. Du schlägest sie, aber sie fühlen es nicht; Du plagest sie, aber sie bessern sich nicht. Sie haben ein härter Angesicht, denn ein Fels und wollen sich nicht bekehren." „Ach", sagte er dann weiter, „wohl will ich gern ein Scheusal sein allen Leuten, und will unter euch umhergehen, daß ihr mit Fingern auf mich zeiget; aber so erkennet doch, daß euch der Herr in mir eure eigene Sünde vor die Augen stellet! Hat euch der Branntwein nicht schon seine Maalzeichen in das Gesicht gedrückt, und meinet ihr, ich *wisse nicht*, wie es daheim bei euch aussieht? Saget

an: Wie vertragt ihr euch mit euren Weibern, und was gebet ihr ihnen ab von eurem Wochenlohn? und könntet ihr eure Kinder alle hierher stellen, so wollte ich zählen, wie viel darunter siech und elend oder blödsinnig sind. Und warum sind eure Kleider so zerlumpt, und eure Gesichter so finnig, und euer Haar so struppig, und eure Augen so trübe? Und wo hast du dir die Schramme über das Gesicht weg geholt, und wie viele unter euch sind schon einmal auf dem Zuchthause gewesen, und wer hat euch das Fluchen und Lästern gelehrt? Was müsset ihr abgeben alle Woche von eurem sauer verdienten Lohn an diesen Seelenverderber? Wie viel Kraft zehrt sein Feuer aus euren Leibern, wie fähret er mit euren Seelen dahin ins ewige Verderben! Aber ihr wollet nichts merken und wollet nicht erkennen, was zu eurem Frieden dient!"

Da sagte ein Anderer: „Du hast gut sprechen! Du brauchst nicht zu arbeiten; wer aber nichts zu beißen hat und soll dabei noch saure Arbeit thun, der muß einen Schluck Branntwein zu seiner Stärkung haben.

„Das ist ein wunderlich Ding", antwortete der Lahme, „daß der Branntwein euch soll Stärkung geben, und ihr seid doch Alle so zerlumpt und habt ein so verstörtes, ungesundes Aussehen. Da schau' ich mich vergebens um nach vollen, kräftigen Gestalten und nach frischen, fröhlichen Gesichtern. Ihr liegt da, so laß und abgetrieben, nur aus den

Augen funkelt ein unheimlich Feuer. Merkt ihr denn nicht, daß Alles nur Schein ist, und daß ihr jämmerlich betrogen werdet? Ihr seid verrathen und verkauft an den schändlichen Schnaps. Er giebt euch keine Kraft, sondern er nimmt sie euch. Er mergelt die Knochen aus, daß ihr ohne ihn matt daliegt und nichts thun könnt, und nur wenn ihr ihm eure Seelen auf's Neue verschreibt, fährt er euch wieder eine Weile in die saftlosen Glieder. So hält er euch fest und läßt euch nicht los, wenn nicht ein Stärkerer über ihn kommt. Zweierlei soll jeder Mensch thun: Beten und arbeiten. Das letzte wird euch nicht erlassen. Arbeiten müßt ihr im Schweiße eures Angesichts, arbeiten, daß die Knochen sich biegen und die Sehnen steif werden, arbeiten von früh bis in die Nacht; aber statt: Bete und arbeite, heißt es bei euch: Arbeite und sauf' Branntwein, und: Sauf' Branntwein und arbeite. Arbeite, daß du Branntwein saufen kannst, und: Sauf' Branntwein, daß du arbeiten kannst. So betrügt euch der tückische Höllentrank, daß ihr nicht ohne ihn arbeiten könnt, und ihr müsset doch alles für ihn arbeiten, denn er stiehlt euch den Lohn wieder aus der Tasche; und während er euren Körper immer mehr aufreibt, daß ihr die Knochen nicht mehr rühren könnt ohne ihn, bildet ihr euch doch ein, er stärke euch; und wenn er euch so zu nichte gemacht haben wird, daß ihr gar nicht mehr arbeiten

könnt, so könnt ihr doch noch Branntwein saufen und müßt ihn saufen, bis ihr dahin fahrt ins ewige Verderben. Wie ganz anders steht es aber, wo es noch heißt: Bete und arbeite. Das Beten ist das Oel, das bei der Arbeit die Knochen geschmeidig macht und ein frisches, fröhliches Herz, gesunden Muth, Eintracht und Verträglichkeit im Hause, einen ehrlichen Namen und ein gutes Auskommen giebt. Doch der Branntwein hat euch um das Beten betrogen! Holla, wie steht's bei euch, wer von euch spricht noch den Morgensegen? Das Beten habt ihr verlernt mit dem Branntweintrinken, aber Ehebruch, Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Hader, Neid, Zorn, Zank, Zwietracht, Rotten, Haß, Mord, Saufen, Fressen — das hat er euch gebracht, und die solches thun, werden mit Schrecken dahinfahren, und der Herr wird sie strafen in seinem Zorn und in die äußerste Finsterniß werfen, da Heulen und Zähnklappen ist, da ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht. Wehe, wehe, wie hat euch der Branntwein an Leib und Seele verderbet!"

„Stopft doch dem Kerl das Maul und laßt ihn laufen", riefen jetzt Einige aus dem Graben in die Höhe, „man kann vor seinem Geplärre nicht schlafen." Der Goliath aber hob seinen Arm drohend gegen sie in die Höhe, daß sie sich scheu wieder niederlegten.

Als das der Lahme sah, schlug er seine Bibel wieder auf und las mit lauter Stimme: „Wache auf, wache auf, stehe auf, mein Volk, das du von der Hand des Herrn den Kelch seines Grimmes getrunken hast; die Hefen des Taumelkelches hast du ausgetrunken und die Tropfen geleckt. Mache dich auf aus dem Staube, stehe auf, mache dich los von den Banden deines Halses!"

„Ihr Eisenbahnarbeiter machet jetzt an vielen Orten einen Aufruhr und setzet euch wider eure Herren, von denen ihr sprechet, daß sie euch hart drücken und euch euren sauer verdienten Lohn entziehen. Wohlan, ich will auch Aufruhr predigen! Stehet auf und rottet euch zusammen wider euren ärgsten Feind, der euch am grimmigsten drückt, der euch am meisten schindet und plagt, der euch den Lohn wieder abnimmt, den ihr schon in der Tasche tragt, der euch die Butter vom Brote stiehlt und den Trunk kräftigen Biers, der euch dem Vieh gleich achtet, das zur Schlachtbank geführt wird, der eure Kleider zerfetzt, der euch verderbet an Leib und Seele. Rottet euch zusammen wider den Branntwein. Ich weiß, daß ein Einzelner nichts ausrichten kann. Es sind Viele unter euch, die werden lieber gegen ihre leiblichen Herren aufstehen, als gegen diesen euren grimmigsten Feind. Sie werden den Einzelnen verhöhnen und verspotten und nicht aufkommen lassen. Darum

steht zusammen und macht einen Aufruhr. Aber steht fest und laßt euch das Herz nicht entfallen, und wie der Mensch nichts allein thun kann, so vergesset das Beten nicht, daß es von euch wieder heiße: Beten und arbeiten. Wenn ihr des Morgens aufsteht, so bittet Gott, daß er euch beistehe wider des Teufels List, und wenn ihr euch des Abends niederlegt, so danket ihm, daß er euch bewahrt hat vor dem Argen. Sprechet in euren Herzen: Rein ab, und rühret keinen Tropfen wieder an, denn wo ihr dem Feinde einen Finger lasset, hat er euch bald wieder ganz. Wenn ihr also zusammenstehet nur ihrer 20 oder 10, so werdet ihr eine eherne Mauer sein, an der der Feind abprallt mit allen seinen listigen Anläufen. O lasset euch helfen, lasset euch warnen, sehet mich an und vergesset meine Geschichte nicht! Siehe, ich habe es euch Alles gesagt! Dieses unschuldige Kindlein wird dermaleinst auftreten und wider euch zeugen. — —"

Als der Lahme noch so redete, ertönte plötzlich die Glocke und zeigte an, daß die Mittagszeit vorüber sei. Die Arbeiter rings umher erhoben sich langsam, streckten sich und griffen nach ihren Schippen und Hacken. Die im Graben gelegen hatten, gingen zuerst fort, ohne sich weiter nach dem Lahmen umzusehen. Etliche aber blieben noch eine Weile um ihn stehen, bis endlich Einer aus ihnen

heraustrat, ihm die Hand reichte und sagte: „Leb' wohl, Alter, gebe Gott, daß solch ein Aufruhr würde!" Da traten noch Mehrere hinzu, reichten ihm die Hand und gingen dann schweigend an ihre Arbeit. Jetzt kam auch der Goliath und gab seine rechte Hand dem Krüppel, und wie sie ihm der warm und treu schüttelte, griff er plötzlich mit der linken in sein Wams, zog die leere Schnapsflasche heraus und warf sie mit solcher Gewalt gegen einen Stein, daß die Scherben rings umher sprangen. „Du hast heute mit deinem Aufruhr einen andern Aufruhr in mir stille gemacht", sagte er dann und ging nachdenklich seiner Wege. „Nun ist's gut", flüsterte ein bleiches Gesicht hinter dem Krüppel, „denn was der Goliath einmal beschlossen hat, davon läßt er sich auch nicht wieder abbringen." Der Lahme aber hat ihm noch lange nachgeschaut, dann hat er die Krücken fest unter die Arme gestemmt und hat sich langsam weiter gerollt. —

Das ist die Geschichte vom lahmen Fried, der mit seinem Wäglein durch die Welt will zu allen Eisenbahnarbeitern und will predigen gegen den Branntwein.

Der lahme Fried aber kommt nur langsam fort, und es wird lange dauern, ehe er herum kommt, und die Welt ist so groß, und es werden so viele Eisenbahnen gebaut, und wird so viel Schnaps getrunken, und es geht in so viel Sünden und Schanden dabei zu. Darum habe ich

seine Geschichte abdrucken lassen, ob sie so etwas schneller durch die Welt liefe, und wer sie lieset, der erzähle sie weiter, und so sie an einen Buchdrucker kommt, der drucke sie ab, er soll keine Strafe dafür bezahlen müssen. Und wo sie hin kommt, da müsse sie einen Aufruhr erregen unter den Eisenbahnarbeitern, daß die Zeitungen bald von nichts mehr schreiben, als von Aufruhr gegen den Branntwein an den Eisenbahnen. Dann könnte der lahme Fried ausspannen und mit seinem Söhnlein in Frieden einkehren in eins der vielen stattlichen Spitäler, die für die armen Leute von dem Gelde gebaut werden sollen, so durch den Branntwein erspart wird.

Ein Brief von Gottlieb

über Thurmknöpfe und Hungersnoth.

St., den 6. Februar 1847.

Lieber Vetter!

Nicht weit von meinem Wohnort liegt im Anhalt'schen ein Städtchen mit Namen Sandersleben, das hat einen hohen, spitzen Kirchthurm mit einem Knopfe drauf, der sieht aus, wie andere Thurmknöpfe auch. Hart neben der Kirche steht das Rathhaus. Ich weiß Dir nämlich in diesem Städtchen so gut Bescheid, als ob ich drin geboren und gezogen wär', und alle Leute kennen mich auch, als wäre ich ihr Nachbarskind.

Nun hatte ich neulich auf dem Rathhause zu thun, und da ich eine geraume Zeit warten mußte, ehe meine Sache vorgenommen wurde, gab mir der Stadtrichter ein Heft Acten in die Hand von Anno 1746 und sagte: »Da lest einmal unterdessen, es wird euch Spaß machen.« Ich habe mich aber so daran ergötzt, daß ich Etliches daraus mir in meine Schreibtafel aufgezeichnet habe und es Dir nun eben mittheilen will. Die Schrift hebt an:

»Im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes! Amen!

Zur Nachricht habe ich Elias Heinrich Rode, Oberbürgermeister, Stadt- und Landrichter, dem Richterbuche einverleiben wollen, wie daß mein Vater Hr. Bürgermeister Elias Rode sen. seeliger öfters erzählet, indem er 1652 allhier in Sandersleben sich häuslich niedergelassen, daß Anno 1661 den zweiten Advents-Sonntag, als die Leute in der Frühpredigt gewesen, unter der Predigt ein solch entsetzlicher Sturmwind gewesen, daß die Leute, so aus der Kirche gehen wollen, solches nicht aufgericht, sondern gebückt und krauchend verrichten müssen. Der Sturm hat auch so angehalten, daß der Musikant Andreas Söffner auf dem Thurm sich nicht getraute zu bleiben, weilen die Spitze immer in die Höhe gehoben worden. Es haben auch der Rathskellerwirth, nebst denen auf der Nähe wohnenden ihre Häuser verlassen und sich retiriret, damit sie nicht, wenn die Spitze heruntergeworfen werde, ihr Leben einbüßeten. Es hat aber dem großen Gott gefallen, solche zu erhalten, bis daß Anno 1742 im Februar abermal ein großer Sturm sich ereignet, welcher denn die sehr ruinirte Thurmspitze so beweget, daß zwei Sparren davon abgegangen, doch, dafür dem höchsten

Gott herzlich gedanket sei, keinen Schaden verursachet. Hierauf ist das übrige von dem Schieferdecker aus Aschersleben, Herrn Blumen, abgenommen und nur etwas zugedeckt worden, damit es nicht hinein regnen können.«

Nachdem nun weiter berichtet worden, wie Hochfürstl. Durchlaucht dem Oberbürgermeister gnädigst anbefohlen, Kirche und Bürgerschaft solle die Thurmspitze wieder erbauen, wie auch das ganze Rathskollegio dehme zur unterthänigsten Folge gleich Anstalt gemacht habe, das Geld dafür aber lange Zeit nicht aufzutreiben gewesen, bis endlich der Bau durch den Beistand Gottes dahin gediehen, daß der 16. November 1746 bestimmt worden, den Knopf auf den Kirchthurm zu setzen, heißt es weiter:

»Hierbei war nun große Lebensgefahr zu besorgen, und wurde am 13. November in der Kirche Beatae Mariae Virginis in Sandersleben dem großen Gott angerufen und gebeten, daß er Gnade geben wolle, damit ohne Schaden und Unglück solches geendigt werden möchte. Den Dienstag als den 15. November ersuchete der Bürgermeister Rode Herrn Pfarrer Wäsern zu belieben, nicht allein in der Knaben= als auch Mädchenschulen dieserwegen den großen Gott durch ein von denen Kindern abzulegendes Gebet des Herrn anzuflehen, wozu derselbe geneigt finden lassen, und haben sowohl Knaben als Mägdlein mit

gebogenen Knieen verrichten müssen, denn aus dem Munde der jungen Kinder hat ihm Gott eine Macht zubereitet. Es sein auch dadurch manche Eltern, als die Kinder zu Hause gekommen und referiret, in sich gegangen und bewogen worden, den barmherzigen Gott desto inbrünstiger anzuflehen. Es wurde auch der Bürgerschaft angedeutet, wie wenn den 16. des Morgens früh um 8 Uhr geläutet würde, auf dem Rathhause zu erscheinen, um durch einen Gesang Gott um gnädigen Beistand anzuflehen. Da nun ein starker Pult geläutet worden, kam die Bürgerschaft zusammen. In der Rathsstube waren Stühle gesetzt, darauf sich niederlassen konnten (folgen die Namen sämmtlicher Rathsmitglieder, der fürstlichen Beamten, der Geistlichkeit, mehrerer Fremden rc.)

Der Herr Syndicus de Marées hielt eine Rede und hernach verlas derselbe die Schrift, so in den Knopf gelegt werden sollte, in einer bleiernen Kapsel verwahrt. Hierauf fing der Herr Cantor Laue aus dem Ambrosio Lobwasser an zu singen den 121. Psalm David's: »»Meine Augen ich zum Berg aufricht', denn ich von oben 'rab, Hülfe zu erwarten hab' rc.«« Ferner aus dem Liede: »»Wer nur den lieben Gott läßt walten«« zwei Verse. Ebenfalls aus dem Liede: »»Aus meines Herzens Grunde«« die Verse: »»Gott will ich lassen

rathen, denn Er all' Ding vermag"" und darauf: ""So sprech' ich Amen und zweifle nicht daran.""

Nach Absingung dieser Lieder, welche viele Anwesende und Fremde mit Thränen verrichteten, wurde mit allen Glocken geläutet und der Knopf, welcher in der Rathsstube zum Anschauen mit vielen Bändern und Tüchern ebenfalls noch mit einem bunten Tuche behanget war, woran ein Paar neue Strümpfe und Schuhe waren, voran getragen.

Der Schieferdecker Herr Glume wurde unter Läutung der Glocken von dem Oberbürgermeister, Stadt= und Landrichter Elias Heinrich Roden und Herrn Bürgermeister Joh. Friedr. Eisenbergen in die Mitte genommen, welchen die übrigen Herren des Rathes folgten, an den Ort geführet, wo der Knopf verwahret und hinaufgezogen werden sollte, da denn derselbe nebst herzlichem Wunsch verlassen und der Gnade Gottes anbefohlen wurde. Von sechs jungen Gesellen wurde der Knopf hinaufgezogen. Gott gab Gnade, daß er wohl aufgesetzt wurde. Es bliesen anbei die Musikanten von dem obersten Theil des Rathhauses:

""Es wolle uns Gott gnädig sein und seinen Segen geben rc.""

Auf dem Knopfe hielt der Schieferdecker eine Rede und trunke darauf folgende sieben

Gesundheiten: (folgen die Gesundheiten.) Unter den sieben Gläsern, daraus die Gesundheiten getrunken worden und heruntergeworfen, blieben zwei ganze. Das eine hatte die Frau Hofräthin Roden, welche von Dessau in Sandersleben war, abfodern lassen, um solches an Se. Hochfürstl. Durchlaucht unterthänigst zu übergeben.

Sobald nun der Schieferdecker Herr Blume glücklich und ohne Schaden auf den Markt kame, wurde gesungen: »»Nun danket alle Gott.«« Die Musikanten ließen sich dabei mit Trompeten und Pauken hören. Zum Beschluß wurde gesungen: »»Verleih uns Frieden gnädiglich ꝛc.«« Es wurde abermals mit allen Glocken geläutet, auch der Schieferdecker, wie er vom Rathhause geführet, wieder hinaufgeleitet, anbei wie gebräuchiich eine kleine Mahlzeit ausgerichtet.

Dem großen Gott aber sei herzlich gedanket, daß er alles so glücklich hat abgehen lassen, Schaden und Unglück abgewendet. Derselbe gebe ferner, warumb wir demüthigst bitten, daß alles Unglück und Unfälle von unserer guten Stadt möge abgewendet werden, auch daß ein Jeder in seinem Hause in Ruhe und Frieden leben und vor alle väterlich erzeigten Wohlthaten den barmherzigen Gott loben und preisen möge. Amen!«

Vetter, man möchte fragen, wenn nun der Knopf morgen wieder herunter fiele, unter was für Feierlichkeiten würde er wohl aufgesetzt werden? Ach, die Zeichen der Zeit sind böse! Wir haben ja jetzt so viel Einweihungen mit Zweckessen und Standreden, brauchen nicht bei den Thurmknöpfen stehen zu bleiben. Da sind zum Exempel die Eisenbahn-Eröffnungen, von denen man alle Jahre zu lesen bekommt. Ist da nicht auch Gefahr genug vorhanden? Hat man nicht ebenfalls Ursache zu Lob und Dank? Was für Reden fallen aber dabei? Welcher wir uns schämen sollten! Vetter, wenn's bei derlei öffentlichen Feierlichkeiten hoch kommt, so läßt man's allenfalls hier und da noch zu, daß der Pfarrer nach hergebrachter Gewohnheit hintritt und seine Sach' hersagt, wo möglich nicht zu lang und nicht zu fromm und hinlänglich lebensfroh und heiter. So läßt man sich's auch noch gefallen, daß der Schwarzrock Sonntags das Kirchengebet für König und Obrigkeit ꝛc. abliest, obschon die Meisten nicht mehr hinhören, und wenn's sich schicken wollte, gleich hinausliefen, nachdem die Predigt ganz sänftiglich heruntergeflossen ist von dem Munde, der glatter ist, denn Butter. Unsre Zeit ist umgekehrt worden. Sonst erregte sich die ganze Stadt und kam zusammen und betete laut, wenn ein Glied unter ihnen, wie z. E. der Schieferdecker, in Gefahr stand, den Hals zu brechen — jetzt soll's genug sein, wenn ein einiger Mann dem

lieben Gott zuweilen herrechnet, was er alles thun könne, damit das Land nicht zu Grunde gehe, und da kommt's denn freilich dahin, daß, während in allen Kirchen alle Sonntage Gott angerufen wird, er wolle seiner Kirche fromme und getreue Regenten schenken, das Volk hinwiederum unter einander spricht: »Ja, unser König wär' wohl gut, wenn er nur kein Frommer wäre,« oder, daß der Herr Bürgermeister selbst auf den Tisch schlägt und ausruft: »So fahre der Teufel drein, haben sie uns nicht schon wieder so einen verdammten Frommen zum Präsidenten gemacht!«

Wo heut zu Tage ein Thurmknopf aufgesetzt, oder eine Eisenbahn eingeweiht wird, da läuft wohl auch das Volk zu Tausenden zusammen, aber man thut, als gäb's keine Religion mehr, oder als siechte sie hinter den verschlossenen Kirchthüren nur noch so langsam hin und dürfte nicht heraus auf die Gasse, wie Einer, der das Zehrfieber hat, oder als hätte David nur darum gesprochen: »Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht,« weil es dazumal noch keine Eisenbahnen gegeben, auf denen man dem lieben Gott entlaufen kann. Wo aber ja eine Stimme laut wird zur Ehre Gottes des Herrn, da ist sie wie ein Käuzlein in den verstörten Städten.

Gott besser's! Ich kann nicht leugnen, daß ich seitdem den bewußten Thurmknopf mit größerm Respect ansehe. Der alte Bürgermeister Elias Rode ist zwar längst zu seinen Vätern versammelt,

und nicht einmal sein Geschlecht lebt mehr im Städtlein; wenn es aber dem großen Gott abermal gefallen sollte, durch einen entsetzlichen Kieselsturm den Thurmknopf herunter zu werfen, so wird sein Andenken noch einmal lebendig werden bei dem Geschlechte derselbigen Zeit, wenn sie die Schrift in der bleiernen Kapsel finden, und gebe Gott, daß der Glaube der Väter dann wieder so erwacht ist, daß der neue Schieferdecker abermal von den Gebeten des ganzen Städtleins in die Höhe getragen wird.

Sonst habe ich Dir noch zu berichten, daß bei uns jetzt große Noth ist, obschon wir die Magdeburger Zeitung lesen, und darin gar oft ein neumodischer Prediger bekannt macht, daß er für den Erlös seiner gedruckten Predigt hat 20 oder 30 Thaler an die Armenkasse schicken können. Viele Menschen können sich nur halb satt essen, und kommen doch immer tiefer in die Schuld hinein. Bei Euch wird's wohl auch nicht anders sein.

Ich war vor Kurzem an einem Ort, da frug eine Dame, ob's denn wohl wahrhaftig vorkäme, daß Menschen völlig verhungerten, daß sie aus keiner andern Ursache sterben müßten, als weil sie gar nichts mehr zu essen hätten, und als nun Einer dies an dem Exempel Irlands bewies, da meinte sie, der Gedanke wäre doch gar zu entsetzlich, und wenn man bedächte, daß so viele Menschen ihres Reichthums gar kein Ende wüßten, so

könnte man ganz irre werden an Gott, und sie wüßte selbst nicht, was sie thäte, wenn sie am Verhungern stünde, und ob sie dann immer noch bei dem Glauben bliebe, Diebstahl wär' eine Sünde.

Vetter, ich wollte, ich wär' ein Ritter und hätte ein Pferd, wenn das wieherte, müßte alles Volk zusammenkommen. Dann machte ich mir eine Inschrift quer vor die Brust, die sollte heißen: „Es ist noch nie kein Mensch verhungert, der seine Hoffnung auf den Herrn seinen Gott gesetzt hat," und mitten in meinen Schild schrieb ich: Ps. 37, 25: „Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehen," und dann ritte ich vor dasselbige Volk und würfe meinen Handschuh hin und riefe laut: „Hier will ich halten, so lange die Tage dieser Trübsal dauern, und will vor aller Welt meinen Spruch verfechten; denn es ist unmöglich, daß Gott lüge!"

Daß aber etliche von Denen, die den Herrn ihren Gott verlassen haben, und Fleisch für ihren Arm halten, verhungern müssen, Vetter, ob uns das Herz bräche, wir können es ja doch nicht ändern. Warum glauben sie nicht! Ich will Dich aber jetzt einmal, wie der Engel den Propheten Habakuk, beim Schopf nehmen und im Geiste an einen andern Ort führen. Da sitzt der König Herodes, hat alle Schüsseln voll, kann banquetti-

ren und zechen, so viel er mag, und hat ein königliches Kleid an; aber der Engel des Herrn schlägt ihn, und er wird gefressen von den Läusen. Dieser Herodes hat aber seine Nachfolger. Es ist auch heut zu Tage nichts Unerhörtes, daß ein Mensch, der in allen Genüssen schwelgen konnte, bei lebendigem Leibe verfaulen muß, und der Doctor setzt ihn auf die Hungerkur, und obschon etwa seine Kornböden so voll liegen, daß die Balken knacken, möchte er doch eben so wüthig gern, als ein armer Leinweber, daß das Getreide herunter ginge, damit die Pfennigsemmeln größer würden, denn er darf alle Tage nur eine Semmel essen, und hat doch den Keller voll Wein und einen Thiergarten voll Wildpret, und ein Treibhaus mit allerlei Gemüs mitten im Winter; aber es hilft ihm all sein Hungern nichts, der Wurm frißt sich heraus aus dem vornehmen Aas, und es mag ihn zuletzt Niemand mehr vor Ekel pflegen, trotz seines vielen Geldes. Sprichst Du, dergleichen Fälle sind selten, so sage ich, das eigentliche Verhungern auch, aber zwischen beiden liegt noch eine entsetzliche Menge von Jammer für das unbekehrte, verstockte Menschenherz. Darum laß uns nicht irre werden an der Gerechtigkeit Gottes. Gewiß soll auch ein Hungertod nur der letzte Hammerschlag an das steinharte Herz sein, um es zu dem Herrn unserm Gott zu bekehren.

Recht herzlich aber wollen wir bitten, daß diese Tage verkürzt werden, und mehr noch, daß solche Zuchtruthe unser armes Volk zu Gott hintreibe, daß die Noth und der Hunger sie nicht zum Stehlen oder Lästern bringe, sondern daß sie sich zu Dem kehren, der gesprochen hat: »Rufe mich an in der Noth.« Unsern reichen Bauern, denen das Geld jetzt nur so züströmt, gebe aber Gott ein weites Herz und einen milden Sinn, daß sie gedenken, wie sie Rechenschaft geben müssen von den Gütern, über welche sie zu Haushaltern gesetzt sind. Ach, es ist ja leider wahr, je mehr mancher Mensch hat, desto geiziger wird er, und es geschehen Sünden in der Christenheit, die schreien zum Himmel. Aber unser Herr hat nicht umsonst gesprochen: »Wie schwerlich werden die Reichen in das Himmelreich kommen.«

Es wäre eine große Gnade vom lieben Gott, wenn er den Kornwucherern und den hartköpfigen Bauersleuten, die den ganzen Boden voll Korn liegen haben und doch zum armen Weibe sprechen: »ich hab's noch im Stroh stecken,« oder, »ich verkaufe noch nicht,« weil sie meinen, es muß noch theurer werden, wenn der liebe Gott ihnen einen Strich durch die Rechnung machte, und ließe im Frühjahre die Kornpreise wieder fallen, — es wär' eine Gnade nicht nur für die armen Leute, sondern auch für solch' reiches Gesindel, denn sie häufen sich den Zorn zu sehr auf den Tag des Ge-

richtes und werden mit Schrecken von hinnen fahren.

Hab' schon manchmal gedacht, wenn ein König befehlen thät', in 14 Tagen muß alles Korn von solchen Böden herunter verkauft sein, so sollte wohl ein Schreck unter dies Volk fahren, und die Preise müßten bald weichen. Aber ich weiß wohl, es geht das nicht, und jeder Mensch muß für sich die Freiheit haben, zur Hölle fahren zu können, und darf ihm kein Schlagbaum in den Weg gemacht werden.

Inzwischen, ihr armen Hungerleider, verzaget nicht, ihr seid nicht auf den Kornboden eines hartherzigen Gutsherrn angewiesen, sondern auf die Schatzkammer eures reichen himmlischen Vaters, dessen Arm noch immer nicht zu kurz geworden ist, und von dem's noch heut zu Tage gilt: Alle eure Sorgen werfet auf ihn 2c.

Doch ich schreibe ja an meinen Vetter, und nicht an das arme Volk. Ach, Vetter, daß man's doch den Leuten so recht sagen könnte, wo der faule Fleck ist, aber da heißt es noch immer von ihnen: »Du schlägst sie, aber sie fühlen es nicht, du plagst sie, aber sie bessern sich nicht; sie haben ein härter Angesicht als ein Fels, und wollen sich nicht bekehren.«

Leb' recht wohl, grüß' Deine Frau und sag' ihr, sie solle sich in diesem Jahre auch nicht mehr Sorgen um die Wirthschaft machen, als in andern.

In herzlicher Liebe Dein 2c.

Ein Brief von Gottlieb über die Sonntagsfeier.

St. den 14. März 1847.

Lieber, alter Vetter!

Des Menschen Herz ist wie eine Uhr, die stark vorgeht. Das Räderwerk der Gedanken läuft so hastig auf und ab, daß der Zeiger immer auf die Stunde deutet, welche erst noch kommen soll. Führt mich jetzt der Weg über das gefrorene Winterfeld, so sehe ich im Geiste schon die wogende Saat, oder das gelbe Rapsfeld, und höre Bienengesumme; muß ich aber Sommerszeit früh um drei Uhr vom Lager auf, und strecke die steifen Glieder, so schiele ich oft sehnsüchtig seitwärts nach dem Winterpelz und freue mich der Zeit, da ich Sonnabends mit dem Streichholz nach der Dreschtenne gehe. In diesem Winter denken aber gewiß Viele recht sonderlich lebhaft an den Sommer, und es will ihnen scheinen, als bleibe die Frühjahrs-Tag- und Nachtgleiche ein gut Theil länger aus als gewöhnlich. Ach, wie Mancher mag den bellenden Magen auf die neue Ernte und die kommende bessere Zeit vertrösten! Gott weiß, wie sehr ich der

Armuth wünsche, daß sie erst nicht mehr zu frieren braucht und billiger Brot kaufen kann, aber die stille Zeit des Nachdenkens über Winters ist doch auch gar zu wichtig. Meine Frühjahrsgedanken sind nicht alle rosenfarben. Wenn ich so hinsitze und lasse einen Bauernsommer an meinem Geiste vorüber marschiren, so fürchte ich mich wahrhaftig nicht vor seinem braungebrannten Angesichte, oder vor den harten Schwielen in den Händen; aber doch will's mir zu Zeiten ganz weh werden, daß, wenn die Natur am herrlichsten ist und angethan mit dem Feierkleide, wie eine schöne, junge Braut, daß gerade dann der Bauersmann in Staub und Schweiß fast verkommen muß. Und wenn so an meiner Seele vorübergeht, was alles gethan sein will, bis wieder Winter wird, so befühle ich mich oft heimlich und denke: halten's denn die alten Knochen noch einmal aus? Die Sonne sticht so heiß, daß sich keine Stadtmamsell ohne Sonnenschirm zwei Häuser weit wagt — doch das arme Landvolk muß Tag für Tag hinaus in die Gluth, und alle Gedanken dörren ihm aus; es vergißt den, der das Jahr mit seinem Gute krönt, und zuletzt geht es nur noch hin unter dem Stecken des Treibers, wie die Stiere im Joch. Aber mitten in dem Wirrwarr der Gedanken tönt dann mit einem Male wie fernes Glockenläuten der Spruch: „Sechs Tage sollst du arbeiten und alles dein Werk thun; aber am siebenten ist der Sab-

bath des Herrn, da sollst du keine Arbeit thun." Ja Vetter, es brauchte nicht also zu sein, die Menschen sind selbst Schuld, wenn sie sich zu Lastthieren machen.

Wenn das Landvolk den trocknen Klee in Haufen gebracht hat, oder wenn der Wind den überreifen Waizen auszuschlagen anfängt, so ist es gemeiniglich harthörig und schwer von Begriffen, was das dritte Gebot angeht, gleicherweise wie die Handwerker und Fabrikherren, wenn die Leipziger Messe vor der Thür ist. Jetzt aber hat wenigstens unsersgleichen nicht viel zu thun, (wird auch in mancher Fabrik nicht allzusehr pressiren), und darum besser Zeit über das Sonntagsgebot nachzudenken, und wer sich etwa bewegen ließe, über Winter die Gewohnheit in seinem Hause einzuführen, daß alle Sonntage wirklich gefeiert werden, dem wird sie vielleicht bis zum Sommer so lieb, daß er auch hernach nicht davon läßt, selbst auf die Gefahr hin, den Erntekranz ein paar Tage später zu bringen.

Darum wär's wohl jetzt an der Zeit, dies Kapitel zu besprechen. Es müßte aber weit ausgeholt werden. Es herrschen über das dritte Gebot selbst unter den Christen gar verschiedene Ansichten. Viele behaupten, daß es das Neue Testament damit offenbar nicht so genau nähme. Ein Theil beruft sich auf die christliche Freiheit, der andere auf das klare Gebot. Setze Dich in Deinem Arm-

stuhl zurecht, und was ich versehen sollte, da führe Du das Wort wacker hinterher.

Seit unsereins in Gnadau gewesen ist und gesehen hat, wie die geistlichen Herren solche Fragen behandeln, kommt einem zuweilen die Lust an, es ihnen nachzuthun. Warum sollten wir von den Gelehrten nichts lernen? Ich werde also über das dritte Gebot gleicherweise Thesen machen. Werd' aber nicht ungeduldig, es sollen keine 72 herauskommen, wie das wohl in Gnadau geschehen ist; denn dem gemeinen Mann wär' das zu langweilig, und außerdem kommen die letzten gegen die ersten immer zu schlecht weg. Ich will's bloß einmal mit zwei probiren. Sie sollen heißen:

1) Gott selber hat befohlen: Du sollst den Feiertag heiligen.
2) Christus ist gekommen, nicht das Gesetz aufzulösen, sondern es zu erfüllen; also muß auch das dritte Gebot im Neuen Testamente erst seine volle Erfüllung finden.

Jetzt wollen wir der Sache weiter nachdenken. ad 1. Man sollte meinen, unsere moralischen Aufklärer oder aufgeklärten Moralisten müßten doch wenigstens die 10 Gebote ganz unverfänglich finden, denn sie sind klar und faßlich, handeln auch nicht von Dreieinigkeit, Erbsünde und Versöhnung; aber vor dem dritten Gebote steht ihre Vernunft doch wie die Kuh vor dem neuen Thor, und sie können

nicht begreifen, wie diese judaistisch-engherzige, kirchlich-polizeiliche Vorschrift fast den besten Platz im Fundament alles Sittengesetzes einnehmen kann. Aber wie sie auch die zwo steinernen Tafeln anstarren, die Moses in seiner Hand hält, das Gebot steht wirklich da, lang und breit, und füllt ein volles Drittheil derselben. Niemand kann's wegdisputiren. Wem's etwa noch nicht klar genug ausgedruckt wäre, der lese 4. Mos. 15, 36. Denn als die Kinder Israel einen Mann fanden, der am Sabbath Holz gelesen hatte, und auch nicht recht wußten, wie's gemeint sei, sprach der Herr, die ganze Gemeine solle ihn steinigen. Es klingt das freilich unsern verwöhnten Ohren gar zu erschrecklich hart, und scheint fast, daß es zur Zeit, als die zehn Gebote gemacht wurden, noch keine Zuckerfabriken und Schnapsbrennereien und Dampfmaschinen gegeben, und daß der liebe Gott nicht gewußt hat, daß über Sonntag die Pfannen kalt werden, oder der Spiritus verraucht und die Maschinen nicht ohne Verlust still stehen dürfen.

Ehe ein ungezogenes Schulknäblein das gebührende Sitzfleisch bekommt, muß ihm der Präzeptor gemeiniglich manche Einreibung von ungebrannter Holzasche auf einen gewissen Ort verordnen, und die beweglichste Vorstellung, daß es zu seinem eigenen Besten stillsitzen und zuhören müsse, hilft nicht so viel, als die Furcht vor dem Haselstöcklein. Wenn aber der Knabe erwachsen ist, sieht er ein,

daß er nicht dem Lehrer, sondern sich selbst den größten Gefallen gethan hat. Also auch, so lange das Gesetz noch unser Zuchtmeister war, gehörte von Rechtswegen hinter jedes „du sollst" der Büttel mit aufgehobenem Arm, und weil der Nutzen des 5., 6. und 7. Gebotes für die Vernunft viel leichter zu begreifen ist, als der des dritten, darum ist dies so lang und hat noch seine besondern Merkzeichen hinter sich.

Es müßte eben Einer noch so kindisch dumm sein, wie ein sechsjähriger Schulknabe, wenn er meinen sollte, er thue dem lieben Gott einen Dienst oder Gefallen damit, daß er Sonntags seinen Rock anzieht und aus alter Gewohnheit in die Kirche geht. Es gehört gar keine sonderliche Gabe Verstand dazu, um einzusehen, daß dies Gebot, wie alle andern, nur zu unserm eigenen Besten gegeben ist. Daß es aber in der Schrift Alten Testaments so scharf traktirt wird, sollte billig Jeden zu der Einsicht bringen, daß sowohl zur Aufrechthaltung der Ordnung in der ganzen Welt, als für das Bedürfniß des Einzelnen, damit er nicht im Schweiße der täglichen Arbeit zum Thier herabsinke, jeder Mensch eine Zeit haben muß, in der er sich besinnen, ausruhen und an Gott denken könne, so wie, daß Gottes Weisheit gewiß ganz sicherlich das rechte Verhältniß getroffen hat, wenn er den siebenten Tag dazu eingesetzt hat. Folglich hat denn auch jeder Mensch, den Gott geschaffen hat, das unveräußer-

liche Recht, den siebenten Tag fordern zu können zu seiner selbst Besserung, und Niemand darf ihn desselben ungestraft berauben.

Wenn unser Herr Jesus über die Gebote kommt und spricht: „Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger," so kann freilich bei solcher Auslegung die weltliche Obrigkeit nicht mit dem Schwerte hinterdrein, und so kann sie auch beim dritten Gebote nur immer die gröbste Sabbathsschänderei strafen und nur darauf sehen, daß Einer den Andern mit seiner Arbeit nicht störe. Wollte Gott, sie thäte das nur überall! Wenn nun ein Schneider Sonntags einen Rock macht, so hört man bekanntlich die Stiche nicht über die Gasse; wenn er aber seine zwei oder zehn Gesellen nebst den Lehrburschen des Sonntags arbeiten heißt, und die Obrigkeit wär' zu aufgeklärt, als daß sie hierin eine Störung des Sabbaths fände, so sollte sie jenen Schneider doch wegen groben Diebstahls bestrafen: denn er raubt seinem Nebenmenschen das, was sein ist, nämlich den siebenten Tag. Natürlich geht dies die Fabrikherren und Schnapsbrenner nichts an, denn, wie gesagt, sie können's ja erst abwarten, was dort oben zu der Entschuldigung gesagt wird von wegen der Pfannen, die nicht kalt werden, und der Maschinen die nicht still stehen dürfen. Etwas der Art kommt allerdings auch schon in der Bibel vor, denn in der Hölle werden

gleicherweise keine Sonntage gefeiert und das Feuer daselbst darf auch nimmermehr ausgehen.

ad 2. Da könnte nun so ein aufgeklärter Fabrikant hintreten, der, seitdem er die neue Religion angenommen hat, auch manchmal über die Bibel hat sprechen hören, und seine überflüssige Weisheit etwa so von sich geben: „Ihr Heuchler und Pharisäer! Euresgleichen schalten Jesum auch einen Sabbathsschänder! Hört, wenn jener Mensch 38 Jahre am Teiche Bethesda krank gelegen hat, hätt' er's allenfalls auch noch einen Tag länger aushalten können, und Christus hätte ihn dem Sabbath zu Lieb' erst den folgenden Tag zu heilen brauchen, sammt dem Blindgeborenen und dem mit der verdorrten Hand; oder, da Jesus die 5000 Mann so wunderbar speisen konnte, hätte er seine Jünger, da sie hungerten, auch nicht die Aehren zwischen den Händen zerreiben lassen brauchen, sondern hätte jedem aus einem Stein ein Brod machen können, damit das dritte Gebot in seinen Ehren blieb. Mögen diese Geschichten wahr sein oder nicht, so viel sieht Jeder, daß es mit dem Sabbath nicht so ernsthaft gemeint ist, und die Apostel schreiten in solcher Aufklärung vorwärts, denn Paulus spricht: So lasset euch nun Niemand Gewissen machen über bestimmten Feiertagen oder Sabbather, ingleichen: Lasset euch nicht wiederum unter das knechtische Joch fangen. Jesus stellt die Frage: Soll man am Sabbahtag Gutes thun oder Böses? Arbeiten aber, und seinem Nebenmen-

schen nützlich sein, ist jedenfalls besser als Faullenzen!"

Hast ausgeredt, Syrupskocher? Sonst will ich noch ein wenig Geduld haben und hinterher meinen Hut abziehen vor deiner großen Heiligkeit; denn du bist ganz gewiß einer von Denen, die ihre Leute nur aus Nächstenliebe Sonntags arbeiten lassen, und damit sie in kein zu gesetzliches Christenthum fallen. Du siehst mir gerade danach aus! Ich bitte dich, halt dein Maul, sonst könnt' Einem ganz unwirsch werden, daß so eine klebrige Seele, die längst in den Pfennig gefahren ist, oder ihren Sitz zwischen Daum und Zeigefinger genommen hat, sich auf die Bibel und auf den Herrn Jesus berufen will. Denen, die Sonntags arbeiten wollen, um Geld zu verdienen, legt die Bibel wahrhaftig kein Kissen unter. Oder meinst du, weil geschrieben steht, Christus sei ein Herr auch des Sabbaths, und weil du dir einbildest, das Stümpfchen Licht in deinem hohlen Kürbiskopf sei Aufklärung, du seiest nun auch ein Herr deiner Arbeiter so gut Sonntags, wie Werkeltags? Ich will lieber einen Absatz machen, damit ich nicht in die Hitze komme.

Aus dem, was im Neuen Testamente über die Sabbathsfeier steht, geht hervor, daß dies Gebot muß leicht mißverstanden werden können, und daß es die Juden zu unseres Herrn Jesu Zeiten grob mißverstanden haben. Eben weil sein Nutzen für Fleisch und Blut nicht gleich in die Augen

springt, kamen die Juden auf den Abweg, es geschehe mit diesem Gebote eigentlich blos Gott der Gefallen, und er müsse ihnen die Befolgung desselben ganz besonders anrechnen. Darüber blieben sie bei der äußern Satzung stehen, und verknöcherten im todten Buchstabendienst. Gegen solche Auslegung mußte der Herr Christus mit aller Macht einschreiten, und uns auch hier von der Knechtschaft des Gesetzes befreien, damit uns die Sabbathsfeier nicht mehr eine Last und Beschwerniß, sondern die höchste Freude und ein schönes Vorrecht sei.

Ich muß hier einmal eine Zwischenrede stellen. Wenn mir hier und da, sonderlich unter den Weibern, eine allzu ängstliche Seele vorkommt, die z. E. Sonntags nicht einmal stricken mag, oder dem Mann und Gesinde kalte Küche auftischt, um nur ja keine unnöthige Arbeit zu thun, so will mir das nicht so recht zur christlichen Freiheit passen. Ich denke an die Jünger, die, während sie mit dem Herrn reden, die Aehren zwischen den Fingern zerreiben, gleicherweise wie Einer stricken und doch im Predigtbuch lesen kann. Auch giebt man nicht einmal dem Vieh ein geringeres Futter zum Sonntag, warum sollte der Christenmensch seines Leibes nicht warten an dem Tage, da der Herr gerade den müden Gliedern ihre Ruhe gönnt? Freilich, große Festessen mit langweiligen Vorrichtungen dürfen's auch nicht sein. Doch ich weiß, hier paßt das Wort her Röm. 15, 23: „Wer aber darüber zweifelt und ißt doch, dem ist es Sünde.“

Gleich wird Einer hintreten und sprechen: Wenn nicht wie bei den Juden, alles und jedes Arbeiten am Sonntage Sünde ist, was darf ich denn thun und was nicht? Lieber, bei allem, was du Sonntags vornimmst, frage nicht: Was? sondern: Warum thu' ichs? und gehe diesem Warum recht tief auf den Grund, bis du findest, ob's aus Kleinmuth, Gewinnsucht, Gleichgültigkeit gegen Gott geschieht, oder aus christlicher Liebe. Das dritte Gebot findet seine Erfüllung und Vollendung in dem Worte des Herrn: „Der Mensch ist nicht um des Sabbaths willen gemacht, sondern der Sabbath um des Menschen willen.“ Das heißt etwa: das Wort, im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen, gilt nur für sechs Tage in der Woche, und jeder Christ hat das Vorrecht, den siebenten Tag ruhen zu können; item, jeder Christenmensch, der in seinem ordentlichen Berufe geht, kann sich sechs Tage des göttlichen Segens in demselben gewärtigen, aber am siebenten nicht, denn den hat ihm Gott zu Seines Namens Ehre vorbehalten; item, so lange wir noch nicht zur vollkommenen Freiheit der Kinder Gottes gelangt sind, und dahin kommen, wo wir Sabbath feiern ohne Aufhören, bedarf jeder Mensch um seiner Schwachheit willen zum Wachsthum seines inwendigen Menschen des Sabbathtages. Jeder also, der am Sonntage seinen Nebenmenschen zur Arbeit treibt, begeht an ihm einen dreifachen Raub. Erstlich, er stiehlt seinem Leibe das, was er so noth-

wendig braucht, als Speise und Trank, nämlich die Ruhe; zweitens, er nimmt ihm das, ohne welches alles Arbeiten umsonst ist, nämlich den göttlichen Segen; und endlich, er entzieht seiner Seele die Mittel, zu ihrer Seligkeit zu gelangen.

Dies, Vetter, wär' meine Ansicht vom dritten Gebote. Ich bin säuberlich mit meinem Stande gefahren, und habe lieber einen aufgeklärten Fabrikanten, der sich doch von mir den Schwären nicht stechen läßt, in's Treffen gezogen, damit Jene desto williger lesen sollten. Mir wär's nun lieb, wenn du mit dem groben Geschütz hinterherkämest. Den Leuten so eigentlich in's Gewissen reden kannst Du besser als ich.

Noch eins. Wir sind alle zwei keine Landstände, und vom Petitionen-Einreichen halten wir auch nicht viel. Was sich also die Obrigkeit am dritten Gebot versündigt, da können wir nicht für, wollen auch nicht darüber richten. Aber wir wollen schreien, so lange wir noch in einem christlichen Staate wohnen, bis man uns hört, daß kein ungläubiger Brotherr den Arbeiter, der um seines Gewissens willen den Sonntag feiert, mehr aus Lohn und Brot jagen darf. Könnten wir's mit Schreien dahin bringen, daß alle Fabriken des Sonntags ganz still stehen müßten, so solltest Du sehen, was ich für einen langen Athem habe.

Lebe wohl und behalte lieb Deinen rc.

Doppelräthsel.

I.

Die beiden ersten Silben, fremder Abkunft
zwar,
Sind doch so heimisch jetzt in allen Sphären,
Als ob sie rechte Landeskinder wären,
Du wirst in Hütt' und Schlosse sie gewahr.
Zwar an sich selbst sind sie nicht tadelhaft,
Doch scheint's sie üben böse Zauberkraft,
Denn an dem Tisch, wo sie die Herrschaft führen,
Soll öfters gar kein guter Geist regieren.
Willst Du die dritte Silb' ergründen,
Du kannst sie in der Vor'gen Suite finden;
Doch auch für sich mag sie gar wohl bestehn.
Bei muntern Kindern, Mädchen oder Knaben,
Triffst Du sie harmlos, wenn sie Muße haben —
Bei Männern läßt sie sich gefährlich sehn;
Ich weiß, daß in ihr an verruf'ner Statt
Oft Einer Hab' und Gut verloren hat.
Aus meinem Ganzen pflegt ein Weibsgezücht,
Triefäugig oft, des ganzen Dorfes Schrecken,
Den jungen Dirnen heimlich zu entdecken,
Ob bald im Haus der Freiersmann einspricht.
Nun rathe Freund, doch bist Du weit vom Ziel,
Meinst Du die Lösung wäre Kartenspiel.

2.

Ist Deinem Freund die Hülfe fern,
Leih ihm die erste Silbe gern.
Wohl jedem Mann zu allen Zeiten,
Der Frieden hat in meiner Zweiten.
Vom Ganzen eilt ein schneller Bote aus
Und fordert plötzlich vor Gericht,
Eh' er's gemeint, den Bösewicht.
Mehr brauchst Du, Freund, zum Rathen nicht,
Doch bleib' mit Armbrust mir zu Haus.

3.

Zwei Silben hat mein Wörtchen blos;
Die ein' ist klein, die and're groß.
Ihm scheint nicht mehr der Sonne Licht,
Ob Tag ob Nacht ist, sieht es nicht.
Nimm ihm den Kopf, so wird's zum Baum,
Wie Du ihn größer findest kaum — —
Halt! Leiche, Eiche, rufst Du? Possen!
Rath' anders, Freund, hast fehlgeschossen!

4.

Bald still und heiter, finster bald und trübe,
Bald scheltend, und sich opfernd bald aus Liebe,
Kurzum veränderlich sind meine ersten Beiden;
Doch stellt sie Mancher in befang'nem Sinn
Dem Himmel nah. Freund, lasse Dich bescheiden,

Glaub' mir, sie reichen lange noch nicht hin.
Sie weinen viel — ich bitt' Euch, laßt sie weinen,
Nach jedem Regen muß die Sonne scheinen.
Die dritte Silbe ist ein Schadenfroh,
Der Herzen Eintracht sucht sie zu verhindern,
Und zwischen Freunden, Gatten, Eltern, Kindern
Brennt oft nach einem Wort sie lichterloh.
Nun bliebe noch das Ganze zu beschreiben —
Gott lass' in Gnaden uns're gute Stadt
Verschont von der Verwüstung bleiben
Die oft es angerichtet hat. —
Doch meine Keiner, denn ich lebe gern in Frieden,
Ich woll' auf Weiberzwist ein Räthsel schmieden.

5.

Durch meine beiden Ersten bricht
Ins dunkle Haus der Sonne Licht.
Verschließt Du sie, ist's finster um Dich her,
Ob draußen auch der helle Mittag wär'.
Die Dritte ist es die der Künstler schafft,
In die er Anmuth, Würde, Geist und Kraft,
Und was er Hohes nur in seinem Herzen trägt
In seinen Weihestunden niederlegt.
Das Ganze, wärst Du noch nicht auf der Spur,
So such es an den beiden Ersten nur.
Doch eh' Du Deine Meinung mir enthüllt,
Glaub' nicht, die Lösung wäre Fensterbild.

6.

Die erste Silbe, ob ihr sie nicht seht,
Giebt sie dem Ohre doch sich deutlich kund.
Die Zweite ist zu allen Zeiten rund,
So daß im Gang sie um sich selbst sich dreht.
Soll ich das Ganze nun noch nahe legen?
Es kann sich in der Ersten nur bewegen.
Nun, lieben Rather, schließ' ich den Bericht,
Nur eins noch sag' ich: Mühlrad mein' ich nicht.

Inhalt des zweiten Bandes.

Briefe von Gottlieb.

Seite

Vermischtes.

Gedichte.

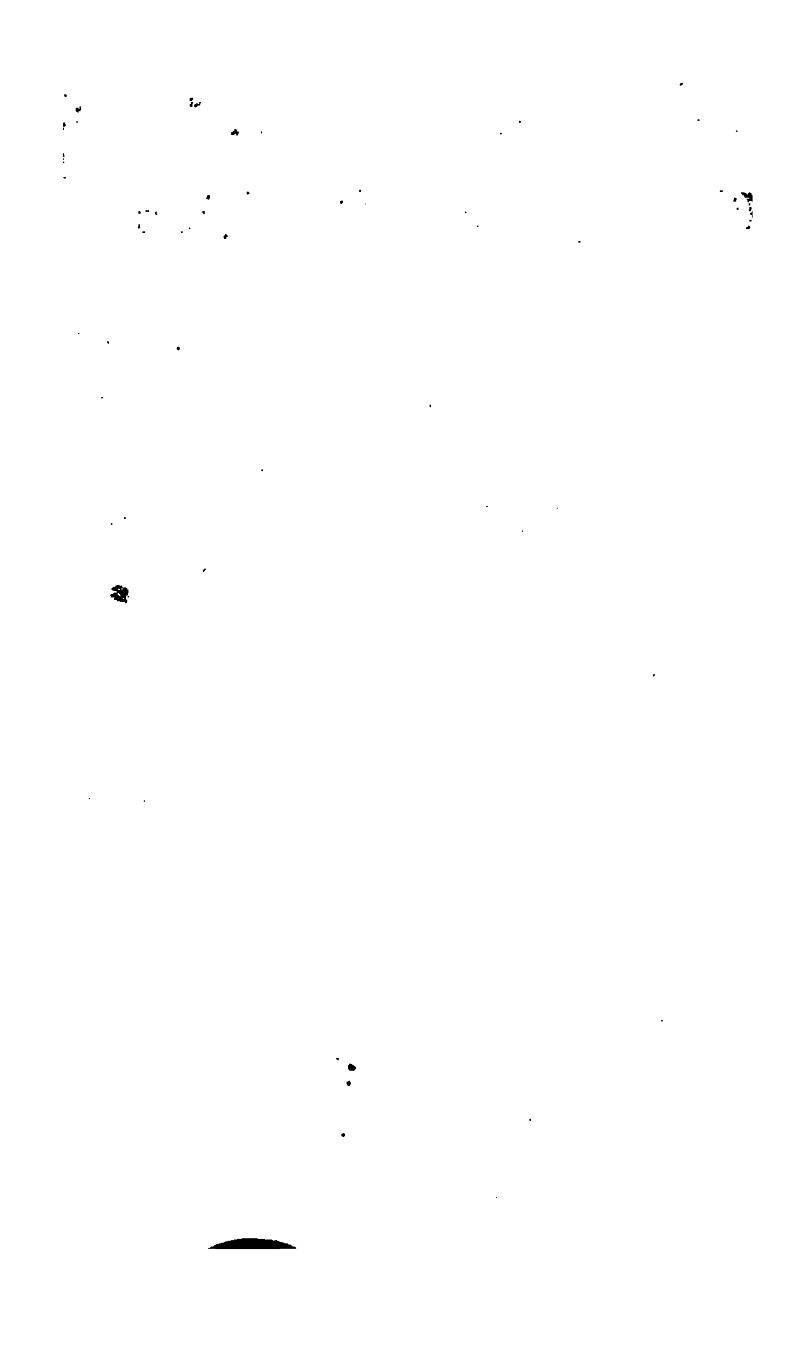
Gesammelte Schriften

von

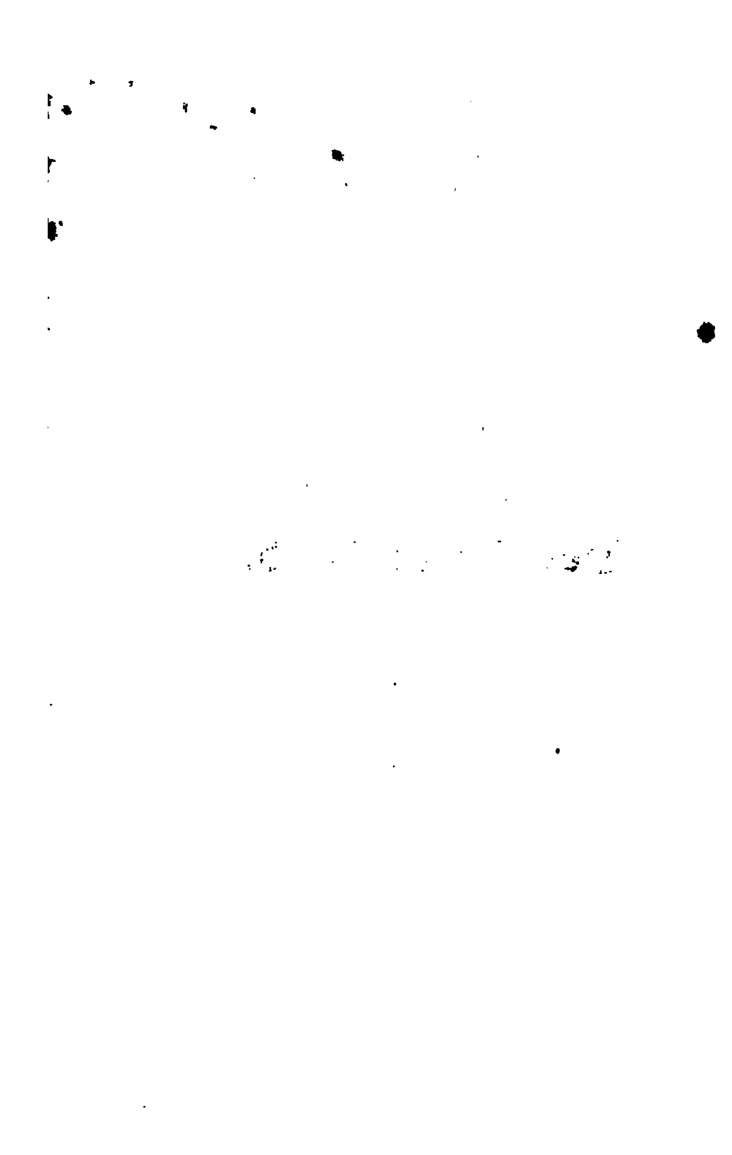
Gustav Jahn.

Dritter Band.

Stettin.
Verlag von L. Weiss.
1849.



Der Brautstand.



Briefe an einen Freund.

I.

Lieber Wilhelm!

Bereits ist ein volles Vierteljahr verstrichen, seit ich mit wehender Flagge über den neuen Wendekreis meines Lebens gesegelt bin, und doch habe ich Dir, wie Du in Deinem letzten Briefe klagst, noch nichts weiter geschrieben, als die dürre Anzeige meiner Verlobung. Aber bedenke, daß selbst unter dem harten Stecken Mosis ein Bräutigam ein Freijahr hatte, in welchem man ihm keinerlei Last auflegen durfte. Indeß, seit der Gefühlsstrom wieder in ein ruhigeres Bett geleitet ist, regt sich bei mir von selbst der Drang, ihn mit dem Senkblei zu durchforschen, und Deine Liebe ist mir von jeher viel zu sonderlich gewesen, als daß ich nicht gegen Dich am liebsten mein Herz ausschüttete.

Du fragst mich, ob ich das gefunden habe im neuen Stande, was ich suchte, ob die reichen, goldenen Ahnungen des Jünglingsherzens auch wirklich alle in Erfüllung gegangen sind? Lieber, wenn ich meiner Braut in die treuen, klaren Augen schaue, so kann ich aus vollem Herzen sprechen: ich fühle mich ganz glücklich — aber doch sieht die Wirklichkeit anders aus, als die bunte Traumwelt, von der Du redest. Und der Uebergang ist ein so plötzlicher! Die Werbung selbst stottert noch die ängstliche Scheu des befangenen Herzens an ein körperloses Ideal — wirst Du mir glauben, daß ich fast erschrak, als ich wenige Augenblicke darauf wirklich Fleisch und Bein in meinen Armen fühlte. Damit hatte ich aber auch das Schifflein auf dem Meere der bloßen Brautphantasien für immer verlassen und den Fuß auf Grund und Boden der neuen Welt gesetzt. Ich meinte, ich hätte in meinen Gedanken schon vorher jeden Weg in diesem Lande durchwandert, und doch kam mir nun alles so fremd und außerordentlich vor. Und so geht es mir zum Theil noch jetzt. Eine neue Heimathsluft umweht mich, ich pilgre in einem Lande, dessen Grenzen ich noch nicht kenne — werde ich mich zurecht finden in dem unbekannten Gebiete nach dem stillen Tempel des häuslichen Glückes, den so Viele suchen und den doch nur so Wenige erreichen?

Einen Wegweiser nach ihm kenne ich, und mit Gott will ich den Pfad betreten, den mir seine ausgereckte Hand gezeigt hat.

Es ist so groß, daß unser Herr alle seine Gleichnisse aus Gebieten des täglichen Lebens genommen hat, die Jedem bekannt sind, oder bekannt werden können. Da ist nirgends ein Suchen nach Neuem, Ungewöhnlichem, Geistreichem, ein Spielen mit Worten, ein Hinübergreifen in das Reich der idealisirten Möglichkeit, Alles hat Leib und Leben, und doch überall: O, welch eine Tiefe des Reichthums! So hat Er sich nun selbst den himmlischen Bräutigam genannt, und in einsamen Stunden gehe ich jetzt gern stillsinnend diesem Bilde nach. Doch nicht die unklaren Gefühle, welche das Jünglingsherz durchzittern und die es auf das wesenlose Gebilde seiner Phantasie überträgt, sind das Gleichniß seiner ewigen, göttlichen Heilandsliebe, sondern unser Herr hat an einen wirklichen Bräutigam, an eine Brautliebe mit Fleisch und Blut gedacht. Ja, und die Weisheit dessen, der sich selbst entäußert und der nicht das Seine gesucht hat, hat hier, wie immer, das Rechte getroffen, denn es giebt kein anderes menschliches Verhältniß, wo, mag es auch durch die Sünde noch so getrübt sein, unser alter Erbfeind, die Selbstsucht, so weit hintenaus stehen müßte. Dies sich selbst Ver-

gessen und aus sich Herausgehen, dies Hingebende und Aufopfernde wirft einen Verklärungsschimmer auf jedes Brautpaar. Wie Du, wenn Du an jenes große Gleichniß denkst, dem Säemann auf dem Acker mit Andacht zuschauen kannst und darüber vergissest, daß er vielleicht müde und verdrossen, wie die Stiere im Joch, auf den frisch gepflügten Furchen hinschreitet, so erscheint in solchem Lichte auch ein Brautpaar wie eine Erinnerung an jene erste selige Zeit, die die arme sündige Erde einst gesehen hat.

Freilich, wenn Du schreibst, daß jedes Brautpaar Anfangs etwas Komisches habe, und wenn es allmälig aus diesem Stadium heraustræte, für den Dritten etwas unerträglich Langweiliges bekäme, so klingt dies allerdings anders, als wenn ich von Heiligenscheinen rede, aber doch kommt es nur auf die Augen an, mit welchen man die Dinge ansehen will. Das komische Element liegt in dem Neulingsgesicht, in einer gewissen Unbeholfenheit, die, den Augen der Menschen gegenüber, aus schüchterner Verschämtheit und desparater Dreistigkeit zu gleichen Theilen zusammengesetzt ist; die Langweiligkeit aber für jeden Dritten ist noch viel erklärlicher, weil eben Brautleute sich selbst so vollkommen genug sind, daß für sie gar kein Dritter existirt. Deute nun dies Alles

auf das geistige Leben. Wenn in einem armen Menschenherzen die Gnade Gottes zum Durchbruch kommt, wenn es die Liebe des himmlischen Bräutigams zu erwiedern beginnt, wie wird da auch mit einem Male die ganze äußere Erscheinung eine so völlig andere, und die erste Neulingsunbeholfenheit, die gleichfalls halb aus zu schüchternem Zurückziehen, halb aus zu dreistem Hervortreten besteht, ist auch ein Stück von der göttlichen Thorheit, die der Weisheit dieser Welt so oft lächerlich vorkommt. Was Du aber Langweiligkeit nennst, das möchte seine glänzendste Auslegung recht augenfällig an einer besondern Erscheinung bei den Christengemeinden zu der Apostel Zeiten finden, die noch in dem Feuer der ersten Liebe standen. Paulus spricht in dem 14. Kap. des ersten Korintherbriefes viel über das Zungenreden und bezeichnet damit, wie aus dem Zusammenhange klar hervorgeht, einen seligen Zustand, in dem die gläubige Seele nichts fühlt und empfindet außer der Nähe des Herrn, und mit ihm in einer für alle Umstehenden völlig unverständlichen Sprache redet. O, daß doch auch unsere Seelen und Herzen in einer solchen Unmittelbarkeit des Umganges zu ihm stünden! — Freilich sagt der Apostel auch: ich wollte wohl, daß ihr Alle mit Zungen redetet, so aber hineinkäme ein

Laie, oder ein Ungläubiger, würde er nicht denken, ihr wäret unsinnig? — und also auch, wenn lauter Brautpaare auf der Welt wären, würde keins das andere langweilig finden; aber sintemal es eben nicht also ist, sollen auch die Brautleute ein Einsehen haben und wenn sie einmal in Gesellschaft sind, nicht mit Zungen reden, das heißt nicht Alles um sich her vergessen.

Die rechte Liebe zu dem himmlischen Bräutigam hat den Wahlspruch: „Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein," und etwas Aehnliches findet sich auch bei der irdischen Brautliebe, als neuer Beweis, daß sie ihr Ziel und ihre Vollendung noch wo anders sucht, als in der spätern, ehelichen Vereinigung. Du kennst mich, daß ich von Haus aus zu sentimentalen Ueberschwenglichkeiten nicht hinneige und gerne die Dinge mit nüchternen Augen ansehe, aber doch ist mir in den glücklichsten Stunden des Beisammenseins mit meiner Braut schon manchmal der Gedanke gekommen, daß es schön sein müsse, als Bräutigam zu sterben, natürlich mit der Braut, denn sonst möchte ich ihr so großen Schmerz nicht machen. Ich habe aber dasselbe schon von vielen Brautleuten gehört und gerade bei den frischesten, lebenskräftigsten Naturen treten diese Gefühle am stärksten hervor. Woher kommt aber das? Doch gewiß, weil der

Liebende fühlt, daß er einmal herausgetreten ist aus der Sandwüste des alltäglichen Lebens, aus der jedem Menschen angeborenen und durch die Macht der Gewohnheit sich täglich mehr verknöchernden Philisterhaftigkeit, und sich vor dem Zurücksinken fürchtet — doch gewiß, weil die Liebe zwischen Mann und Weib von Gott selbst in die Menschenbrust gelegt, also göttlichen Ursprungs ist und in den Morgenstunden ihres Erdentages sich noch nicht recht finden kann in die fremde Welt rings umher, wie das neugeborne Kind weinend ins Leben tritt, als fühlte es sich nicht heimisch und sehnte sich wieder fort, oder wie die Knospe lange zögert, den Kelch zu öffnen und als volle Rose das neue Dasein zu beginnen, gleich als ahnte sie, daß der Glutstrahl der Sonne ihre Farben bleichen und der Hauch des Windes ihren Blätterschmuck abstreifen wird — doch gewiß endlich, weil ein Sehnen und Harren durch alle Kreatur geht nach des Leibes Erlösung und dieses Sehnen um so stärker wird, je näher sie sich dem Vaterhause fühlt. Das Wort aber, das unser Herr über die gefallene sündige Menschheit hingesprochen hat: „Wahrlich, wahrlich, du mußt von Neuem geboren werden!" klingt, wenn auch unklar und unbewußt, in jedem Herzen wieder, und der Liebende meint die Geburtswehen

des neuen Lebens zu empfinden: Kurzum, jenes Sehnen ist bei Brautleuten häufig da, aber sie sterben nicht daran — damit jedoch sollen sie sich trösten, daß es geistiger Weise eine Jungfräulichkeit giebt, die wir, wie die Braut ihren Myrthenkranz aufhebt, mit hinüber nehmen sollen bis in das späteste Alter, damit wir, um mit der Bibel zu reden, einst als reine Jungfrauen mit dem vollen Duft der ersten Brautliebe dem himmlischen Bräutigam zugeführt werden.

Vielleicht wirfst du mir vor, daß ich zu sehr ins Schöne male und aus Brautleuten halbe Heilige mache; doch das liegt nicht in meiner Absicht, ich habe ja auch nur die eine Seite des bräutlichen Lebens geschildert. Ich kenne ein altes Gemälde, das Brustbild einer weiblichen Figur vorstellend. Auf der einen Seite voller Anmuth und Jugendschöne, ist die andere Hälfte bereits ein Raub der Verwesung geworden, und dieser grelle Kontrast des frischen Lebens mit den grauenvollen Verwüstungen des Todes, macht auf jeden Beschauenden einen tiefen Eindruck. Siehe, auf weißem Grunde tritt das Schwarze am schneidendsten hervor, und so ist mir das Sündliche im Menschen noch nie abschreckender vorgekommen als gerade jetzt. Doch dies Kapitel will nur angedeutet sein, um des erforderlichen Gegengewichtes wil-

len, welches die angeführten Lobpreissungen haben müssen. Sonst halte ich nicht viel von dergleichen Offenbarungen. Ich weiß, man kann auch mit dem Gefühl seiner Sündhaftigkeit prunken wollen.

Ich denke, meine Mittheilungen werden Dir für diesmal ausführlich genug sein, daß Du nichts mehr dagegen hast, wenn ich endlich schließe als

Dein ꝛc.

II.

Du bist also diesmal mit der Bräutigams-langweiligkeit zufrieden gewesen und begehrst sogar noch eine weitere Probe. Möchtest überdies ausführlicheren Bericht über die eigentliche Verlobungsscene — ich soll den Wendekreis selbst schildern, und wie mir zu Muthe war, als ich ihn überschritt. Freund, das sind alles Dinge, die sich nicht beschreiben lassen, die man selbst erleben muß. Hättest auch nicht viel gesehen, wenn Du heimlich hinter mir gestanden hättest im entscheidenden Augenblicke. Meine Werbungsgeschichte ist wie die meisten andern — lange Vorkehrungen und Vorbereitungen, eine ausstudirte Rede im Kopfe (sollte eigentlich heißen einstudirte, aber wenn's zum Treffen kommt, findet sich, daß sie wirklich ausstudirt ist), einiger Angstschweiß auf der Stirn,

viele Beklommenheit im Herzen — und zuletzt kommen doch nur etliche unpassende Worte heraus, und man hat sich zusammengefunden, man weiß selbst nicht wie, und bald ist einem Jeden, als wäre es schon lange so gewesen und könne gar nicht anders sein. Wenn die Seefahrer die Sonnenlinie passiren, so ist da auch kein dicker Strich quer durch's Meer, und doch ist das Schiff, das eben noch diesseits war, in wenigen Minuten schon auf der andern Erdhälfte, und der eigentliche Wendepunkt muß sich mathematisch bis auf die Breite eines Haares abgrenzen lassen. Siehe, gerade so plötzlich und doch auch so unmerklich wird das Menschenherz über die Linie geführt, welche durch das gewaltige Wort geht: Hier Christus und dort Belial! Man findet sich drüben, mag auch meinetwegen den geistigen Geburtstag, ja die Geburtsstunde wissen können, aber die Linie selbst hat noch kein menschliches Auge gesehen.

Wie einem Bräutigam zu Muthe ist, das drückt Luther in einem seiner Briefe unübertrefflich schön in den Worten aus: „Sonst war man allein, und nun ist man selbander!“ Wirf mir nicht ein, daß er dies nicht von der Brautzeit, sondern vom Ehestande gesagt habe, denn bekanntlich lagen bei Luther Verlobung und Hochzeit dicht bei einander, so daß wir Bräutigam's wohl ein

Recht haben, uns dieses Wort anzueignen. Also, Alles was das Herz bewegt und Schmerz oder Freude bereitet, wird drüben mit durchgefühlt und und man bekommt selbst von dort her noch eine ganze Menge neuer Gedanken und Gefühle in den Kopf. Dies Selbandersein ist das Wesen der bräutlichen Liebe, wie ja auch gleich vorn am Eingange der Schrift geschrieben steht: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei." Warum es nicht gut ist, darauf wollen wir uns jetzt nicht einlassen, genug, auf diesem Grunde wurzelt das Ausgehen aller Jünglingsherzen, um zu suchen, und das stille Harren in jeder Mädchenseele, sich finden zu lassen. Ich wollte nur darauf kommen, daß auch dies Selbandersein erst im geistigen Leben seine höchste Vollendung findet, denn auch da sind wir nicht zum Alleinsein geschaffen. Da soll jede Menschenseele eine Jungfrau sein, und das Weib ist ja noch weniger in sich selbstständig, als der Mann. Sie läßt sich also finden von einem derer, die um sie werben, und das sind im Grunde nur zwei, und diese zwei sind gegeneinander; wo der Eine einkehrt, da wendet der Andere den Rücken — ich komme noch einmal auf den Spruch: Hier Christus und dort Belial — es giebt hier keine breite Mitte, sondern rechts und links grenzen sie sich ab bis auf die Breite eines Haares,

obschon der Strich selbst vor unsern blöden Augen verborgen ist.

Christus nun wirbet wie ein rechter Bräutigam um die Seele, geht ihr nach auf allen ihren Wegen, und wenn sie sich ihm ergiebt, so steckt er ihr den Ring an den Finger, darauf stehen die Worte: „Ich habe Dich je und je geliebt!" und verheißet ihr dabei: „Es soll Dich Niemand aus meiner Hand reißen! und geht fort und fort so milde und so zart und so schonend mit ihr um, daß alle Bräutigamsliebe und Zartheit sich dagegen nur wie der Schatten zum Wesen verhält. Der Belial hingegen hofirt wohl anfangs fein säuberlich um die arme Seele herum und verheißt ihr in glatten Worten viel goldne Dinge, schenkt ihr auch ein Ringelein, darauf steht: „Freuet euch des Lebens!" aber er wird der Brautzärtlichkeit bald überdrüssig, wird ein grober Ehemann, und wenn sie sich nun endlich sträubt, zieht er ihr zuletzt einen Ring durch die Nase und schleppt sie hinter sich her, wie der Treiber das Thier. — Weil nun viele Seelen in ihrem geistigen Leben nie eine eigentliche Brautzeit geschmeckt haben, so treten auch die aufgeklärten Hohlköpfe hin und nennen das alte Gleichniß vom himmlischen Bräutigam süßlich, und es ist doch so sehr ernst und tief und

hochherrlich, daß es Niemand genug ausdenken kann.

Ueber die Belialsdirnen haben wir uns also nicht zu wundern, wenn sie vom himmlischen Bräutigam nichts wissen wollen, aber merkwürdig ist, daß im alten Testamente sich Gott den Herrn, den Mann, und sein Volk Israel das Weib nennt, das er sich angetraut hat, während Christus der Bräutigam sein will fort und fort bis an das Ende der Tage, wie denn auch die ganze heilige Schrift schließt: „Und der Geist und die Braut sprechen, komm! ja komm, Herr Jesu!" So lange aber blos das Gesetz uns gegenüberstand, konnte auch die Menschenseele den Duft der Jungfräulichkeit nicht behalten, das von Gott erwählte Weib sank zur gemeinen, ehebrecherischen Magd herab, die Schande ihrer Blöße mußte offenbar werden, wie das Alles in den Propheten ausführlich genug zu lesen ist. Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unseres Heilandes, und allein diese unaussprechliche Liebe und Langmuth und Erbarmung ist im Stande, durch die Jahrtausende hindurch in ewig gleicher Frische und Zärtlichkeit und Geduld und Schonung die sündige, abgefallene Menschheit zu lieben, zu tragen und zu schonen, wie ein Bräutigam die Braut. Und es giebt nun wahrhaftig

auch bei den Menschenkindern eine **Brautliebe**, denn wir haben nicht einen **knechtischen** Geist empfangen, daß wir uns abermal fürchten müßten, sondern wir haben einen **kindlichen** Geist empfangen, durch welchen wir rufen: „Abba, lieber Vater!

Ich kehre noch einmal zu den Wendekreisen und Sonnenlinien zurück. Es gehen solche **Linien** durch alle menschlichen Verhältnisse hindurch, und **leichter** Sinn und **Leichtsinn**, **kindliches** und **kindisches** Wesen, wahre **Empfindung** und **Empfindelei** liegen überall dicht bei einander. Im Brautstande sind sie vielleicht am schärfsten gezogen und werden am leichtesten überschritten. Daß ich mich schon manchmal auf feindlichem Gebiete ertappt habe, will ich Dir ohne Widerrede gestehen, aber ich erkenne auch, daß wir mit großem Ernste danach streben müssen, überall das rechte Maß zu treffen.

Die Liebe ist ein **Geheimniß**, und der Apostel Paulus sagt, das Geheimniß ist **groß**. Sie beginnt als geheimnißvoller Zug der Herzen zu einander und würde untergehen, wenn sie jemals aufhörte Geheimniß zu sein. Das Eisen siehst Du wohl, das den Magnet festhält, aber die verborgene Kraft, die beide unwiderstehlich verbindet, bleibt aller Menschenweisheit verborgen. Jedes

Mitaufnehmen eines Dritten würde das Wesen der Liebe vernichten, denn ihr Geheimniß besteht eben darin, daß Zwei Eins werden. Nun hat aber die Liebe, obwohl sie der Welt außer ihr gegenüber ein fortwährendes Geheimniß ist und nothwendig bleiben muß, doch auch das fortwährende Bedürfniß, sich mitzutheilen und auszuströmen, und wenn auch unsere Brautleute nicht gerade ihr Geheimniß preisgeben, so verwischen sie doch mindestens oft den Blüthenschmelz, den jedes Brautpaar für seine Umgebung haben sollte.

Wenden wir nun das Gesagte auf die Liebe zum Herrn an, so muß die auch ihrer Natur nach immer ein Geheimniß sein, so stark auch der Drang sich mitzutheilen ist. In der Schrift wird sie mit zwei weidenden Zwillingsrehen verglichen. Es läßt sich kaum ein zarteres, treffenderes Bild denken. Treten andere Rehe aus dem Waldesdickicht auf die stille Wiese hervor, so lassen sich jene wohl nicht im Weiden stören, aber scheu entfliehen sie allen fremden Blicken. Ich mag es nicht leiden, wenn Einer seine Gnadenerfahrungen, seine Gebetserhörungen so allzeit fertig vor der ganzen Welt auskramt. Wir sollen es wohl nicht lassen können, allezeit zu zeugen von ihm, und man muß uns unsere Liebe wohl ansehen

können, gleichwie sie einer Braut fortwährend auf der Stirne geschrieben steht — aber der Welt gegenüber, — da gelte der Spruch: Er führet mich heimlich in sein Gezelt!

Doch nun genug für diesmal, bis auf die Bitte, daß Du mir wieder auf etliche Wochen Bräutigamsferien gewährst. Vielleicht setze ich dann später diese Mittheilungen fort.

Wie immer

Dein ꝛc.

III.

Zwischen meinem letzten Briefe und diesen Zeilen liegt wiederum eine geraume Zeit, und die ist mir bald lang geworden, bald pfeilschnell entflogen, je nachdem sich meine Bahn im auf- oder absteigenden Knoten befunden hat. Ich mache es nämlich dem Monde nach; alle vier Wochen ist ein Kreislauf vollendet und dann sehe ich meine Braut wieder von Angesicht zu Angesicht. Jetzt eben habe ich das Neulicht bereits hinter mir, die Trennungsmitte ist vorüber, die Sichel des zunehmenden Mondes flimmert lustig und wird alle Tage größer. Siehe, und die Freude des Beisammenseins ist bei Brautleuten recht wie das Mondlicht; denn der abnehmende Mond verbirgt uns seinen Glanz, das heißt, er scheint in demjenigen Theile der Nacht,

den wir verschlafen, der zunehmende aber begleitet uns bei der Tagesarbeit und erhellt lieblich den Feierabend. So will auch bei Liebenden der Rückblick auf das Durchlebte nie recht Stand halten, kommt allenfalls wie ein schöner, lieblicher Traum; aber weit in den Vordergrund tritt der Gedanke an die neue Vereinigung. Die Hoffnung vermag weit eher die Trennungszeit zu erhellen, als die Erinnerung. Fortwährende Sehnsucht in tiefster Brust, ist gewiß das charakteristischste Merkmal der Brautzeit. Und das ist ja auch so natürlich. Die Herzen fühlen sich eins in der Liebe und sollen doch im Leben getrennt von einander schlagen. Wäre dieses von Tage zu Tage wachsende Sehnen nicht, so würden sich alle Verlobten in den frischen Maienduft des Brautstandes verlieben, würden nicht mit banger Freude nach dem Tage der endlichen, bleibenden Vereinigung blicken. Die Brautzeit soll die schönste Zeit sein im Leben — ich lasse das gelten, wie ja auch der Wonnemond der schönste ist im Jahre — aber doch drängt im Mai das Knospenleben am ungeduldigsten nach weiterer Entfaltung. Auch wem die Braut nicht, wie mir, in weiter Ferne wohnt, ja wer sie alle Tage sieht, der fühlt doch dieses Sehnen in gleicher Stärke; denn je häufiger das Beisammensein, um so öfter gilt es auch sich loszureißen.

Sieh', da komme ich unvermerkt auf einen neuen Vergleichungspunkt, und vielleicht auf den schlagendsten, zwischen der irdischen Liebe und der des himmlischen Bräutigams zu der erlösten Seele. Die Grundfarbe aller Christenherzen, so lange sie in diesem Leibe wallen, ist ein nie gestilltes Sehnen nach Ihm, denn sie feiern auf Erden eben noch die Brautzeit. Die Herzen sind eins geworden in der Liebe, aber die Füße wandeln auf verschiedenem Boden. Die Braut muß ihres Vaters Haus und ihre Freundschaft verlassen und dem Bräutigam in die zum Empfange bereitete Wohnung folgen. Christus wohnt im ewigen Lichte, und wir haben hier keine bleibende Stadt, darum sehnen wir uns allezeit bei ihm zu sein, und darum ist das Himmelreich gleich einem Hausvater, der seinem Sohne Hochzeit machte. Ja dort, dort ist der große Hochzeitstag, der Tag der ewigen Vereinigung, zu dem wir hier die Lampen helle machen sollen.

Wir sehnen uns, allezeit bei Ihm zu sein! O, wer doch das von sich in Wahrheit sagen könnte! Christus, ja der hat die rechte Bräutigamssehnsucht. Mögen wir uns noch so weit verlaufen haben, er ist uns überall nahe; wenn wir die Augen aufschlagen nach ihm, siehe, so steht er bereits hinter unserer Thür und blickt durch's Fenster. Aber,

o wie viel fehlt noch, daß unsere Seele die rechte Braut ist, die nicht leben kann ohne ihren Freund, in deren Herzen fort und fort die Klage erklingt: „Sage mir àn, wo du weilest!“

Wenn ich in einsamen Stunden so hinsitze, dann kommt's mir oft so wunderbar vor, wie ich mit meiner Braut mich zusammengefunden, wie unsere Herzen, die sich ferne und fremd waren, haben eins werden können in inniger, unzertrennlicher Verschmelzung. Wohlan! dies ist das Geheimniß der Liebe, und wir deuten und lösen dieses Räthsel nimmer. Aber wunderbar dünkt's mir nicht, daß ich mit immer stärkeren Banden mich an meine Liebe geknüpft fühle — muß ich denn da nicht wieder lieben, wo sich ein Herz mir so ganz hingiebt und immer völliger in mir aufgeht? Hier nun hört der Vergleich auf, ja das ist das Wunderbarste, das Unbegreiflichste, das Staunenswürdigste, daß der Herr uns fortlieben kann, uns, die wir ihn noch so wenig wieder zu lieben verstehen.

Wenn ich die Brautliebe eines Christen zeichnen könnte, so müßte sich in der ganzen Gestalt ein tief schwermüthiger Zug ausprägen, der sich etwa in die Klage übersetzen ließe: O warum lieb' ich dich so sehr, und so wenig meinen Herrn? Um dieser Klage willen darf auch der

Brautstand nicht bleibend sein, die irdische Sehnsucht muß aufgehen in der Ehe; das rechte eheliche Zusammenleben soll uns aber nicht etwa abziehen von einer innigern Vereinigung mit Gott, von einer vollständigern Herzenshingabe, sondern es soll uns in dieselbe immer mehr einführen. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," hat Gott der Herr gesprochen, und deshalb segnet die Kirche alle Ehen ein und spricht fort und fort über dieselben das Wort: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Doch nur im Feuerofen der Trübsal wird das Gold von den Schlacken geläutert. — Vor einigen Wochen hat es dem Herrn gefallen, meiner hier verheiratheten Schwester ihr Töchterchen wieder abzufordern. Es war ein so zartes, liebliches Kind, das erste Enkelchen meiner Eltern, und hatte noch nicht ganz ein Lebensjahr vollendet. Da lag's nun und krümmte sich wie ein Wurm vor dem herannahenden Tode, bis endlich das kleine Herz brach. Noch hatte es seiner Mutter nur durch Lächeln danken können, aber es kannte uns bereits Alle. Nun hat's sterben müssen und ist ein Raub der Würmer geworden.

Man sollte meinen, als Bräutigam vor solch einem recht bittern Ehestandskreuze zu stehen, das müsse den Blick in die Zukunft trüben. Bei

mir ist aber der Eindruck dieses Todesfalles ein zwar ernster, aber doch milder und heiligender gewesen, und mit neuem Muthe und getroster Zuversicht gehe ich den kommenden Tagen entgegen. Wer die große Klage begreist, daß wir so leicht am Staube kleben bleiben, uns einwohnen und die Fremdlingsschaft auf Erden vergessen, der muß auch den Segen ahnen, der von solchen Sterbebetten aufgeht. Da schreibt der Herr mit dem eignen Herzblute der Eltern einen Denkzettel an den Himmel, daß sie die Blicke unverwandt nach droben richten. Da wird das harte Herz gespalten und das Reis des himmlischen Heimweh's eingepfropft, daß es mächtig emportreibe, die Wildlinge um sich her erstická und Paradiesesfrüchte bringe. Mit dem Leibe des Kindleins muß ja auch ein Stück des natürlichen Menschen der Eltern zugleich begraben werden, der geistige Mensch aber, der da weiß, daß die junge Seele nun dem Herrn im Schooße ruht, fühlt sich droben eingebürgert. Siehe da ein Tröpflein Honig, das ich mir im Vorbeigehen aus dieser Passionsblume gesogen!

Mein Brautstand hat überhaupt schon recht ernste Stunden gehabt. An einem Sonntage des vergangenen Sommers hatten wir einen lieben Freund besucht und ich stand mit meiner Braut während

eines Gewitters am offenen Fenster, dem fallenden Regen zuschauend, wie er das dürre Gartenland erquickte. Da schlug der Blitz hart vor uns in dem gegenüberliegenden Hause ein, zündete, und tödtete zwei Menschen auf der Stelle. Es war ein furchtbarer Schlag und der Luftdruck schleuderte uns weit zurück. In einem meiner vorigen Briefe erzählte ich Dir, daß Brautleute sich oft sehnen, mit einander sterben zu können, siehe, hier war ein gemeinschaftlicher Tod uns so nahe gerückt, wie noch nie. Die Zukunft des Menschensohnes wird auch sein, wie der Blitz, der da scheinet vom Aufgang bis zum Niedergang, und alsdann sollen die Seinen ihre Häupter aufrichten, weil die Stunde ihrer Erlösung naht — wir aber, wir zitterten Beide, und die Furcht überfiel uns, wie ein gewappneter Mann. Warum zitterten wir? und hättest Du nicht gezittert an unserer Stelle? Der Prophet weissagt von dem Herrn: „Er wird sitzen und schmelzen und das Silber reinigen“ — wie viel hat der Herr noch aus unsern Herzen auszuscheiden, durch welches Feuer der Trübsal werden wir noch gehen müssen, bis auch wir sprechen können: „Wir fürchten uns nicht, wenn gleich das Meer wüthete und wallete?“

Mit der verflossenen Zeit liegen auch die schönen Tage hinter mir, in denen ich meine einstige

Lebensgefährtin zum ersten Mal in die Stätte ihres künftigen Waltens habe einführen können. Sie hatte mich mit ihrer Mutter besucht; wie Du weißt, ist der Vater meiner Braut schon vor längerer Zeit heimgegangen. Meine liebe, zweite Mutter fürchtet sich so vor der Zeit, wo sie die Tochter von sich lassen muß in die Ferne; auch meiner Braut bangt vor der Trennung, und je näher dieser Zeitpunkt rückt, mit um so innigerer Theilnahme blicke ich oft auf die trauernde Mutter.

Wenn ich mit tiefinnerer Befriedigung stets neue Seiten entdecke, die das irdische Gleichniß der ewigen, himmlischen Liebe immer treffender erscheinen lassen, so sinne ich nun auch, welche Deutung solcher Trennungsschmerz in diesem Lichte gewinnt. Vielleicht dünkt Dir die Antwort leicht. Christus selbst spricht ja: „Wer Vater oder Mutter, Weib oder Kind mehr liebt, als mich, der ist mein nicht werth“ und wie nun die bräutliche Liebe stärker ist, als das Band, das uns an die Elternherzen bindet, so muß auch die Liebe zum Herrn stärker sein, als alle natürliche Bande, die uns an die Erde fesseln; sie muß den Wahlspruch haben: Du bist's gar! Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde. — Die Auslegung wäre gut, aber ich habe meine zweite Mutter so lieb und es betrübt mich,

wenn ihre Liebe zu uns und unsere Liebe zu ihr in diesem Gleichniß einen so niedrigen Platz einnehmen, wenn das Losreißen von dem Mutterherzen die Trennung von der Welt und ihrer Lust abbilden soll. Ist doch auch die Mutterliebe so hoch gewürdigt worden, daß der Herr sie mit seiner Liebe vergleicht, wenn er spricht: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen" u. s. w.? Und doch ist's so, das Ausgehen aus dem Elternhause deutet zunächst auf das: „Verkaufe was du hast und folge mir nach" — aber wunderbar, was unser Gleichniß auf der einen Seite nimmt, das giebt es auf der andern wieder, und auch die Elternliebe findet ihr ewiges Urbild und ihre hochherrliche Verklärung. Im höchsten Opfer liegt zugleich immer die höchste Seligkeit. Je größer die Entsagung, um so tiefer das Bewußtsein der überwundenen Selbstsucht. Das blutende Elternherz, wenn beim Losreißen des geliebten Kindes der Trennungsschmerz aufgeht in der Freude an seinem Glück, wird zum Abbilde der höchsten Liebe, die sich selbst mit einem Hausvater vergleicht, der seinem Sohne Hochzeit macht, jener Liebe, die um unsertwillen den Eingeborenen dahingegeben hat.

Ich habe mich müde geschrieben und habe doch noch so Manches auf meinem Herzen. Du wirst bald *wieder* hören von Deinem rc.

IV.

Du möchtest gerne die Tonart kennen lernen, aus welcher ich die Vortrefflichkeiten meiner Braut besinge? Wohl wahr, daß allen Verliebten ein unwiderstehlicher Hang zum Versemachen innewohnt und daß dieses Prickelfieber allerhand Albernheiten zu Tage fördert; aber spöttele nicht darüber, sprich nicht von Daumenschrauben, die den kümmerlichen Blutstropfen der poetischen Ader aus den äußersten Fingerspitzen herausquälen; gewöhne Deine Zunge daran, selbst solchen Abgeschmacktheiten die Würze des ursprünglichen Gewächses abzufühlen, und finde dann in diesem poetischen Preßzwange einen neuen Beweis der herzerneuernden Kraft der Liebe, die selbst den eingefleischten Philister aus dem langgewohnten Schlendrian emporreißt. Ein Paar Liebende sind ja

ohnedies wie ein wohltönender Vers, der mitten in der Ungereimtheit der verkehrten, menschlichen Natur übrig geblieben ist von ihrer ursprünglichen Harmonie, und ich finde den Drang so natürlich, daß gehobene Stimmung auch in gehobener Sprache sich mittheilen möchte. Ob's aber recht ist, einen Dritten in das Raritätenkästchen seines Herzens blicken zu lassen, das ist eine andere Frage. Wenigstens, scheint mir, sollte man in der Brautzeit die Narde nicht verduften lassen und sein eau de mille fleurs nach jedesmaligem Gebrauch wieder sorgfältig zustöpseln. Liegt jene Zeit hinter uns, so mag das, was an dem Probirsteine der nunmehrigen Nüchternheit des Poeten nicht als Schaumgold sich ausweist, immerhin als gangbare Münze ausgegeben werden. Indessen: „Am schwersten zu bergen ist ein Gedicht; wer ein's gemacht hat, stellt's unter den Scheffel nicht," sagt Göthe, und wir werden denn auch richtig mit einer ganzen Fluth von Liebesliedern überschüttet. Ich würde dennoch Deine Bitte unbedingt abschlagen, wenn ich nicht einige Reflexionen über dergleichen Produkte auf dem Herzen hätte und wenn's mir nicht unehrlich erschiene, über Andere zu räsonniren, ohne selbst eine Seite darzubieten, nach welcher sich ein Gegenhieb führen läßt.

Die Herzensergießungen desjenigen Theils der reimlustigen Bräutigamswelt, der mit der Liebe förmlich Abgötterei treibt, und je nach der Verschiedenheit der Temperamente zu der Uebermenschlichkeit der Erkorenen empor winselt, schmachtet, lobhudelt oder bramarbasirt; so wie die Abart der neuesten Zeit, die sich blos darum in dieser Weise nicht wohl fühlt, weil sie an nichts Höheres mehr glaubt und deshalb die ganze Menschheit in eine Tonne steckt, die Geliebte als den abgezogenen Spiritus derselben betrachtet und, von Weltschmerz und Weltliebe benebelt, vor ihr Purzelbäume schlägt — lasse ich bei meiner Auseinandersetzung billig ganz bei Seite liegen. Mich interessirt nur, wie die Seelen, in denen das Christenthum lebendig geworden ist, jenes Dichterfieber überstehen, und da finde ich, daß dieselben, trotzdem, daß sie allein die geschlechtliche Liebe in ihren tiefsten Tiefen auffassen, doch in ihren poetischen Ergüssen meist die irdische Liebe in der himmlischen ganz verschwinden lassen. Die Bräutigamszärtlichkeit wird vorher bei Wasser und Brot eingesperrt. Es werden Liebeslieder, die, läßt man Anrede und Schluß weg, ebenso gut auf den Seelenfreund, als auf die Braut passen, Lieder, die zwar die Liebe zur Braut hervorgebracht hat und die ein Zeugniß

terländischen das ganze Vaterland, an den Volksfesten ein ganzes Dorf oder Stadt mit Jung und Alt, Groß und Klein, Arm und Reich. Zu den ersten gehört ein rechter Christ, zu den zweiten ein treuer Patriot, zu den dritten ein wirklicher Volksfreund, und wer alles dreies zusammen ist, kann die meisten Feste feiern. Weihnachten ist ein Christliches, Königs Geburtstag ein Vaterländisches und Vogelschießen ein Volksfest. Zu dem letzten kann aber heut zu Tage Einer, der alles dreies zusammen ist, doch oft nicht mehr gehen! Ich hätte gern ein besseres Fest in diese Klasse gesetzt, konnte mich aber auf keins besinnen, das macht, von dieser dritten Art ist uns am allermeisten abhanden gekommen. Wenn unser Volk einmal seinen alten Glauben wiederfindet, findet's wohl auch die rechten Feste mit.

Die besondern Feste zerfallen in Familien-, Vereins- und Solo-Feste. Die letztern feiert Jeder für sich allein in seinem Herzen, wenn eben die Glocken drin läuten. Die Familienfeste bestehen aus Hochzeiten, Kindtaufen, Geburtstagen und was ein fleißiger Hauswirth etwa sonst noch für die Seinen zusammenbringt. Das halbwüchsige Volk, von den sogenannten Flegeljahren an, wo jeder Mensch zwei Hände und Füße zu viel hat und wenn man ihn anredet, nicht recht weiß, wo er dieselben hinthun soll, bis in die Zwanziger hinein, [illegible] die überflüssigste Rolle dabei. Sie sitzen [illegible] Fell und Fleisch. Aus den Kinderschuhen

heraus, auf die sie nicht zurückblicken mögen, liegt ihnen doch die Hausväterlichkeit noch zu fern, als daß sie sich an die anlehnen könnten. Sie wissen nicht recht, was für ein Gesicht sie machen sollen, wenn sie sich in der Familie freuen müssen. Für diese Klasse sind die Vereinsfeste die anziehendsten. Gleich und Gleich gesellt sich gern, sagt das Sprüchwort. Daher kommt unter dem jungen Volke der gewaltige Zug nach Herbergen, Spinnstuben, Kegelbahnen, Bällen, Kränzchen und wo sonst noch hin, und am liebsten ist's ihnen, wenn sie ganz unter sich sein können. Da aber, aus obenangeführten Gründen, das alles keine wirklichen Feste sind, weil historischer Grund, entsprechende Form und rechte Feststimmung fehlen, so halte ich es für einen wahren Gewinn, wo solchen jungen Leuten wirkliche Feste bereitet werden, und darum, wo ein Jünglingsverein auf solchem Grunde steht, wie der Eure, und solche Feste feiern kann, da muß auch ein alter Knaust, wie ich, wenn er nur davon hört, in seinem Herzen ein Solo-Fest nachfeiern.

Und damit soll's für diesmal genug sein. Nimm Dir das Beste heraus, grüß' die ganze Pommersche Freundschaft und behalte ferner lieb

Deinen

alten Freund mit jungem Herzen
Gottlieb Helfgern.

züchter und merkst auf ihre Art. Sieh, jetzt ist's Sommer, da finden die Thierchen draußen ihr reichliches Futter, und sie schwärmen in's Feld, und bringen den Kropf voll herein und füttern ihre Jungen, und wissen's Dir keinen Dank, daß Du ihnen die Nester zugerichtet und den Schlag hast neu decken, und mit Nägelspitzen vor Marder und Wiesel verwahren lassen. Sie thun als kennten sie Dich nicht, sind scheu und schüchtern und fliegen fort, wenn Du ihnen nur irgend zu nahe kommst. Gerade so machen's wir Christen meist auch in der guten Zeit. Wir kennen unsern Herrn nicht! Aber Noth lehrt beten. — Wenn die Herbstbestellzeit vorüber ist, und die Körnlein draußen alle aufgezehrt sind, dann wird den Tauben ganz anders um's Herz, und wenn nun die ersten Schneeflocken fallen und bald das weite Leichentuch die ganze Erde überdeckt, dann ist's aus mit ihrem Muth, und sie sitzen ganz schwermüthig auf dem Scheundach und denken an die Fleischtöpfe Aegyptens. Was willst Du nun thun? Willst Du nun auch sprechen: „Ich kenne euch nicht!“ Nein, sondern Du nimmst die Metze zur Hand, und steigst auf Deinen Kornboden. Aber die Tauben haben noch kein Herz zu Dir. Du streust ihnen die Körner hin, aber sie kommen noch nicht herunter vom Dache, so lange Du dabei stehst. Sie fürchten sich noch vor Dir. Darum wirfst Du die Gerste wie von ohngefähr *auf einen* freien Fleck in den Hof, und kehrst Dich

und gehst wieder hinein, daß die Tauben hinterher denken sollen, sie fänden die Körnlein per Zufall. Indessen in kurzer Zeit kommen sie hinter den Casus mit dem Zufall, und wenn Du mit der Metze auf den Hof trittst, fliegen sie schon hin und her vor Ungeduld, und bald genug kommen sie in Deinem Beisein herunter allesammt, und hocken dicht aufeinander und schlagen mit den Flügeln vor Begier. Aber immer noch mußt Du ihnen das Korn fein säuberlich und behutsam hinstreuen, und wenn Du einmal einen Quergriff thust — — hurrr! fliegt der ganze Schwarm in die Luft und wieder hinauf nach dem Dach, bis sich die Blödigkeit allgemach ganz verliert, und Du es zuletzt so weit bringst, daß Du die Tauben im Stall fütterst, und daß sie Dir die Körner aus der Hand picken. — Siehe, so macht es der Herr mit uns auch! Wo ein Herz girret in Angst und Noth, da blickt's wohl auch erst scheu um sich und wähnt überall nur Feinde und Verderben zu sehen. Aber der Herr stellt sich hinter die Thür, und wirft uns Brosamlein in den Weg, daß wir sie finden und meinen, es ist ein Zufall gewesen, und so kirrt er uns allgemach und läßt uns die Hand sehen, die unter die Gnadenkörner greift, bis wir ihn erkennen und zu ihm fliehen, wie die Tauben zu ihren Fenstern, und aus seiner Hand nehmen Gnade um Gnade.

Und nun, Vetter, noch eine Schlußapplikation. Also sollen wir es mit unsern Brüdern

Die Geschichte vom lahmen Fried.

Wenn die großen Eisenbahnlinien, die Deutschland durchschneiden, erst einmal ganz fertig gebaut sein werden, und es fährt Einer mit Windesschnelle etwa von Königsberg in Preußen nach Köln oder Koblenz am Rhein, so denkt er vielleicht nicht daran, wie viel tausend Menschenhände vorher Jahre lang von früh bis in die Nacht sich haben regen müssen, und wie viel Tropfen Menschenschweiß auf den Boden gefallen sind, ehe er sich so glatt ausgestreckt hat, daß sich die schweren Eisenschienen gleich doppelten Schnürlein drüberhin legen konnten. Wenn aber zwei Müller herkämen, und einer davon hätte die Macht, alle Schweißtropfen groß und klein, die die Menschen hier vergossen haben, aufzufangen und zu sammeln, daß nicht eine Nußschale voll davon verloren ginge — der andere aber könnte allen Branntwein, der bei diesem Bau getrunken ist, zusammenschütten, so weiß ich doch, wessen Mühle am lustigsten gehen sollte; und wenn der Schweißmüller schon längst mit trübseligem Blicke das versiegte Wasserbette anschaute, und mit schwerem Herzen sehen müßte, wie die Rothschwänzchen

ihre Nester bauen im trocknen Wasserrad — so pfiffe der mit dem Branntweinsmahlgange noch lange Zeit ein munteres Müllerstückchen.

Wer jetzt durch Thüringen reist, kann das geschäftige Treiben, das Karren und Graben, das Pochen und Hämmern bei solchem Bau noch gewahr werden, und kann's mit Augen sehen, wie hier ein langrückiger Berg allmälig aus dem Thale in die Höhe wächst, und dort ein anderer geniedrigt wird, oder eine weite Spalte macht, als hätte vor vielen hundert Jahren einmal eine große Wasserfluth sich da den Durchpaß gesucht. Und wenn sich Einer im Geist mit auf den Bergkamm stellen wollte, hart an der Strecke, wo die Eisenbahn das freundliche Saalthal verläßt und auf einem Umwege über den Höhenrücken zu kommen trachtet, und er hübe seinen Blick auf und schaute in die Ferne, vor sich und hinter sich, rechts und links, und sähe überall lachende Felder und grüne Wiesen und dunkle Waldungen, und hier und dort manchen freundlichen Kirchthurm, und jenseits die alte Stadt, wie sie sich mit ihren vielen Spitzen und Zinnen am Fuße des Berges drüben ausbreitet, und dazwischen den breiten Spiegel der Saale, die sich lang hinzieht durch das anmuthige Thal, wie ein gewaltiges Silberband, und hart unter sich den langen Streifen Eisenbahn — auf der einen Strecke werden schon die Schienen gelegt, auf einer andern Stelle hämmern die Maurer noch emsig an der Ueberbrückung



Der Brautstand.

2.

Ist Deinem Freund die Hülfe fern,
Leih ihm die erste Silbe gern.
Wohl jedem Mann zu allen Zeiten,
Der Frieden hat in meiner Zweiten.
Vom Ganzen eilt ein schneller Bote aus
Und fordert plötzlich vor Gericht,
Eh' er's gemeint, den Bösewicht.
Mehr brauchst Du, Freund, zum Rathen nicht,
Doch bleib' mit Armbrust mir zu Haus.

3.

Zwei Silben hat mein Wörtchen blos;
Die ein' ist klein, die and're groß.
Ihm scheint nicht mehr der Sonne Licht,
Ob Tag ob Nacht ist, sieht es nicht.
Nimm ihm den Kopf, so wird's zum Baum,
Wie Du ihn größer findest kaum — —
Halt! Leiche, Eiche, rufst Du? Possen!
Rath' anders, Freund, hast fehlgeschossen!

4.

Bald still und heiter, finster bald und trübe,
Bald scheltend, und sich opfernd bald aus Liebe,
Kurzum veränderlich sind meine ersten Beiden;
Doch stellt sie Mancher in befang'nem Sinn
Dem Himmel nah. Freund, lasse Dich bescheiden,

Glaub' mir, sie reichen lange noch nicht hin.
Sie weinen viel — ich bitt' Euch, laßt sie weinen,
Nach jedem Regen muß die Sonne scheinen.
Die dritte Silbe ist ein Schadenfroh,
Der Herzen Eintracht sucht sie zu verhindern,
Und zwischen Freunden, Gatten, Eltern, Kindern
Brennt oft nach einem Wort sie lichterloh.
Nun bliebe noch das Ganze zu beschreiben —
Gott lass' in Gnaden uns're gute Stadt
Verschont von der Verwüstung bleiben
Die oft es angerichtet hat. —
Doch meine Keiner, denn ich lebe gern in Frieden,
Ich woll' auf Weiberzwist ein Räthsel schmieden.

5.

Durch meine beiden Ersten bricht
Ins dunkle Haus der Sonne Licht.
Verschließt Du sie, ist's finster um Dich her,
Ob draußen auch der helle Mittag wär'.
Die Dritte ist es die der Künstler schafft,
In die er Anmuth, Würde, Geist und Kraft,
Und was er Hohes nur in seinem Herzen trägt
In seinen Weihestunden niederlegt.
Das Ganze, wärst Du noch nicht auf der Spur,
So such es an den beiden Ersten nur.
Doch eh' Du Deine Meinung mir enthüllt,
Glaub' nicht, die Lösung wäre Fensterbild.

6.

Die erste Silbe, ob ihr sie nicht seht,
Giebt sie dem Ohre doch sich deutlich kund.
Die Zweite ist zu allen Zeiten rund,
So daß im Gang sie um sich selbst sich dreht.
Soll ich das Ganze nun noch nahe legen?
Es kann sich in der Ersten nur bewegen.
Nun, lieben Rather, schließ' ich den Bericht,
Nur eins noch sag' ich: Mühlrad mein' ich nicht.

Inhalt des zweiten Bandes.

Briefe von Gottlieb.

Vermischtes.

Gedichte.



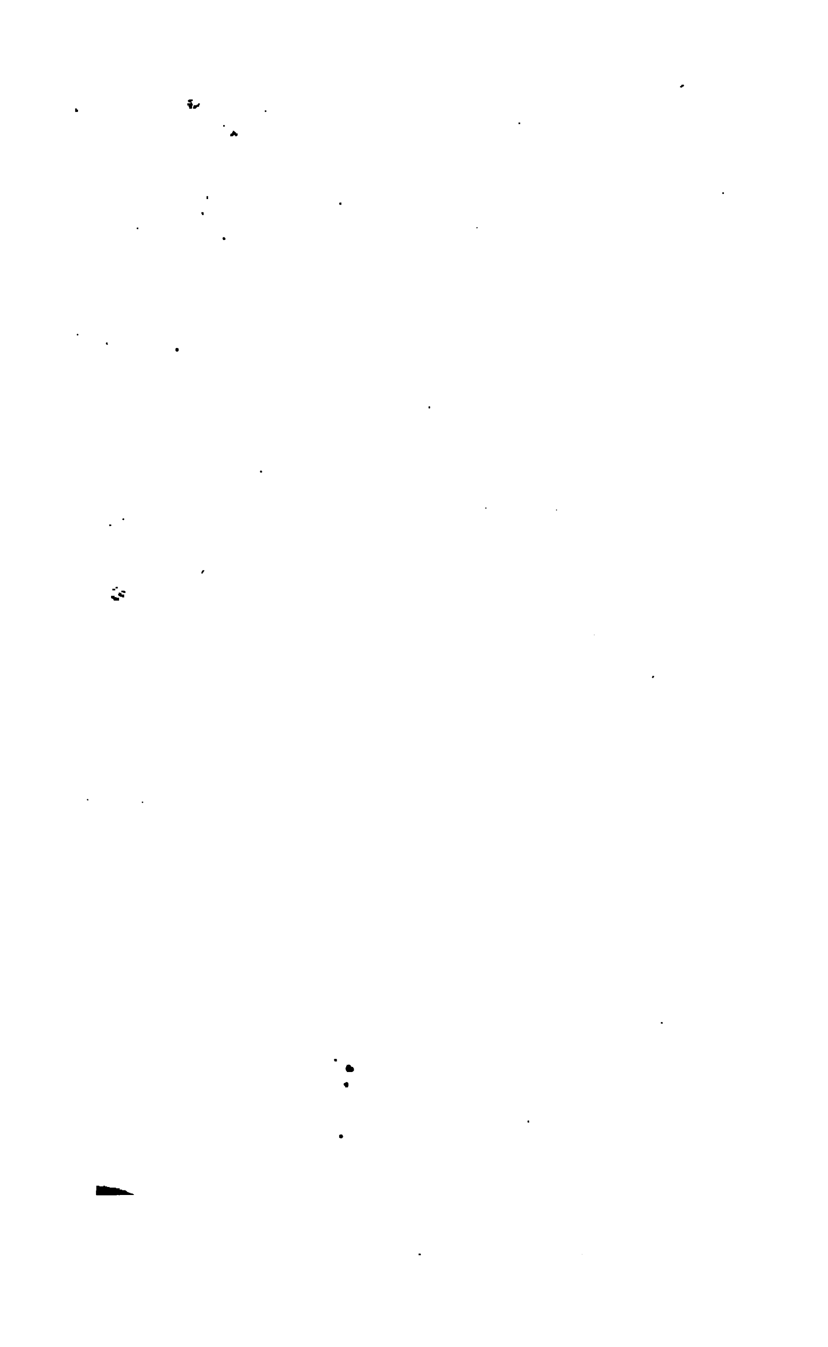
Gesammelte Schriften

von

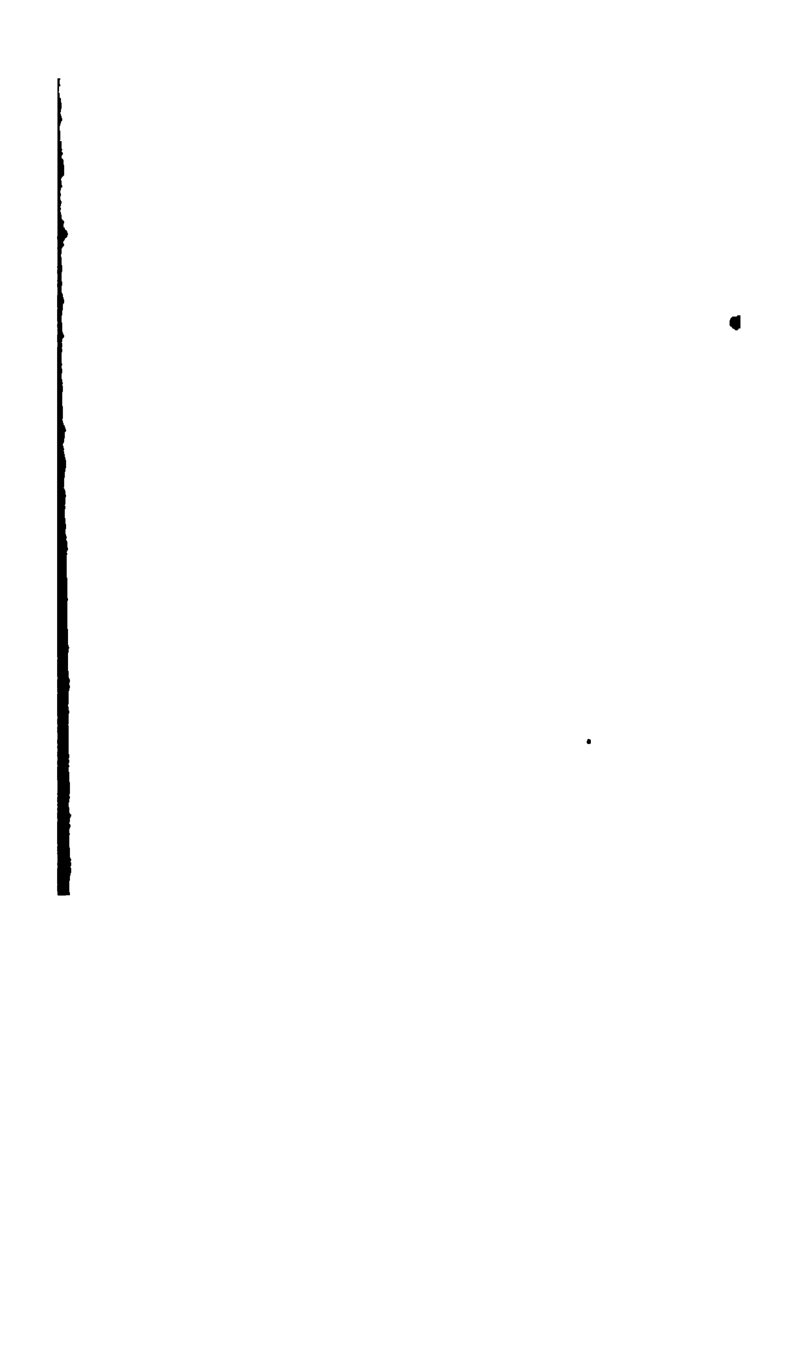
Gustav Jahn.

Dritter Band.

Stettin.
Verlag von L. Weiss.
1849.



Der Brautstand.



Briefe an einen Freund.

I.

Lieber Wilhelm!

Bereits ist ein volles Vierteljahr verstrichen, seit ich mit wehender Flagge über den neuen Wendekreis meines Lebens gesegelt bin, und doch habe ich Dir, wie Du in Deinem letzten Briefe klagst, noch nichts weiter geschrieben, als die dürre Anzeige meiner Verlobung. Aber bedenke, daß selbst unter dem harten Stecken Mosis ein Bräutigam ein Freijahr hatte, in welchem man ihm keinerlei Last auflegen durfte. Indeß, seit der Gefühlsstrom wieder in ein ruhigeres Bett geleitet ist, regt sich bei mir von selbst der Drang, ihn mit dem Senkblei zu durchforschen, und Deine Liebe ist mir von jeher viel zu sonderlich gewesen, als daß ich nicht gegen Dich am liebsten mein Herz ausschüttete.

Einen Wegweiser nach ihm kenne ich, und mit Gott will ich den Pfad betreten, den mir seine ausgereckte Hand gezeigt hat.

Es ist so groß, daß unser Herr alle seine Gleichnisse aus Gebieten des täglichen Lebens genommen hat, die Jedem bekannt sind, oder bekannt werden können. Da ist nirgends ein Suchen nach Neuem, Ungewöhnlichem, Geistreichem, ein Spielen mit Worten, ein Hinübergreifen in das Reich der idealisirten Möglichkeit, Alles hat Leib und Leben, und doch überall: O, welch eine Tiefe des Reichthums! So hat Er sich nun selbst den himmlischen Bräutigam genannt, und in einsamen Stunden gehe ich jetzt gern stillsinnend diesem Bilde nach. Doch nicht die unklaren Gefühle, welche das Jünglingsherz durchzittern und die es auf das wesenlose Gebilde seiner Phantasie überträgt, sind das Gleichniß seiner ewigen, göttlichen Heilandsliebe, sondern unser Herr hat an einen wirklichen Bräutigam, an eine Brautliebe mit Fleisch und Blut gedacht. Ja, und die Weisheit dessen, der sich selbst entäußert und der nicht das Seine gesucht hat, hat hier, wie immer, das Rechte getroffen, denn es giebt kein anderes menschliches Verhältniß, wo, mag es auch durch die Sünde noch so getrübt sein, unser alter Erbfeind, die Selbstsucht, so weit hintenaus stehen müßte. Dies sich selbst Ver-

gessen und aus sich Herausgehen, dies Hingebende und Aufopfernde wirft einen Verklärungsschimmer auf jedes Brautpaar. Wie Du, wenn Du an jenes große Gleichniß denkst, dem Säemann auf dem Acker mit Andacht zuschauen kannst und darüber vergissest, daß er vielleicht müde und verdrossen, wie die Stiere im Joch, auf den frisch gepflügten Furchen hinschreitet, so erscheint in solchem Lichte auch ein Brautpaar wie eine Erinnerung an jene erste selige Zeit, die die arme sündige Erde einst gesehen hat.

Freilich, wenn Du schreibst, daß jedes Brautpaar Anfangs etwas Komisches habe, und wenn es allmälig aus diesem Stadium heraustrâte, für den Dritten etwas unerträglich Langweiliges bekäme, so klingt dies allerdings anders, als wenn ich von Heiligenscheinen rede, aber doch kommt es nur auf die Augen an, mit welchen man die Dinge ansehen will. Das komische Element liegt in dem Neulingsgesicht, in einer gewissen Unbeholfenheit, die, den Augen der Menschen gegenüber, aus schüchterner Verschämtheit und desparater Dreistigkeit zu gleichen Theilen zusammengesetzt ist; die Langweiligkeit aber für jeden Dritten ist noch viel erklärlicher, weil eben Brautleute sich selbst so vollkommen genug sind, daß für sie gar kein Dritter existirt. Deute nun dies Alles

auf das geistige Leben. Wenn in einem armen Menschenherzen die Gnade Gottes zum Durchbruch kommt, wenn es die Liebe des himmlischen Bräutigams zu erwiedern beginnt, wie wird da auch mit einem Male die ganze äußere Erscheinung eine so völlig andere, und die erste Neulingsunbeholfenheit, die gleichfalls halb aus zu schüchternem Zurückziehen, halb aus zu dreistem Hervortreten besteht, ist auch ein Stück von der göttlichen Thorheit, die der Weisheit dieser Welt so oft lächerlich vorkommt. Was Du aber Langweiligkeit nennst, das möchte seine glänzendste Auslegung recht augenfällig an einer besondern Erscheinung bei den Christengemeinden zu der Apostel Zeiten finden, die noch in dem Feuer der ersten Liebe standen. Paulus spricht in dem 14. Kap. des ersten Korintherbriefes viel über das Zungenreden und bezeichnet damit, wie aus dem Zusammenhange klar hervorgeht, einen seligen Zustand, in dem die gläubige Seele nichts fühlt und empfindet außer der Nähe des Herrn, und mit ihm in einer für alle Umstehenden völlig unverständlichen Sprache redet. O, daß doch auch unsere Seelen und Herzen in einer solchen Unmittelbarkeit des Umganges zu ihm stünden! — Freilich sagt der Apostel auch: ich wollte wohl, daß ihr Alle mit Zungen redetet, so aber hineinkäme ein

II.

Du bist also diesmal mit der Bräutigams-langweiligkeit zufrieden gewesen und begehrst sogar noch eine weitere Probe. Möchtest überdies ausführlicheren Bericht über die eigentliche Verlobungsscene — ich soll den Wendekreis selbst schildern, und wie mir zu Muthe war, als ich ihn überschritt. Freund, das sind alles Dinge, die sich nicht beschreiben lassen, die man selbst erleben muß. Hättest auch nicht viel gesehen, wenn Du heimlich hinter mir gestanden hättest im entscheidenden Augenblicke. Meine Werbungsgeschichte ist wie die meisten andern — lange Vorkehrungen und Vorbereitungen, eine ausstudirte Rede im Kopfe (sollte eigentlich heißen einstudirte, aber wenn's zum Treffen kommt, findet sich, daß sie wirklich ausstudirt ist), einiger Angstschweiß auf der Stirn,

viele Beklommenheit im Herzen — und zuletzt kommen doch nur etliche unpassende Worte heraus, und man hat sich zusammengefunden, man weiß selbst nicht wie, und bald ist einem Jeden, als wäre es schon lange so gewesen und könne gar nicht anders sein. Wenn die Seefahrer die Sonnenlinie passiren, so ist da auch kein dicker Strich quer durch's Meer, und doch ist das Schiff, das eben noch diesseits war, in wenigen Minuten schon auf der andern Erdhälfte, und der eigentliche Wendepunkt muß sich mathematisch bis auf die Breite eines Haares abgrenzen lassen. Siehe, gerade so plötzlich und doch auch so unmerklich wird das Menschenherz über die Linie geführt, welche durch das gewaltige Wort geht: Hier Christus und dort Belial! Man findet sich drüben, mag auch meinetwegen den geistigen Geburtstag, ja die Geburtsstunde wissen können, aber die Linie selbst hat noch kein menschliches Auge gesehen.

Wie einem Bräutigam zu Muthe ist, das drückt Luther in einem seiner Briefe unübertrefflich schön in den Worten aus: „Sonst war man allein, und nun ist man selbander!“ Wirf mir nicht ein, daß er dies nicht von der Brautzeit, sondern vom Ehestande gesagt habe, denn bekanntlich lagen bei Luther Verlobung und Hochzeit dicht bei einander, so daß wir Bräutigam's wohl ein

günstigern Position lassen, er wird darauf dringen, daß etwas geschieht — ich bin recht unglücklich, Julius; wo der Herr nicht mein Trost wäre, so müßte ich schier vergehen in meinem Elende. Es bleibt mir nichts übrig, als ihm Alles anheim zu stellen. Er wird's ja wohl machen! Darum bitte auch Du für

Deinen rc.

auch bei den Menschenkindern eine Brautliebe, denn wir haben nicht einen knechtischen Geist empfangen, daß wir uns abermal fürchten müßten, sondern wir haben einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: „Abba, lieber Vater!

Ich kehre noch einmal zu den Wendekreisen und Sonnenlinien zurück. Es gehen solche Linien durch alle menschlichen Verhältnisse hindurch, und leichter Sinn und Leichtsinn, kindliches und kindisches Wesen, wahre Empfindung und Empfindelei liegen überall dicht bei einander. Im Brautstande sind sie vielleicht am schärfsten gezogen und werden am leichtesten überschritten. Daß ich mich schon manchmal auf feindlichem Gebiete ertappt habe, will ich Dir ohne Widerrede gestehen, aber ich erkenne auch, daß wir mit großem Ernste danach streben müssen, überall das rechte Maß zu treffen.

Die Liebe ist ein Geheimniß, und der Apostel Paulus sagt, das Geheimniß ist groß. Sie beginnt als geheimnißvoller Zug der Herzen zu einander und würde untergehen, wenn sie jemals aufhörte Geheimniß zu sein. Das Eisen siehst Du wohl, das den Magnet festhält, aber die verborgene Kraft, die beide unwiderstehlich verbindet, bleibt aller Menschenweisheit verborgen. Jedes

Lust, da auf seiner Seite ein offenes, ehrliches Verfahren, auf der meinigen aber Hinterlist und Heimlichthuerei sei. Auf meine Versicherung, daß ich noch kein Wort zu M. gesprochen, entgegnet er, daß sich das von selbst verstünde; doch sei nicht viel darauf zu geben, denn aus der ganzen Art und Weise, wie meine unberechtigte Neigung entstanden sei, dürfe er dreist den Schluß ziehen, daß ich mich längst verrathen und vielleicht in dem Herzen des Mädchens bereits Gefühle geweckt habe, die er nur einen Verrath an der Freundschaft nennen könne. Zum Schluß fordert er auf das Bestimmteste von mir, meine Herzensstellung vor ihr und dem Vater völlig geheim zu halten, den Umgang mit der Familie, wenigstens in der nächsten Zeit, so viel als möglich zu beschränken, und endlich, acht Tage nach der erhaltenen Ordre, zwei beigelegte Briefe, einen an den Vater, den andern an die Tochter, in welchen er um die Hand der letztern sich bewirbt, eigenhändig abzugeben.

Da hast Du mit dürren Worten die Summe der ganzen Epistel, deren Inhalt mich anfangs förmlich betäubte. Fleisch und Blut wollten wider den Stachel löcken und heftig zurückschreiben, aber Deine treuen, ernsten Zeilen brachten mich zur Vernunft. Mit bittern Schmerzen habe ich erkannt,

daß G. nicht unrecht hat. Besonders drückt mich, daß allerdings mein Benehmen, und wohl nicht unabsichtlich, in M.'s Herzen Gefühle geweckt haben kann, die G. so bitter einen Verrath an der Freundschaft nennt. Ach, und auf wie viel anderen Schleichwegen habe ich mich noch ertappt! Wenn nur ein Lichtschimmer der göttlichen Erkenntniß in unser Herz fällt, dann ist's, wie wenn die Sonne durch einen Spalt in ein dunkles Zimmer dringt. Staub und Schmutz, von dem wir keine Ahnung gehabt, wirbeln vor unsern Augen durcheinander. Ich wußte, daß G. eine Anstellung hatte, und darum wollte ich, ehe ich an ihn schrieb, Zeit gewinnen, um mir, seinen Bewerbungen gegenüber, in M.'s Herzen eine Gegenmacht aufzurichten, und als Du mich nun mit Gewalt aus meinen Beschönigungen aufgerissen, da habe ich mich noch auf das hohe Pferd gesetzt und gar den Großmüthigen spielen wollen. Wohl hast Du recht, daß in dem Schlusse meines vorigen Briefes mein verkehrter Herzenszustand am schneidendsten sich ausspricht. Ja, nachdem ich auf lauter eigenen Wegen in ein Labyrinth gerathen war, blieb mir freilich nichts anderes übrig, als die Hülfe aus Gottes Hand zu erwarten, aber doch wollte ich mir noch das Ansehen geben, keinen Schritt ohne Gottes Leitung gethan zu haben. Aber nun ist der Herr

auch wacker, mich zu schlagen! G.'s Schlußforderung, seine Briefe eigenhändig abzugeben, geht an's Leben. Habe ich wirklich in M.'s Herzen Sympathieen für mich geweckt, so muß ich nun die aufkeimende Neigung mit eigenen Händen ersticken. O, es ist ein berechneter Plan, eine raffinirte Klugheit! G. setzt sich durch einen kühnen Streich wieder völlig in Avantage. Muß sie nicht, wenn ich diese Briefe überreiche, bestimmt glauben, daß ich mit ihrem Inhalte einverstanden bin? Spreche ich damit nicht zugleich klar und deutlich aus, daß ich selbst keinen ernstlichen Gedanken an ihren Besitz hege? O, ist dies Opfer nicht zu groß! Doch ich will nicht mit G. rechten, sondern an meine Brust schlagen; ich will danach ringen, daß ich nicht blos mit Worten, sondern in der That die ganze Entwickelung in des Herrn Hand legen kann. In stillen Stunden, besonders in den schlaflosen Nächten, ist mir es oft, als ob ich die beiden Naturen in mir, den alten und den neuen Menschen, mit Händen greifen könnte, so deutlich sehe ich sie gegeneinander stehen, und dann habe ich doch wenigstens die Genugthuung, zuschauen zu können, wie ersterer unerbittlich an's Kreuz geschlagen wird.

So bin ich denn fest entschlossen, jene beiden Briefe übermorgen abzugeben; aber ich mißtraue

mir selbst, den Umgang mit dem mir so theuer gewordenen Hause plötzlich abbrechen und meine Gefühle einer nur einigermaßen scharfen Beobachtung entziehen zu können. Ich will darum mehr thun, als selbst der beleidigte G. von mir zu fordern gewagt hat — ich werde F. verlassen. Alles vereinigt sich, mir diesen Entschluß zu erleichtern. Mir ist von meinem Hause ein vortheilhaftes Anerbieten gemacht worden, die Leitung einer auswärtigen Commandite zu übernehmen — ich habe heute fest zugesagt und werde bereits mit dem 1. December nach L. abgehen. Zum Glück habe ich schon vor einigen Tagen in M.'s Gegenwart davon gesprochen, so daß sie meinen Entschluß mit G.'s Briefen nicht in Zusammenhang bringen kann. Ich werde dann wohl für immer von ihr Abschied nehmen; sie kann ja mein Benehmen nicht anders deuten, als daß in meinem Herzen durchaus keine Neigung für sie herrscht.

Ob ich aber alle Hoffnung aufgegeben habe? Vielleicht täusche ich mich wieder, wenn ich Ja sage. Ach, manchmal kann ich es mir gar nicht denken, daß dieser unwiderstehliche Zug meines Herzens zu ihr hin, nichts als ein bloßes Spiel der Leidenschaft, eine Täuschung der Sinne gewesen sein soll. Was hältst Du von einer Vorherbestimmung der Seelen zu einander?

Und giebt's eine solche, handle ich dann jetzt auch recht! O, ich komme da auf ein Gebiet, in das ich mich nicht weiter einlassen darf. Genug, ich sehe meine Pflicht deutlich vor Augen und muß jetzt nach derselben thun. Bedaure mich!

Dein 2c.

Julius an Theodor.

B. den 4. December.

Lieber Theodor.

Bravo, Bruder! und damit Punktum. Keine Lobrede weiter über Deinen Heroismus! Wenn wir Alles gethan haben, was wir zu thun schuldig gewesen, so sind wir doch weiter nichts als unnütze Knechte.

Was ich von einer Vorherbestimmung der Seelen für einander halte? Zunächst, daß der Versucher bei Dir den alten Kniff wiederholt und aus Gottes Wort versucht, wenigstens sich in einen Engel des Lichts verstellt. Aber reiß ihm die bunten Flittern vom Leibe. Möglich, daß Ihr Beide, Du und das geheimnißvolle M., für einander in Gottes Rath bestimmt seid; möglich, sag' ich, und wenn die Dinge noch zehnmal wunderlicher aussähen, als ihre gegenwärtige Physiogno-

[illegible]

den. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," hat Gott der Herr gesprochen, und deshalb segnet die Kirche alle Ehen ein und spricht der Diener über dieselben das Wort: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Doch nur im Feuerofen der Trübsal wird das Gold von den Schlacken geläutert. — Vor einigen Wochen hat es dem Herrn gefallen, meiner hier verheiratheten Schwester ihr Töchterchen wieder abzufordern. Es war ein so zartes, liebliches Kind, das erste Enkelchen meiner Eltern, und hatte noch nicht ganz ein Lebensjahr vollendet. Da lag's nun und krümmte sich wie ein Wurm vor dem herannahenden Tode, bis endlich das kleine Herz brach. Noch hatte es seiner Mutter nur durch Lächeln danken können, aber es kannte uns bereits Alle. Nun hat's sterben müssen und ist ein Raub der Würmer geworden.

Man sollte meinen, als Bräutigam vor solch einem recht bittern Ehestandskreuze zu stehen, das müsse den Blick in die Zukunft trüben. Bei

mir ist aber der Eindruck dieses Todesfalles ein zwar ernster, aber doch milder und heiligender gewesen, und mit neuem Muthe und getroster Zuversicht gehe ich den kommenden Tagen entgegen. Wer die große Klage begreift, daß wir so leicht am Staube kleben bleiben, uns einwohnen und die Fremdlingsschaft auf Erden vergessen, der muß auch den Segen ahnen, der von solchen Sterbebetten aufgeht. Da schreibt der Herr mit dem eignen Herzblute der Eltern einen Denkzettel an den Himmel, daß sie die Blicke unverwandt nach droben richten. Da wird das harte Herz gespalten und das Reis des himmlischen Heimweh's eingepfropft, daß es mächtig emportreibe, die Wildlinge um sich her erstické und Paradiesesfrüchte bringe. Mit dem Leibe des Kindleins muß ja auch ein Stück des natürlichen Menschen der Eltern zugleich begraben werden, der geistige Mensch aber, der da weiß, daß die junge Seele nun dem Herrn im Schooße ruht, fühlt sich droben eingebürgert. Siehe da ein Tröpflein Honig, das ich mir im Vorbeigehen aus dieser Passionsblume gesogen!

Mein Brautstand hat überhaupt schon recht ernste Stunden gehabt. An einem Sonntage des vergangenen Sommers hatten wir einen lieben Freund besucht und ich stand mit meiner Braut während

eines Gewitters am offenen Fenſter, dem fallenden Regen zuſchauend, wie er das dürre Gartenland erquickte. Da ſchlug der Blitz hart vor uns in dem gegenüberliegenden Hauſe ein, zündete, und tödtete zwei Menſchen auf der Stelle. Es war ein furchtbarer Schlag und der Luftdruck ſchleuderte uns weit zurück. In einem meiner vorigen Briefe erzählte ich Dir, daß Brautleute ſich oft ſehnen, mit einander ſterben zu können, ſiehe, hier war ein gemeinſchaftlicher Tod uns ſo nahe gerückt, wie noch nie. Die Zukunft des Menſchenſohnes wird auch ſein, wie der Blitz, der da ſcheinet vom Aufgang bis zum Niedergang, und alsdann ſollen die Seinen ihre Häupter aufrichten, weil die Stunde ihrer Erlöſung naht — wir aber, wir zitterten Beide, und die Furcht überfiel uns, wie ein gewappneter Mann. Warum zitterten wir? und hätteſt Du nicht gezittert an unſerer Stelle? Der Prophet weiſſagt von dem Herrn: „Er wird ſitzen und ſchmelzen und das Silber reinigen" — wie viel hat der Herr noch aus unſern Herzen auszuſcheiden, durch welches Feuer der Trübſal werden wir noch gehen müſſen, bis auch wir ſprechen können: „Wir fürchten uns nicht, wenn gleich das Meer wüthete und wallete?"

Mit der verfloſſenen Zeit liegen auch die ſchönen Tage hinter mir, in denen ich meine einſtige

Lebensgefährtin zum ersten Mal in die Stätte ihres künftigen Waltens habe einführen können. Sie hatte mich mit ihrer Mutter besucht; wie Du weißt, ist der Vater meiner Braut schon vor längerer Zeit heimgegangen. Meine liebe, zweite Mutter fürchtet sich so vor der Zeit, wo sie die Tochter von sich lassen muß in die Ferne; auch meiner Braut bangt vor der Trennung, und je näher dieser Zeitpunkt rückt, mit um so innigerer Theilnahme blicke ich oft auf die trauernde Mutter.

Wenn ich mit tiefinnerer Befriedigung stets neue Seiten entdecke, die das irdische Gleichniß der ewigen, himmlischen Liebe immer treffender erscheinen lassen, so sinne ich nun auch, welche Deutung solcher Trennungsschmerz in diesem Lichte gewinnt. Vielleicht dünkt Dir die Antwort leicht. Christus selbst spricht ja: „Wer Vater oder Mutter, Weib oder Kind mehr liebt, als mich, der ist mein nicht werth“ und wie nun die bräutliche Liebe stärker ist, als das Band, das uns an die Elternherzen bindet, so muß auch die Liebe zum Herrn stärker sein, als alle natürliche Bande, die uns an die Erde fesseln; sie muß den Wahlspruch haben: Du bist's gar! Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nicht nach Himmel und Erde. — Die Auslegung wäre gut, aber ich habe meine zweite Mutter so lieb und es betrübt mich,

wenn ihre Liebe zu uns und unsere Liebe zu ihr in diesem Gleichniß einen so niedrigen Platz einnehmen, wenn das Losreißen von dem Mutterherzen die Trennung von der Welt und ihrer Lust abbilden soll. Ist doch auch die Mutterliebe so hoch gewürdigt worden, daß der Herr sie mit seiner Liebe vergleicht, wenn er spricht: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen“ u. s. w.? Und doch ist's so, das Ausgehen aus dem Elternhause deutet zunächst auf das: „Verkaufe was du hast und folge mir nach“ — aber wunderbar, was unser Gleichniß auf der einen Seite nimmt, das giebt es auf der andern wieder, und auch die Elternliebe findet ihr ewiges Urbild und ihre hochherrliche Verklärung. Im höchsten Opfer liegt zugleich immer die höchste Seligkeit. Je größer die Entsagung, um so tiefer das Bewußtsein der überwundenen Selbstsucht. Das blutende Elternherz, wenn beim Losreißen des geliebten Kindes der Trennungsschmerz aufgeht in der Freude an seinem Glück, wird zum Abbilde der höchsten Liebe, die sich selbst mit einem Hausvater vergleicht, der seinem Sohne Hochzeit macht, jener Liebe, die um unsertwillen den Eingeborenen dahingegeben hat.

Ich habe mich müde geschrieben und habe doch noch so Manches auf meinem Herzen. Du wirst bald *wieder* hören von Deinem ꝛc.

IV.

Du möchtest gerne die Tonart kennen lernen, aus welcher ich die Vortrefflichkeiten meiner Braut besinge? Wohl wahr, daß allen Verliebten ein unwiderstehlicher Hang zum Versemachen innewohnt und daß dieses Prickelfieber allerhand Albernheiten zu Tage fördert; aber spöttele nicht darüber, sprich nicht von Daumenschrauben, die den kümmerlichen Blutstropfen der poetischen Ader aus den äußersten Fingerspitzen herausquälen; gewöhne Deine Zunge daran, selbst solchen Abgeschmacktheiten die Würze des ursprünglichen Gewächses abzufühlen, und finde dann in diesem poetischen Preßzwange einen neuen Beweis der herzerneuernden Kraft der Liebe, die selbst den eingefleischten Philister aus dem langgewohnten Schlendrian emporreißt. Ein Paar Liebende sind ja

ohnedies wie ein wohltönender Vers, der mitten in der Ungereimtheit der verkehrten, menschlichen Natur übrig geblieben ist von ihrer ursprünglichen Harmonie, und ich finde den Drang so natürlich, daß gehobene Stimmung auch in gehobener Sprache sich mittheilen möchte. Ob's aber recht ist, einen Dritten in das Raritätenkästchen seines Herzens blicken zu lassen, das ist eine andere Frage. Wenigstens, scheint mir, sollte man in der Brautzeit die Narde nicht verduften lassen und sein eau de mille fleurs nach jedesmaligem Gebrauch wieder sorgfältig zustöpseln. Liegt jene Zeit hinter uns, so mag das, was an dem Probirsteine der nunmehrigen Nüchternheit des Poeten nicht als Schaumgold sich ausweist, immerhin als gangbare Münze ausgegeben werden. Indessen: „Am schwersten zu bergen ist ein Gedicht; wer ein's gemacht hat, stellt's unter den Scheffel nicht," sagt Göthe, und wir werden denn auch richtig mit einer ganzen Fluth von Liebesliedern überschüttet. Ich würde dennoch Deine Bitte unbedingt abschlagen, wenn ich nicht einige Reflexionen über dergleichen Produkte auf dem Herzen hätte und wenn's mir nicht unehrlich erschiene, über Andere zu räsonniren, ohne selbst eine Seite darzubieten, nach welcher sich ein Gegenhieb führen läßt.

Die Herzensergießungen desjenigen Theils der reimlustigen Bräutigamswelt, der mit der Liebe förmlich Abgötterei treibt, und je nach der Verschiedenheit der Temperamente zu der Uebermenschlichkeit der Erkorenen empor winselt, schmachtet, lobhudelt oder bramarbasirt; so wie die Abart der neuesten Zeit, die sich blos darum in dieser Weise nicht wohl fühlt, weil sie an nichts Höheres mehr glaubt und deshalb die ganze Menschheit in eine Tonne steckt, die Geliebte als den abgezogenen Spiritus derselben betrachtet und, von Weltschmerz und Weltliebe benebelt, vor ihr Purzelbäume schlägt — lasse ich bei meiner Auseinandersetzung billig ganz bei Seite liegen. Mich interessirt nur, wie die Seelen, in denen das Christenthum lebendig geworden ist, jenes Dichterfieber überstehen, und da finde ich, daß dieselben, trotzdem, daß sie allein die geschlechtliche Liebe in ihren tiefsten Tiefen auffassen, doch in ihren poetischen Ergüssen meist die irdische Liebe in der himmlischen ganz verschwinden lassen. Die Bräutigamszärtlichkeit wird vorher bei Wasser und Brot eingesperrt. Es werden Liebeslieder, die, läßt man Anrede und Schluß weg, ebenso gut auf den Seelenfreund, als auf die Braut passen, Lieder, die zwar die Liebe zur Braut hervorgebracht hat und die ein Zeugniß

dieser Liebe sein sollen, die aber dessenungeachtet nichts weniger als Liebeslieder sind. Es fällt mir nun nicht ein, zu verlangen, daß jeder Bräutigam, der einen Vers macht, gewissermaßen verpflichtet sein soll, ein Liebeslied zu liefern; aber ich will doch gegenüber der Scheu so Vieler, diese menschlich wahrsten Empfindungen im Liede auszusprechen, die eigentlichen Liebeslieder in Schutz nehmen. Ich will es thun Angesichts des großen Gleichnisses und gestützt auf das erhabene Vorbild des Hohenliedes. Jeder Vogel zwitschert nach seiner Weise und die Grasmücke schämt sich nicht, daß sie keine Nachtigall geworden ist, darum ohne Umschweif nachstehend ein paar Proben in meiner Manier, bei denen ich mit Fleiß auch nur so ganz scherzando hingeworfene Lieder nicht ausschließe.

Ich habe nur wenig Worte zur Erläuterung noch beizufügen. Hat der Herr die bräutliche Liebe gewürdigt, ein Abbild seiner Heilandsliebe zu sein, so müssen auch Lieder, die eine wahre Seite dieser Liebe schildern, ihre volle Berechtigung haben. Wie mögen wir aus den Tiefen eines Gleichnisses schöpfen, wenn wir den Brunnen desselben verdecken? Darum laß auch aus dem Christenherzen ungehindert ein Liebeslied quillen, selbst wenn es weiter nichts sein will. Blicke es auf-

merksam an und Du wirst finden, daß auch in dem Tröpflein Wasser ein Stück vom Himmel sich spiegelt. Zum Exempel die allegorische Bedeutung von Nr. 2. Die Theologen aller Zeiten sind mit ihren scharfsinnigen Forschungen über die bedingte oder unbedingte Gnadenwahl Gottes auch noch zu keinem andern Resultate gekommen, als die Brautleute, nämlich, daß sie das Räthsel nicht lösen, und den Herrn ansehen und immer wieder ansehen; und in solchem Anschauen seiner Erwählung immer gewisser zu werden, das ist das Beste, was die gläubige Seele thun kann.

Für diesmal soll's genug sein. Schreibe bald wieder

Deinem rc.

Die Erfüllung.

So hab' ich denn das Herz gefunden,
Nach dem ich mich so lang' gesehnt!
An das so oft in stillen Stunden
Mein Herz im Geiste sich gelehnt —
Die Braut seh' ich nun vor mir stehen,
Nicht mehr ein Phantasiegebild,
Sie schaut mich an so klar und mild,
Und ich, ich kann nicht satt mich sehen!

O, bis mir tausendmal willkommen,
Bis mir gesegnet tausendmal!
Du, die Du mir das Herz genommen,
Du meines Herzens süße Wahl. —
Aus Gottes Mund bist Du das Amen
Auf manch Gebet im Kämmerlein:
Nun tritt herzu, nun komm herein,
Willkommen sei in Gottes Namen!



Was schenk' ich Dir, Du liebstes Leben?
In meiner Brust wogt's, wie ein Meer;
Ich möchte Dir mein Alles geben —
Komm, schöpfe diesen Brunnen leer!
Nur wolle dann ihn wieder füllen
Mit Allem, Allem, was Du hast:
Wenn Jeder Wirth, und Jeder Gast,
So müssen wir uns Beide stillen.

Doch ob ich auch in Deinen Armen
Dir tief ins Auge blicken mag,
Und in der Brust, der lebenswarmen,
Mitfühle jeden Herzensschlag,
Ob Deine Küsse mich bedecken:
Du süßes Herz, Eins fehlt uns noch!
Und Du, Du fühlst es mit mir doch,
Wonach sich meine Arme strecken?

Komm! laß die Hände sich verschlingen,
Sich falten still zum Dankgebet —
Es möchte sonst mein Herz zerspringen,
Nun die Erhörung vor mir steht!
Ich möchte Deiner Näh' entfliehen,
Und bei Dir bleiben unverwandt —
Komm, Herz an Herz, und Hand in Hand,
Laß vor dem Herrn uns niederknieen.

Warum sich Brautleute so oft ansehen.

Mein Herz, daß Du so lieb mir bist,
Ich weiß nicht, wie's gekommen ist!
Und warum mich so lieb Du hast?
Das hab' ich auch noch nicht gefaßt.

Komm her, und sieh mich darauf an,
Ob Du's zuerst mir angethan;
Ob ich zuvor das Herz Dir nahm:
Laß uns erforschen, wie es kam.

Mag's Dir nun leid sein oder lieb,
Du, oder ich: Eins ist der Dieb!
Ich brach zuerst zwar ein in's Haus,
Doch Du gingst vor auf Stehlen aus.

Du meinst, als Du mich angesehn,
Da sei der Raub an Dir geschehn!
Doch weißt Du denn, was mir geschah,
Als ich zu Dir hinüber sah?

Du sprichst, wie war so kühl' ich doch!
Wärst Du nicht kommen, wär' ich's noch. —
Hör' an, ich sah manch Mägdlein zart:
Wie blieb denn da mein Herz verwahrt?

Des Räthsels Lösung liegt noch fern —
Wir rathen's nicht, doch riethen's gern,
Und sehn uns stets von Neuem an,
Weil's Jeder möcht' und Keiner kann.

Die Spinnerin.

Du saßest jüngst am Rädchen,
Das lange, lange Fädchen
Wollt' nicht zu Ende gehn. —
Ich sah's mit stillem Sinnen,
Und habe Dir beim Spinnen
Das ganze Kunststück abgesehn!

Nur läuft mein Rad weit schneller
Als Deins, und schnurrt viel greller,
Auch spinn' ich blos aus Zwang.
Führt mich von Deiner Seite
Der Dämpfer in die Weite,
Nur dann fühl' ich zum Spinnen Drang.

Dann zieht aus meinem Herzen
Mit vielen, vielen Schmerzen,
Der Faden sich heraus.
Er knüpft sich an das Deine,
Und schneller als ich's meine,
Zieht er sich meilenlang hinaus.



Und wie an Deinem Rädchen
Sich fort und fort das Fädchen
Um seine Spindel dreht:
So dreh'n in gleicher Weise
Um Dich im steten Kreise
Sich die Gedanken früh und spät.

Doch ist ein Mond verronnen,
Hab' ich genug gesponnen,
Voll ist die Spindel dann.
Dann spring' ich auf behende,
Mein Tagwerk ist zu Ende,
Froh bin ich, daß ich weifen kann.

Der Dämpfer wird zur Weife,
Zum Hammer seine Pfeife,
Die meinen Faden mißt.
So oft ihr Ton auch schrille,
Merk' ich, daß von der Spille
Ein Fadenschock herunter ist.

O Lieb, in weiter Ferne!
Mein Garn weif' ich so gerne,
Als ich es spann mit Schmerz.
Bald blinkt im Abendstrahle
Das Ziel. Zum letzten Male
Pfeift es — dann sink' ich Dir ans Herz.

reits reiflich überlegt? Wirft der Wunsch Deiner Eltern nicht ein schweres Gewicht in die Wagschale Deines Willens? — Du sagtest vorhin, Du habest die Bewerbung ausgeschlagen, ist dies schon unwiderruflich geschehen?

Marie. Ach, ich sagte ja auch, daß Du alles erfahren solltest, daß ich mein ganzes Herz vor Dir ausschütten wolle. — Wäre ich noch frei — — ich bin ein thörichtes Kind, es hat sich noch Niemand um meine Gunst beworben, ich habe mir nur eine Zeitlang von meiner Eitelkeit etwas vorspiegeln lassen — hätte ich es nicht gethan, vielleicht hätte ich dann auch Freudigkeit gehabt, den Wunsch meiner Eltern zu erfüllen — —

Jetzt tönten plötzlich durch die fast leer gewordenen Straßen die Töne eines Posthorns, beide Freundinnen fuhren empor und Marie schloß schnell: „vergiß jetzt, was ich Dir gesagt, denke nicht an mich; wenn wir wieder so allein sind, dann sollst Du mein Geheimniß erfahren.“

Rasche Schritte näherten sich bald; eine Handvoll lose zusammengeballten Schnee's flog an das Fenster empor, doch Anna war schon die Treppe hinabgeeilt, um dem Ersehnten die Thür zu öffnen.

Klage.

Erst wenig Monden kenn' ich Dich,
Und doch bin ich so treu Dein eigen,
Daß Sinne und Gedanken sich
Dir unverwandt entgegen neigen.
Die Welt ist mir so öd' und leer,
Hab' ich Dich nicht, bist Du mir fern:
O, warum lieb' ich Dich so sehr?
Warum so wenig meinen Herrn?

Er hat mich heißer noch geliebt,
Als Du, mit wandelloser Treue;
Ich hab' ihn tausendmal betrübt,
Er hat gesegnet stets auf's Neue —
Ach, meiner Liebe Allgewalt
Füllt mich zugleich mit Lust und Schmerz:
O, warum schlägt für ihn so kalt,
Und doch für Dich so heiß mein Herz?

Der Brautkranz.

Stritten einst in stiller Morgenfrühe,
Hold erschließend ihre duft'gen Kelche,
Vor der Braut Gemach drei Frühlingsblumen:
Wer am würdigsten den Brautkranz schlinge?

Sprach die Rose: Mir gebührt der Vorzug,
Rosig sind der Mägdlein Mund und Wangen!
Sprach das Veilchen: Blau sind ihre Augen!
Sprach die Lilie: Weiß sind Stirn und Schläfe!

Rothe Rosen sind Symbol der Liebe,
Mir gebührt der Vorzug! sprach die Erste.
Sprach die Andre: Mehr gilt Herzensdemuth!
Unschuld ist die Krone! sprach die Dritte.

Klinkte drauf die niedre Gartenpforte,
Und die Schwester trat herein, die junge.
Baten sie die Blumen, die entzweiten,
Daß den Streit, den heftigen, sie schlichte.

O, ihr Blumen! mahnte die Verständ'ge,
Thöricht muß ich Euren Streit erkennen.
Nimmer ja darf Eine von euch Dreien
In der Mädchen heiterm Kranze fehlen.

Wo die Unschuld je ein Flecken trübte,
Wo die Demuth aus der Brust gewichen,
Wo die Liebe nicht im Herzen knospet:
Wirbt der Jüngling nimmer um die Jungfrau.

Weh' der Braut, wenn an dem heil'gen Feste
Nicht die Demuth aus den Blicken leuchtet,
Nicht die Unschuld auf der Stirne thronet,
Nicht der Liebe volle Rose duftet.

Ließ darauf die Drei, die still beschämten,
Trat dann zu dem Myrthenstrauch, dem nahen,
Brach die zarten, immergrünen Zweige,
Sie zur jungfräulichen Krone flechtend.

Neidlos, sprach sie, schaut die Braut, die holde,
In der Myrthe keuschem Schmuck, ihr Blumen.
Er nur schickt sich zu des Festes Glanze,
Und in ihm seid all' ihr gleich geehret.

Immergrün des Myrthenzweiges deutet:
Bis zum fernen Lebensabend möge
Nimmerwelkend, Unschuld, Demuth, Liebe,
Wie die Jungfrau, so die Gattin schmücken.

Anna. Gewiß, gewiß! Du sollst nun aber eben zugeben, daß jenes wahre, bleibende Glück vielen Mädchen, die alle Anlagen zu demselben besitzen, durch die Ungunst der Verhältnisse nie zu Theil wird.

Julius. Zugegeben, daß wir, besonders unter den gebildeteren Ständen, mehr unverheirathete Damen, als ehelos lebende Männer finden, so läge in jener Wahrnehmung nur ein Beweis, daß auch nach Gottes Rath nicht alle Mädchen sich verheirathen sollen.

Anna. Wir behaupten aber nun, daß ein unverheiratheter Mann eine bessere Zukunft vor sich liegen hat, als ein Mädchen in gleicher Lage.

Julius. Das muß ich bestimmt bestreiten. Du lässest Dein Urtheil durch den vorhin erwähnten Fall bestechen. Die Frauen haben von Haus aus einen anderen, einen weniger selbstständigen, mehr dienenden Beruf als die Männer, und es ist also ganz natürlich, daß auch das Leben der unverheiratheten Personen der beiden Geschlechter sich verschieden gestaltet.

Anna. Da seid ihr Männer immer gleich bei der Hand, wenn es gilt euer Recht als die Herren zu behaupten.

Julius. Liebes Herz, ich möchte gerade jetzt zu einem Anwalte Deines Geschlechtes werden. Es verletzt mich tief, so oft ich die Behauptung

aussprechen höre, daß ein unverheirathetes Mädchen ihren eigentlichen Lebenszweck verfehle. Allerdings treten uns viele sogenannte alte Jungfern entgegen, die in Wahrheit ihren Lebenszweck verfehlt haben, weil sie denselben eben nur in der Erfüllung ihres eigenen Willens gesucht haben und mit dem gezwungenen Aufgeben desselben an ihrem ganzen innern Leben Schiffbruch erleiden. Andererseits aber kenne ich auch so manche ältere, unverheirathete Dame, die einen so gesegneten Wirkungskreis um sich her gebildet hat, daß ich nimmermehr behaupten möchte, sie würde ihren Platz in der Welt besser ausgefüllt haben, wenn sie sich verheirathet hätte. Ich möchte manchmal unserer theuern evangelischen Kirche vorwerfen, daß sie für die unverheiratheten Frauen zu wenig spezielle Sorge trägt.

Marie. Da haben wir's, liebe Anna! Er wirft sich zu unserm Anwalte auf; aber um uns mit guter Manier los zu werden, steckt er uns in aller Geschwindigkeit in ein Kloster —

Julius. Es scheint übrigens, daß Sie sich das nicht so ruhig gefallen lassen würden! Doch lassen Sie mich ausreden. Ich will indeß nicht sowohl die protestantische Kirche beschuldigen, als uns Protestanten selbst. Ich meine, wir Evangelischen sind in der Praxis nach der Reformation fast von einem Extrem zum andern übergegangen.

Zu Luthers Zeit war in der damaligen Kirche das Bewußtsein von der Heiligkeit und tiefen Bedeutung der Ehe fast ganz erloschen — man hielt es für ein Gott wohlgefälliges Werk, für eine höhere Stufe der Heiligung, ehelos zu bleiben. Es würde jetzt zu weit führen, näher auf die Folgen dieser allgemein verbreiteten, verkehrten Ansicht einzugehen — genug, die Reformatoren gaben der Ehe ihr ursprüngliches Recht wieder, stellten sie als einen von Gott selbst eingesetzten und geheiligten Stand wieder dar. Während man nun, der ganzen Grundlage des Protestantismus nach, nicht so weit in den geraden Gegensatz verfallen konnte, die Ehe selbst als ein an sich verdienstliches Werk anzusehen, scheint sich doch unter uns allmälig die Ansicht entwickelt zu haben, daß der Mensch, auch der der neuen christlichen Weltordnung, unbedingt zur Ehe geboren sei, und daß unverheirathete Personen, besonders weiblichen Geschlechts, ihren Lebenszweck nicht in voller Ausdehnung erfüllen könnten. Wenigstens stellt unsere ganze Erziehung den heranwachsenden Jungfrauen kaum ein anderes Ziel vor Augen, und da nun viele Mädchen unverheirathet bleiben, so kommt's eben, daß sie ihren Halt verlieren und mit ihrem Geschicke innerlich entzweit sind, was eigentlich doch, wenn auch unbewußt, ein Hadern gegen Gott ist. Die katho-

lische Kirche bietet in der Lehre, daß die Ehelosigkeit ein Gott besonders wohlgefälliger Stand sei, dem schwachen, eitlen Herzen für die Aufopferung seiner Wünsche ein Gegengewicht dar, und in den Klöstern zugleich eine äußere Zufluchtsstätte. Die unsrige verwirft mit vollem Rechte beides und verweist ihre Bekenner in allen Lagen allein auf das Wort, sollte es aber in vorliegendem Falle in der Praxis mehr thun, als wirklich geschieht. Ich verlange also nicht, daß unverheirathete Frauen besondere Aemter und Stellungen in den Gemeinen erhalten sollen. So sehr ich auch die jetzt hier und da in's Leben tretenden Anstalten zur Bildung von Diakonissen, Gemeinehelferinnen, Kleinkinderlehrerinnen u. s. w. billige, und für zeitgemäß halte, so mögen doch ja nur solche Jungfrauen diesem Berufe sich widmen, die Trieb dazu in sich fühlen und denen es ihre Verhältnisse gestatten. Ich möchte nur, daß mit größerem Nachdruck auf das hingewiesen würde, was jeder unbefangene Leser in der Bibel finden muß, daß man nämlich auch außer der Ehe seinen Platz eben so wohl ausfüllen, und seinem Christenberufe nachleben kann, als in derselben. Nehmen wir z. B. den Fall, welchen Du vorhin anführtest. Vor Menschenaugen scheint es allerdings hart, wenn Deine Freundinnen keinen andern Lebenszweck haben, als ihren Ge-

schwistern den Haushalt zu führen und die Kinder erziehen zu helfen; aber ich frage, ist das im Lichte des Evangeliums nicht ein schöner, herrlicher, heiliger Beruf? und wer wollte bei ihnen, wenn sie sich demselben in Demuth und Liebe unterziehen, von einem verfehlten Leben sprechen und nicht vielmehr sagen, daß es ein dem Dienste des Herrn geweihtes sei? Hier ist der freien Liebe ein weites Feld geboten, sich in ihrer ganzen Uneigennützigkeit zu entfalten, und so weit ich davon entfernt bin, der Lehre von der Werkheiligkeit das Wort zu reden, so wird doch der, dessen Mund verheißen hat, auch den Becher Wassers nicht unvergolten zu lassen, mit Wohlgefallen auf solchen Wirkungskreis herabschauen. Zudem, ein Herz, das frühe die große Kunst der Entsagung gelernt hat, das hat auch die beste, weil unveräußerliche Mitgift für dies Leben gewonnen.

Anna. So wirst Du denn auch gar nicht auf die Behauptung eingehen, daß eine verheirathete Person unseres Geschlechts einen viel sicherern Blick in die Zukunft hat, als ein Mädchen, das unverheirathet bleibt?

Julius. Du gehst wieder von falschen Voraussetzungen aus. Was giebt denn der Verheiratheten die Garantie für eine gesicherte Zukunft? Der Mann kann sterben, kann sie in der traurigsten,

trostlosesten Lage zurücklassen. Es leidet keinen Zweifel und die Bibel spricht es klar aus, daß man, gegenüber den Mühen und Beschwerden des Lebens, in der Ehe mit mehr Sorge und Noth zu kämpfen hat, als im ehelosen Stande, ein Nachtheil, der sich nur darin wieder ausgleicht, daß im rechten, ehelichen Zusammenleben Einer den Andern hebt und trägt und aufhilft, wenn er gefallen ist. Solche Ehen lassen sich aber nicht willkürlich schließen, nicht einmal von Seiten des Mannes. Ein Mädchen vollends, das nicht dem innern Zuge des Herzens folgt, das blos heirathet um eine gute Versorgung, ein gesichertes Auskommen zu gewinnen, beweist entweder viel Kleinglauben, oder großen Leichtsinn, oder wenig Tiefe des Gefühls.

Marie. Es können aber doch auch noch andere Beweggründe hinzutreten, zum Beispiel der bestimmt ausgesprochene Wunsch und Wille der Eltern.

Anna. Auch darf eine Ehe keineswegs ohne äußere Rücksichten geschlossen werden, im blinden Vertrauen auf Gottes Hülfe.

Julius. Wir gerathen da auf ein völlig anderes Gebiet, liebe Anna. Ihnen aber, werthes Fräulein, erwidere ich zunächst, daß ja dann die Wahl des Mädchens nicht blos von der Aussicht versorgt

schütten. Laß denn auch meine Gedanken, die sich noch fort und fort unter einander verklagen und entschuldigen, ein wenig vor Dir auf dem Papier herumplänkeln. Sie stehen sich gegenüber wie Freund und Feind. Die Verkläger sind schwarze, finstere Gesellen mit dem Todtenkopf an der Stirn, wie weiland die schwarzen Husaren des Herzogs von Braunschweig — die Gegenpartei ist ein glattes, geschmeidiges Corps, geschniegelt und gebiegelt, trägt aber doch den Pariser nicht zum Scherz an der Seite; eins, zwei, drei — und der Stoß sitzt jenen tief zwischen den Rippen.

Allerdings, hebt so ein vorlauter Trupp an, hat dich G. zu seinem Vertrauten gemacht, und du bist ihm und dir schuldig, daß sein Vertrauen nicht zu Schanden werde. Aber, was hast du denn gethan, das dich zum Verräther an ihm machte? Als er im Frühjahre hier zu Besuch war, lerntet ihr beide die bewußte Familie näher kennen — doch was Familie — ich will offen sein, Freund, ganz offen; nur eine conditio sine qua non muß ich vorher stellen. Du bist Bräutigam und sprichst begreiflicherweise, wenn's darauf ankommt, den Namen Deiner Anna zehnmal in einem Athem aus; ich bringe ein gewisses Wort nicht auf's Papier. Halt mir die Thorheit zu gute, — mit Fingern wollte ich Dir die Person zeigen, aber wenn ich

schreibe, laß mich, wenn von ihr die Rede ist, blos ein einfaches M. hinmalen. Und nun genug.

Also G. vertraute mir, daß er M. liebenswürdig fände. Das klingt fast wie ein Ansatz in der Gesellschaftsrechnung, und ich hörte es auch eben so kühl und gelassen mit an, weil ich mir darauf das Mädchen noch gar nicht angesehen hatte. Er gestand ferner, daß er den Gedanken ernstlich in seinem Herzen bewege, ob er nicht in ihr seine einstige Lebensgefährtin gefunden habe, und ich konnte begreiflicherweise nicht das Mindeste dagegen einwenden. Weiter entdeckte er mir, daß er vor der gewissen Aussicht zu einer Versorgung keinen entscheidenden Schritt thun würde, so wie, daß er das Mädchen vorher noch näher kennen zu lernen wünsche, und ich fand das alles außerordentlich vernünftig. Schließlich bat er mich, für ihn eine Art Wächterrolle zu übernehmen, um ihn von außerordentlichen Vorkommenheiten in Kenntniß zu setzen — und warum hätte ich ihm das nicht versprechen sollen!

Was kann ich nun dafür, daß ich hinterdrein mit M.'s Vater in ein innigeres Verhältniß getreten bin, daß ich aus diesem Grunde öfter bei ihm vorsprach, ja zuletzt fast täglicher Gast geworden bin? Oder, fällt etwa Schuld auf mich, daß mir das Wesen der Tochter, ihr stilles, geräusch-

Und giebt's eine solche, [illegible] ich [illegible] noch recht! [illegible] ich [illegible] mit der [illegible] daß ich mich nicht mehr entschließen kann. [illegible] ich [illegible] Officier [illegible] vor [illegible] jetzt noch derselben thun. [illegible]

Dein [illegible]

Julius an Theodor.

B. den 4. December.

Lieber Theodor.

Bravo, Bruder! und damit Punktum. Keine Lobrede weiter über Deinen Heroismus! Wenn wir Alles gethan haben, was wir zu thun schuldig gewesen, so sind wir doch weiter nichts als unnütze Knechte.

Was ich von einer Vorherbestimmung der Seelen für einander halte? Zunächst, daß der Versucher bei Dir den alten Kniff wiederholt und aus Gottes Wort versucht, wenigstens sich in einen Engel des Lichts verstellt. Aber reiß ihm die bunten Flittern vom Leibe. Möglich, daß Ihr Beide, Du und das geheimnißvolle M., für einander in Gottes Rath bestimmt seid; möglich, sag' ich, und wenn die Dinge noch zehnmal wunderlicher aussähen, als ihre gegenwärtige Physiogno-

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] eine Wahrnehmung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Wenn jeden Winter [illegible] [illegible] [illegible] immer das Bild ihrer [illegible], ver- storbenen Schwester vor Augen. [illegible] [illegible] [illegible] in ihrem [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] ins, während [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

den Töchtern sich hat verheirathen können, obschon ihre Bildung, ihre Anspruchslosigkeit, ihr Fleiß, überhaupt ihre ganze Tüchtigkeit einem Hauswesen vorzustehen, nichts zu wünschen übrig lassen. Scheint's doch fast, als ob diese, wirklich auch in ihrer äußern Erscheinung recht liebenswürdigen, aber mittellosen Mädchen nur dazu da wären, um ihren Brüdern und Schwägerinnen in der Führung des Haushaltes und in der Pflege und Wartung der Kinder beizustehen, und es ist fast nicht zu verwundern, wenn sich gegen diese Ungerechtigkeit des Schicksals im Herzen der Mutter eine Art Groll festgesetzt hat, den sie vielleicht nur zu offen äußert, während die Mädchen natürlich solche Gefühle tief in der Brust verbergen, ohne sie doch aber schwerlich überwunden zu haben. Magst Du es nun meiner lieben Mutter verargen, daß sie mit großem Schmerz die sich darbietende Gelegenheit zu einer anständigen Versorgung für mich, von mir ausgeschlagen sieht, und muß ich es ihr nicht vielmehr noch Dank wissen, daß sie ihr mütterliches Ansehn nicht strenger geltend macht?

Anna. O liebe Marie, da bist Du freilich in einer recht schwierigen Lage, und ich bedaure Dich von Herzen — doch vergönne mir noch ein Wort. Du bist zu verständig, als daß Du romanhaft schwärmen könntest — hast Du Dir auch alles be-

wenigstens nach menschlicher Ansicht, sich glücklich verheirathet haben, während die gleich große Zahl der Töchter unverheirathet geblieben ist, und fast nur dazu bestimmt scheint, ihren Brüdern und deren Frauen in der Sorge für den Haushalt und die zahlreichen Familien beizustehen und dabei gerade den drückendsten Theil dieser Last zu übernehmen hat.

Julius. Aber, liebes Kind, wenn Du mir Zeit lässest, so besinne ich mich vielleicht auf einen andern Fall, wo sämmtliche Töchter große Damen geworden sind, während es die Söhne sammt und sonders nicht über die Schneider- oder Schusterwerkstatt der Eltern hinausgebracht haben.

Anna. O nein, Du mußt hier eine Ungleichheit zugeben. Auch möchte es Dir schwer werden, einen solchen Fall wirklich nachzuweisen, während wir um Seitenstücke zu dem unsern gar nicht verlegen sind. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Menge recht liebenswürdiger, aber unbemittelter Mädchen ohne passende Bewerber um ihre Hand bleiben, während einem jungen Manne in gleicher Lage das Loos günstiger fällt.

Julius. Deine Freundin sitzt so theilnahmlos, und doch möchte ich gern wissen, ob sie das Gespräch interessirt und auf wessen Seite sie tritt.

Marie. Darüber möchten Sie schwerlich ernstlich in Zweifel sein; Sie begreifen aber, daß bei

der Wendung, die das Gespräch nimmt, ich lieber durch den Mund meiner Freundin, als selbst rede. Ich werde aber meine eigene Meinung zu äußern mir unbedenklich erlauben, falls sich Anna, die als Braut die Interessen des Mädchenstandes doch nur immer mit halbem Herzen vertritt, eine Parteilichkeit zu Schulden kommen lassen sollte.

Julius. Nun gut! So bist denn Du, liebes Herz, für diesmal der Sprecher. Ich erlaube mir aber als Antwort zunächst eine Gegenfrage. Hältst Du es denn wirklich für ein so großes Glück verheirathet zu sein?

Anna. O, Du böser Mensch, wie Du mich auf's Glatteis führst! Wer so leichtgläubig ist, als ich gewesen bin, läßt sich freilich solche Dinge einreden. Aber es ist unrecht, mir nun das gar noch vorwerfen zu wollen.

Julius. Du verstehst mich falsch! Wir sind gewiß darüber einig, daß es ein Glück ist, für das wir Gott nicht genug danken können, wenn zwei Herzen, die sich gegenseitig ergänzen und in einander aufgehen, sich finden, und durch das innigste, irdische Band miteinander vereinigt, in Geduld, Sanftmuth und Liebe sich tragen; aber darin, blos verheirathet zu sein, besteht doch sicher noch kein Glück, eben so wenig als in gutem Auskommen, oder ehrenvoller Stellung an und für sich?

Zu Luthers Zeit war in der damaligen Kirche das Bewußtsein von der Heiligkeit und tiefen Bedeutung der Ehe fast ganz erloschen — man hielt es für ein Gott wohlgefälliges Werk, für eine höhere Stufe der Heiligung, ehelos zu bleiben. Es würde jetzt zu weit führen, näher auf die Folgen dieser allgemein verbreiteten, verkehrten Ansicht einzugehen — genug, die Reformatoren gaben der Ehe ihr ursprüngliches Recht wieder, stellten sie als einen von Gott selbst eingesetzten und geheiligten Stand wieder dar. Während man nun, der ganzen Grundlage des Protestantismus nach, nicht so weit in den geraden Gegensatz verfallen konnte, die Ehe selbst als ein an sich verdienstliches Werk anzusehen, scheint sich doch unter uns allmälig die Ansicht entwickelt zu haben, daß der Mensch, auch der der neuen christlichen Weltordnung, unbedingt zur Ehe geboren sei, und daß unverheirathete Personen, besonders weiblichen Geschlechts, ihren Lebenszweck nicht in voller Ausdehnung erfüllen könnten. Wenigstens stellt unsere ganze Erziehung den heranwachsenden Jungfrauen kaum ein anderes Ziel vor Augen, und da nun viele Mädchen unverheirathet bleiben, so kommt's eben, daß sie ihren Halt verlieren und mit ihrem Geschicke innerlich entzweit sind, was eigentlich doch, wenn auch unbewußt, ein Hadern gegen Gott ist. Die katho-

lische Kirche bietet in der Lehre, daß die Ehelosigkeit ein Gott besonders wohlgefälliger Stand sei, dem schwachen, eitlen Herzen für die Aufopferung seiner Wünsche ein Gegengewicht dar, und in den Klöstern zugleich eine äußere Zufluchtsstätte. Die unsrige verwirft mit vollem Rechte beides und verweist ihre Bekenner in allen Lagen allein auf das Wort, sollte es aber in vorliegendem Falle in der Praxis mehr thun, als wirklich geschieht. Ich verlange also nicht, daß unverheirathete Frauen besondere Aemter und Stellungen in den Gemeinen erhalten sollen. So sehr ich auch die jetzt hier und da in's Leben tretenden Anstalten zur Bildung von Diakonissen, Gemeinehelferinnen, Kleinkinderlehrerinnen u. s. w. billige, und für zeitgemäß halte, so mögen doch ja nur solche Jungfrauen diesem Berufe sich widmen, die Trieb dazu in sich fühlen und denen es ihre Verhältnisse gestatten. Ich möchte nur, daß mit größerem Nachdruck auf das hingewiesen würde, was jeder unbefangene Leser in der Bibel finden muß, daß man nämlich auch außer der Ehe seinen Platz eben so wohl ausfüllen, und seinem Christenberufe nachleben kann, als in derselben. Nehmen wir z. B. den Fall, welchen Du vorhin anführtest. Vor Menschenaugen scheint es allerdings hart, wenn Deine Freundinnen keinen andern Lebenszweck haben, als ihren Ge-

allein in dem zuversichtlichen, freudigen Glauben an die Fürsorge eines Gottes über uns, der auch die Haare auf unserm Haupte gezählt hat.

Marie antwortete nicht und nach einer Pause fuhr Anna fort: „Wir Mädchen thun gewiß nicht daran genug, jede aufkeimende Neigung blos vor andern Augen geheim zu halten, wir müssen sie auch in uns selber zu bekämpfen suchen, ehe wir nicht wissen, daß sie ihre volle Berechtigung erlangt hat. Weil wir überhaupt weit weniger auf ein selbstständiges Handeln hingewiesen sind, als der Mann, der den bestimmten Lebensberuf ergreift und sich die Gehülfin sucht, sollten wir jede Wendung unseres Schicksals, die uns aus unserm häuslichen Kreise herausführt, niemals durch unser eigenes Zuthun herbeiführen, damit wir sie so recht eigentlich aus Gottes Hand empfingen. Und ich meine, wir sind darum nicht schlechter dran, als die Männer, wenn wir uns nur eben auch in Wahrheit der göttlichen Leitung hingegeben haben. Freilich, so lange wir unser vermeintliches Glück uns selbst schaffen wollen, werden wir auch heimlich mit unserer Stellung hadern, und die Männer in unserm Herzen beneiden. Darum ist, ich möchte sagen für uns Mädchen noch nothwendiger, als für den Mann, das erste, unerläßliche Herzensbedürfniß, daß wir einen festen, religiösen Halt haben, und Gott

kommt uns auch hier zu Hülfe, denn weil wir eben weniger eigene Selbstständigkeit haben, als der Mann, darum wird uns auch das kindliche, einfältige Glauben, welches eine so herrliche Verheißung hat, leichter als ihm. Ein Mädchen, das den künftigen Gatten nicht als aus Gottes Hand empfängt, ist bestimmt nicht in der rechten Herzensstellung. Betrachtest Du nun in diesem Lichte Deinen Fall, so muß sich ja Dein Herz bald stillen. Ein achtungswerther Mann bewirbt sich um Deine Hand — Du findest bei aufrichtiger Prüfung vor Gott, daß Du ihm das nicht sein kannst, was er von Dir erwartet, findest aber auch zugleich, daß bereits eine andere Neigung Dein Herz beherrscht. Das Letztere sollte nicht sein! Ist es nun nicht eine rechte Gnade von Gott, daß er so bestimmt, so unmittelbar zu Dir spricht, Dich auf das Verkehrte Deines Herzenszustandes aufmerksam macht? Was wäre aus Deinem Herzen geworden, wenn es vielleicht noch Jahre lang unter der Herrschaft dieser Leidenschaft gestanden hätte? Liebes Herz, Du willst doch sicherlich keinen Bräutigam wider Gottes Willen, selbst wenn das in Deiner Macht stünde? Nun siehe, jetzt bist Du des göttlichen Willens gewiß geworden und Deine Unruhe hat blos darin ihren Grund, daß

Du demselben Deinen eigenen Willen noch nicht unterordnen kannst.“

Da Marie immer noch schwieg, begann Anna nach einer Pause auf's Neue: „Du nimmst mir doch meine offene Sprache nicht übel? Ich möchte Dir keinen Stein für Brod, sondern den rechten Trost bieten, und darum bitte ich Dich, gieb Dich Deinen Gedanken nicht hin und verbiete denselben, sich auf einem Felde zu ergehen, das ja nun um so mehr ein verbotenes für Dich geworden ist. Du mußt vergessen lernen, und ich weiß dazu keinen andern Weg, als Dich ohne Rückhalt in Gottes Rath und Willen zu ergeben. Ach, ich fühle es ja an mir selbst täglich, daß nur allein in solcher Herzensstellung der rechte Frieden zu finden ist. Je mehr wir bloßen Gefühlen die Herrschaft über uns einräumen, um so mehr Halt verliert unser inneres Leben. Darum besteht auch dies innere Leben bei so Vielen unseres Geschlechtes nur aus einer Reihenfolge getäuschter Erwartungen und fehlgeschlagener Hoffnungen, die dann eben im Herzen jenes Murren und Hadern mit dem Schicksal, eigentlich aber mit Gott, zurücklassen. Mein Bräutigam behauptet, daß von den älteren Mädchen nur darum so viele späterhin ohne Bewerber um ihre Hand bleiben, weil sich in ihrem ganzen Wesen die, den Männern mehr als alles andere verhaßte Alte-

jungfernhaftigkeit, nämlich der Hang zum lieblosen Richten, der Neid gegen alle jüngern und, wie sie meinen, bevorzugteren Personen unseres Geschlechtes und die Sucht nach Stadtneuigkeiten ausspricht. Nur durch ein inniges, demüthiges Hingeben an Gott entgehen wir derselben, dann aber hat auch der rechte Glaube fort und fort eine wiedergebärende Kraft, und alles, was wir um des Herrn willen verlieren, kann und wird er uns reichlich wiedergeben. Was dem natürlichen Menschen als eine Ungerechtigkeit des Schicksals erscheint, das ist dann dem wiedergeborenen der unser wahres Wohl bezweckende Wille des himmlischen Vaters."

Marie stand auf und ging zur Thüre hinaus nach ihrem Zimmer. Anna hörte, wie sie den Riegel hinter sich zuschob und überließ sie für jetzt gern ihren Gefühlen. Sie selbst zündete Licht an und griff zu ihrer Arbeit, während die Gedanken fortwährend bei der Freundin weilten, bis sie durch den eintretenden Bräutigam aus ihrem stillen Sinnen geweckt wurde.

Julius an Theodor.

B. den 16. Januar.

Lieber Freund!

Wie steht's? Möchte mal wieder mit dem papierenen Arme herübergreifen und Dir an den Puls fühlen! Nach Deinem letzten Briefe ist das Delirium vorüber, das Fieber hat nachgelassen und der Appetit wird sich hoffentlich auch bald wieder einstellen. Wenn der Patient von der eigentlichen Krankheit geheilt ist und nur noch Schwäche und Mattigkeit in den Gliedern fühlt, so ist ihm meist eine rechte Herzstärkung dienlicher, als die weitere Medizin. Vielleicht habe ich etwas derartiges für Dich in petto.

Bin neulich wieder ein paar Tage bei meiner Braut gewesen und habe daselbst eine interessante Bekanntschaft gemacht. Eine junge Dame nämlich

aus F., Deinem frühern Wohnorte, hat auf ein paar Wochen meine Braut, eine Jugendfreundin von ihr, besucht. Ich kann sagen, daß mir das Mädchen überaus wohl gefallen hat, und denke nur, sie kennt Dich auch, freilich nur ganz oberflächlich. Ihr Name ist Marie R–ntel; ich weiß nämlich nicht mehr genau, ob ein e oder ein i in die Lücke gehört; Du kannst übrigens jeden beliebigen Vokal hineinsetzen.

Möchte wohl jetzt hinter Deinem Tische stehen, um in dem Spiegel gegenüber Dein Angesicht zu beschauen, ob wieder etwas Farbe in die abgehärmten Wangen kommt. Doch denke nur nicht, daß es mir Spaß macht, die alte Wunde wieder aufzureißen — ich habe nur ein gar zu probates Mittel, ein wahres Wunderelixir in den Händen und ritze Dir darum gern vorher ein paar Schrammen in die Haut, um seine Kraft gleich auf frischer That erproben zu können. Also die bewußte Person, deren Vater früher in H. angestellt war, ist richtig eine intime Freundin meiner Braut und gegenwärtig bei derselben zu Besuch. Davon haben wir uns alle Beide nichts träumen lassen. Du mußt also hinsichtlich Deiner Freundschaften sehr verschwiegen gewesen sein und von meiner Wenigkeit gegen das große M. nicht die leiseste Erwähnung gethan haben, sonst wäre die Sache wohl

Dich nicht darüber, was Menschen von Dir denken, sondern siehe zu, ob Du in der rechten Stellung zu Gott bist. Siehe, wenn die Ehre des Herzens der Schatz ist, den die Jungfrau in dem Gefäße ihres Leibes bewahren soll, wenn sie einem Spiegel gleicht, der durch jeden Hauch getrübt wird, so haben wir diesen Schatz doch erst von Gott empfangen und sind ihm Rechenschaft über denselben schuldig, und jeder Vorwurf, den Dein Zartgefühl Dir selbst macht, muß zugleich zu einer Anklage vor Gott werden.

Marie. Aber was hätte ich denn gethan, das solche harte Worte rechtfertigte? Hast Du denn nicht auch schon Neigung zu Deinem Bräutigam im Herzen getragen, ehe er das entscheidende Wort ausgesprochen hat?

Anna. Liebste Marie, vergiß doch nur, wer es ist, der mit Dir redet und glaube ja nicht, daß ich mit Dir rechten will. Nicht darüber, daß jene Gefühle in Dir entstanden sind, sollst Du Dich anklagen, sondern daß Du ihnen eine solche Herrschaft über Dich eingeräumt hast. Du wärest schwerlich so bald zur vollen Erkenntniß dieser Herrschaft gekommen, wenn ihr nicht durch Gottes Rath ein Damm entgegengestellt wäre, und Du würdest das Gefährliche derselben weniger leicht einsehen, wenn sie nicht nach Deiner eigenen Mei-

nung bereits eine Schranke durchbrochen hätte, die die Sitte zwischen Jüngling und Jungfrau gezogen hat. Du mußt nun aber auch das Sündliche Deines Herzenszustandes erkennen lernen. Jetzt erst begreife ich Deine Aeußerungen in dem Gespräche, das wir neulich führten, finde aber eben auch, daß Du auf falschem Wege den Trost suchest und komme wieder auf meine schon damals geäußerte Behauptung zurück: Keine Ruhe außer in Gott!

Marie. Aber ich bete ja auch fleißig und vielleicht jetzt fleißiger als je, und bitte Gott, daß er mir Kraft schenke, alles das zu ertragen, was er mir auferlegt.

Anna. Und doch ist es wohl noch nicht zu einer willigen und völligen Herzenshingabe gekommen. Deine hartnäckige Behauptung, daß die Männer eine Bevorzugung in dem Rechte zu wählen haben sollen, beweist, daß Du immer noch lieber auf selbst erwähltem Wege einhergehen möchtest, statt Dich unbedingt der Leitung Gottes hinzugeben. So wirst Du freilich nicht zum Frieden kommen, sondern Dich stets in neue Unruhe stürzen, und unvermerkt wird sich auch in Deinem Herzen jene heimliche Bitterkeit festsetzen, welche wir neulich rügten, wenn Du nicht bei Zeiten die rechten Waffen dagegen ergreifst. Und diese bestehen

meine Braut nicht doch ein paar lindernde Tropfen in den Brand träuft, obschon ich ihr jede Einmischung verboten habe und in diesem Stück mich auf sie verlassen kann; denn wenn ich auch vorhin die Liebesleute so schlecht gemacht habe, soll das doch nur heißen, daß sie unter sich nichts verschwiegen halten, während sie nach außen hin jene Tugend gar wohl im gehörigen Maße ausüben können. Du brauchst also nicht zu fürchten, daß von dem eigentlichen Geheimnisse etwas verrathen und damit der Blüthenstaub von dem Blumenkelche gewischt wird. Weiter wüßte ich für heute nichts zu schreiben, meine auch, Du wirst für diesmal genug haben und mehr Gefallen an diesem Briefe finden, als an manchem andern noch einmal so langen. Wie immer Dein ꝛc.

---

jungfernhaftigkeit, nämlich der Hang zum lieblosen Richten, der Neid gegen alle jüngern und, wie sie meinen, bevorzugteren Personen unseres Geschlechtes und die Sucht nach Stadtneuigkeiten ausspricht. Nur durch ein inniges, demüthiges Hingeben an Gott entgehen wir derselben, dann aber hat auch der rechte Glaube fort und fort eine wiedergebärende Kraft, und alles, was wir um des Herrn willen verlieren, kann und wird er uns reichlich wiedergeben. Was dem natürlichen Menschen als eine Ungerechtigkeit des Schicksals erscheint, das ist dann dem wiedergeborenen der unser wahres Wohl bezweckende Wille des himmlischen Vaters."

Marie stand auf und ging zur Thüre hinaus nach ihrem Zimmer. Anna hörte, wie sie den Riegel hinter sich zuschob und überließ sie für jetzt gern ihren Gefühlen. Sie selbst zündete Licht an und griff zu ihrer Arbeit, während die Gedanken fortwährend bei der Freundin weilten, bis sie durch den eintretenden Bräutigam aus ihrem stillen Sinnen geweckt wurde.

Julius an Theodor.

B. den 16. Januar.

Lieber Freund!

Wie steht's? Möchte mal wieder mit dem papierenen Arme herübergreifen und Dir an den Puls fühlen! Nach Deinem letzten Briefe ist das Delirium vorüber, das Fieber hat nachgelassen und der Appetit wird sich hoffentlich auch bald wieder einstellen. Wenn der Patient von der eigentlichen Krankheit geheilt ist und nur noch Schwäche und Mattigkeit in den Gliedern fühlt, so ist ihm meist eine rechte Herzstärkung dienlicher, als die weitere Medizin. Vielleicht habe ich etwas derartiges für Dich in petto.

Bin neulich wieder ein paar Tage bei meiner Braut gewesen und habe daselbst eine interessante Bekanntschaft gemacht. Eine junge Dame nämlich

aus F., Deinem frühern Wohnorte, hat auf ein paar Wochen meine Braut, eine Jugendfreundin von ihr, besucht. Ich kann sagen, daß mir das Mädchen überaus wohl gefallen hat, und denke nur, sie kennt Dich auch, freilich nur ganz oberflächlich. Ihr Name ist Marie R–ntel; ich weiß nämlich nicht mehr genau, ob ein e oder ein i in die Lücke gehört; Du kannst übrigens jeden beliebigen Vokal hineinsetzen.

Möchte wohl jetzt hinter Deinem Tische stehen, um in dem Spiegel gegenüber Dein Angesicht zu beschauen, ob wieder etwas Farbe in die abgehärmten Wangen kommt. Doch denke nur nicht, daß es mir Spaß macht, die alte Wunde wieder aufzureißen — ich habe nur ein gar zu probates Mittel, ein wahres Wunderelixir in den Händen und ritze Dir darum gern vorher ein paar Schrammen in die Haut, um seine Kraft gleich auf frischer That erproben zu können. Also die bewußte Person, deren Vater früher in H. angestellt war, ist richtig eine intime Freundin meiner Braut und gegenwärtig bei derselben zu Besuch. Davon haben wir uns alle Beide nichts träumen lassen. Du mußt also hinsichtlich Deiner Freundschaften sehr verschwiegen gewesen sein und von meiner Wenigkeit gegen das große M. nicht die leiseste Erwähnung gethan haben, sonst wäre die Sache wohl

dringliches Einladungsschreiben nach F. Ich werde unterdessen meinen Freund bearbeiten, daß er vor unserer Hochzeit nichts vornimmt. Weiter wollte ich Dir für heute nichts schreiben, da Du erst gestern ausführliche Nachricht erhalten hast, obwohl auch meine Liebe zu Dir das Wort des Apostels nachsprechen könnte: Daß ich Dir immer einerlei schreibe, verdrieße Dich nicht, sondern mache Dich desto gewisser. So nimm denn auch heute als etwas Altes und doch wiederum als etwas Neues die Versicherung der treusten, innigsten Liebe

Deines ꝛc.

Die Krönung des Glaubens.

Eine Polterabend-Aufführung.

Personen.

Der Genius der Erde.
Die Perle.
Die zwölf Edelsteine.
Diamant (grünlich wasserhell).
Rubin (feuerroth).
Smaragd (reinstes Grün).
Saphir (himmelblau).
Opal (milchweiß).
Sardonier (röthlich schillernd).
Jaspis (dunkelroth, grün gestreift).
Amethyst (violett durchsichtig).
Türkis (rein blau).
Topas (goldgelb).
Aquamarin (wassergrün).
Beryll (dunkelblau durchscheinend).

Die Perle, nebst den zwölf Edelsteinen, werden durch Kinder vorgestellt, in die entsprechenden Farben gekleidet. Die Dekoration ist eine Felsenpartie mit einer Grottenöffnung.

Der Genius der Erde.

Der Friedensengel floh — und tief bekümmert
Durcheil' ich rastlos meines Reiches Marken.
Ach! überall, wohin den Blick ich wende,
Tritt mir, hier leise noch und scheuen Fußes,
Trotzbietend dort mit wild geballten Fäusten,
Verzerrten Angesichts, Mißtrauen säend,
Und Herrn und Knecht, wie Fürst und Volk entzweiend,
Der Kinder Herzen von den Vätern kehrend,
Dasselbe scheußliche Gespenst entgegen.
Die Geister rüsten sich zum heißen Kampfe,
Es gährt im Schooß der Erde, sie durchzucken
Die Wehen einer neuen, schweren Zeit.

O, diese Erde, die ein höh'rer Wille
In meine Pfleg' und Obhut hat befohlen —
Du, meiner Liebe Zeugin, Ursach meines Kummers,
Wahlstätte manches ausgekämpften Streites,
Welch feindliches Gestirn, der Bahn entwichen,
Hat alle Kräfte, die du birgst, entzündet,
Daß sie, berufen zu einmüth'gem Wirken,
Nun wider sich im Zorn die Waffen kehren?
Gelockert sind die festgeschlung'nen Bande;
Es irren Könige, vom Thron gestoßen,
Von Land zu Lande heimathlos umher.
Und nicht des Pöbels Wuth nur ist entfesselt,
Es gährt bis tief hinab zum edlen Kerne.

(Er läßt sich trauernd auf dem Felsen nieder. Aus der Quelle steigen die 12 Edelsteine herauf und treten um ihn her.)

Diamant.

Wir fleh'n dich, Herrin, uns'ren Streit zu schlichten.

Rubin.

Du wirst gerechter, als die Brüder richten.

Smaragd.

Der Friedenspalme gilt allein mein Streben,
Die ganze Erde hat der Streit erregt.

Jaspis.

Das Köstlichste, was sie im Schooße hegt,
Kann ihr allein den Frieden wiedergeben.

Diamant.

Wohl, so ertheile mir des Ruhmes Preis!
Ich strahl' am hellsten in der Brüder Kreis;
Denn nur der vollen Wahrheit Demantschein
Vermag den Wahn der Lüge zu zerstreu'n.
Nur daran fehlt's, daß ich noch nicht erkannt,
Die Wahrheit krön' in mir, dem Diamant.

Rubin.

Das Schwert nur kann die große Frage lösen,

Die Tapferkeit, sie führt allein zum Sieg.
Ich weiche keinen Schritt der Macht des Bösen,
Zum Frieden führt uns nur ein heil'ger Krieg!
Der Erde Heil, es steht in Blutrubinen,
Wenn der Entscheidung großer Tag erschienen.

Smaragd.

Verborg'ne Kräfte zieren den Smaragd:
Den Blick eröffn' ich in der Zukunft Weite,
Der Weisheit Licht erhellt die dunkle Nacht,
Und bringt Versöhnung vor dem blut'gen Streite.

Jaspis.

Gerechtigkeit, ohn' Ansehn der Person,
Dem in der Hütte, wie dem auf dem Thron,
Dann wird allein der Völker Klage schweigen.
Die Gottesstadt, die der Prophet geschaut
Vom Himmel auf die Erde niedersteigen,
Sie ist auf einen Jaspisgrund gebaut.

Sardonier.

Mein sanfter Glanz, er deutet Ruh' und Milde;
Der Sarder ist es, dem der Preis gebührt.
Ich bin der Erste in dem heil'gen Schilde,
Das auf der Brust der Hohepriester führt.

Saphir.

Zum Himmel weist des Saphirs reine Bläue,

Der Licht und Segen jeder Flur verleiht.
Die Königstugend ist Freigebigkeit,
Sie herrschte stets und wird es auch auf's Neue.

Opal.

Vor Krankheit wahrt der Mensch sich durch Opale,
Die Welt ist krank. Ich bin ihr Talisman.
Verführung beut ihr Gift in gold'ner Schale,
Die Mäßigkeit ist's, die sie retten kann.

Amethyst.

Zur Wachsamkeit mahnt ernst der Amethyst;
Und mehr, als je, bedarf mich jetzt die Erde.

Türkis.

Der Türkis streitet nicht. Geduld und Sanftmuth ist
Der Waffenschmuck, in dem ich siegen werde.

Topas.

Mit Worten will ich nicht dein Ohr beschweren,
Denn der Topas läßt Andre von sich sagen.
Die Wunden heil' ich, die der Krieg geschlagen:
Dem Fleiß allein gebührt der Kranz der Ehren.

Aquamarin.

Des Wassers klare, spiegelglatte Fläche
Gab mir den Namen. In bewegter Zeit

aber das Sichbesinnen ist doch in jeder Lage nicht zu verwerfen.

Um indessen ganz offen zu sein, so betrifft dieser Brief, den ich hinter meinem gestrigen herschicke, nicht sowohl unsere Liebe, als unsere beiderseitigen Freundschaften. Wie in aller Welt fangen wir es nur an, daß Deine Freundin mit zu unserer Hochzeit kommt? Höchst wahrscheinlich nämlich, daß bei derselben der Knoten ihrer Liebeshistorie sich löst und der letzte Akt abgespielt wird. Setze darum alle Hebel in Bewegung, nur natürlich den nicht, welcher wahrscheinlich der wirksamste wäre.

Habe nämlich heute Morgen einen überschwänglichen Brief von Theodor erhalten, der gleich mit den Worten anhebt: Wenn die Stunden sich gefunden, bricht die Hülf' mit Macht herein rc. und dann in einem Jubel fortgeht. Sein Schicksal hat eine überraschende Wendung genommen. Er hat jetzt eine gesicherte Stellung und darf mit Ernst daran denken, sich den eigenen Heerd zu gründen. Seine Eltern, denen er über seine Herzensangelegenheit geschrieben hat, haben ihm ihre freudige Zustimmung zu seiner Verlobung gegeben.

Ich bin gar zu neugierig auf das Gesicht Deiner Freundin, wenn sie mit Theodor auf unserer Hochzeit zusammentrifft. Habe ich doch, als ich bei meinem Weihnachtsbesuche den Zusammenhang der

Sachen von Dir erfuhr, mich hinterdrein der betrübten Seele gegenüber kaum halten können, mit dem ganzen Geheimnisse herauszuplatzen. Es ist ein gar zu apartes Gefühl, neben solch einem armen Herzen zu stehen, das sich abhärmet und müht, und mit sichtlichen Augen hinter der Thür schon den Freudengeber zu sehen, der allemal über Bitten und Verstehen giebt, und dann doch seinen Mund halten zu müssen. Doch ist's denn bei jeder Trübsal im ganzen Christenleben anders? nur daß uns der Herr so selten hinter die Thür sehen läßt. Aus der Thränensaat sprießet immer eine Freudenernte, und alle noch so dunklen Führungen Gottes enden sich in Licht und Segen. Wenn seine Auserwählten zu ihm schreien in großer Trübsal und Anfechtung, so sieht sein Auge auch niemals Noth, sondern lauter Segen, aber die Liebe zwinget ihn, daß er's nicht vor der Zeit verräth, wo's mit uns hinaus soll. O welch ein reicher Trost liegt doch in solcher Wahrnehmung! Wir sollten alle Gnadenführungen Gottes, auch die wir an Andern zu gewahren gewürdigt werden, zurücklegen als einen Nothpfennig für die bösen Tage, wenn sie auch über uns hereinbrechen, denn die Erfahrung bringet Hoffnung, Hoffnung aber läßt nicht zu Schanden werden.

Schicke also des Nächsten noch ein besonderes,

dringliches Einladungsschreiben nach F. Ich werde unterdessen meinen Freund bearbeiten, daß er vor unserer Hochzeit nichts vornimmt. Weiter wollte ich Dir für heute nichts schreiben, da Du erst gestern ausführliche Nachricht erhalten hast, obwohl auch meine Liebe zu Dir das Wort des Apostels nachsprechen könnte: Daß ich Dir immer einerlei schreibe, verdrieße Dich nicht, sondern mache Dich desto gewisser. So nimm denn auch heute als etwas Altes und doch wiederum als etwas Neues die Versicherung der treusten, innigsten Liebe

Deines rc.

Die Krönung des Glaubens.

Eine Polterabend-Aufführung.

Personen.

Der Genius der Erde.
Die Perle.
Die zwölf Edelsteine.
Diamant (grünlich wasserhell).
Rubin (feuerroth).
Smaragd (reinstes Grün).
Saphir (himmelblau).
Opal (milchweiß).
Sardonier (röthlich schillernd).
Jaspis (dunkelroth, grün gestreift).
Amethyst (violett durchsichtig).
Türkis (rein blau).
Topas (goldgelb).
Aquamarin (wassergrün).
Beryll (dunkelblau durchscheinend).

Die Perle, nebst den zwölf Edelsteinen, werden durch Kinder vorgestellt, in die entsprechenden Farben gekleidet. Die Dekoration ist eine Felsenpartie mit einer Grottenöffnung.

Der Genius der Erde.

Der Friedensengel floh — und tief bekümmert
Durcheil' ich rastlos meines Reiches Marken.
Ach! überall, wohin den Blick ich wende,
Tritt mir, hier leise noch und scheuen Fußes,
Trotzbietend dort mit wild geballten Fäusten,
Verzerrten Angesichts, Mißtrauen säend,
Und Herrn und Knecht, wie Fürst und Volk entzweiend,
Der Kinder Herzen von den Vätern kehrend,
Dasselbe scheußliche Gespenst entgegen.
Die Geister rüsten sich zum heißen Kampfe,
Es gährt im Schooß der Erde, sie durchzucken
Die Wehen einer neuen, schweren Zeit.

O, diese Erde, die ein höh'rer Wille
In meine Pfleg' und Obhut hat befohlen —
Du, meiner Liebe Zeugin, Ursach meines Kummers,
Wahlstätte manches ausgekämpften Streites,
Welch feindliches Gestirn, der Bahn entwichen,
Hat alle Kräfte, die du birgst, entzündet,
Daß sie, berufen zu einmüth'gem Wirken,
Nun wider sich im Zorn die Waffen kehren?
Gelockert sind die festgeschlung'nen Bande;
Es irren Könige, vom Thron gestoßen,
Von Land zu Lande heimathlos umher.
Und nicht des Pöbels Wuth nur ist entfesselt,
Es gährt bis tief hinab zum edlen Kerne.

(Er läßt sich trauernd auf dem Felsen nieder. Aus der Grotte steigen die 12 Edelsteine herauf und treten um ihn her.)

Diamant.

Wir fleh'n dich, Herrin, uns'ren Streit zu schlichten.

Rubin.

Du wirst gerechter, als die Brüder richten.

Smaragd.

Der Friedenspalme gilt allein mein Streben,
Die ganze Erde hat der Streit erregt.

Jaspis.

Das Köstlichste, was sie im Schooße hegt,
Kann ihr allein den Frieden wiedergeben.

Diamant.

Wohl, so ertheile mir des Ruhmes Preis!
Ich strahl' am hellsten in der Brüder Kreis;
Denn nur der vollen Wahrheit Demantschein
Vermag den Wahn der Lüge zu zerstreu'n.
Nur daran fehlt's, daß ich noch nicht erkannt,
Die Wahrheit krön' in mir, dem Diamant.

Rubin.

Das Schwert nur kann die große Frage lösen,

Die Tapferkeit, sie führt allein zum Sieg.
Ich weiche keinen Schritt der Macht des Bösen,
Zum Frieden führt uns nur ein heil'ger Krieg!
Der Erde Heil, es steht in Blutrubinen,
Wenn der Entscheidung großer Tag erschienen.

Smaragd.

Verborg'ne Kräfte zieren den Smaragd:
Den Blick eröffn' ich in der Zukunft Weite,
Der Weisheit Licht erhellt die dunkle Nacht,
Und bringt Versöhnung vor dem blut'gen Streite.

Jaspis.

Gerechtigkeit, ohn' Ansehn der Person,
Dem in der Hütte, wie dem auf dem Thron,
Dann wird allein der Völker Klage schweigen.
Die Gottesstadt, die der Prophet geschaut
Vom Himmel auf die Erde niedersteigen,
Sie ist auf einen Jaspisgrund gebaut.

Sardonier.

Mein sanfter Glanz, er deutet Ruh' und Milde;
Der Sarder ist es, dem der Preis gebührt.
Ich bin der Erste in dem heil'gen Schilde,
Das auf der Brust der Hohepriester führt.

Saphir.

Zum Himmel weist des Saphirs reine Bläue,

Der Licht und Segen jeder Flur verleiht.
Die Königstugend ist Freigebigkeit,
Sie herrschte stets und wird es auch auf's Neue.

Opal.

Vor Krankheit wahrt der Mensch sich durch Opale,
Die Welt ist krank. Ich bin ihr Talisman.
Verführung beut ihr Gift in gold'ner Schale,
Die Mäßigkeit ist's, die sie retten kann.

Amethyst.

Zur Wachsamkeit mahnt ernst der Amethyst;
Und mehr, als je, bedarf mich jetzt die Erde.

Türkis.

Der Türkis streitet nicht. Geduld und Sanftmuth ist
Der Waffenschmuck, in dem ich siegen werde.

Topas.

Mit Worten will ich nicht dein Ohr beschweren,
Denn der Topas läßt Andre von sich sagen.
Die Wunden heil' ich, die der Krieg geschlagen:
Dem Fleiß allein gebührt der Kranz der Ehren.

Aquamarin.

Des Wassers klare, spiegelglatte Fläche
Gab mir den Namen. In bewegter Zeit

Hemm' ich der Leidenschaften wilde Bäche,
Wahr' ich dem Herzen die Gelassenheit.

Beryll.

Wenn der Beryll hat bis zuletzt geschwiegen,
Wird mit dem letzten Worte doch er siegen.
Deß ihr euch rühmt, in mir schaut ihr's vereint!
Die Seelengröße ist's, die ich vertrete —
Der König ich, ihr meiner Krone Räthe,
Und sicher flieht besiegt ein jeder Feind.

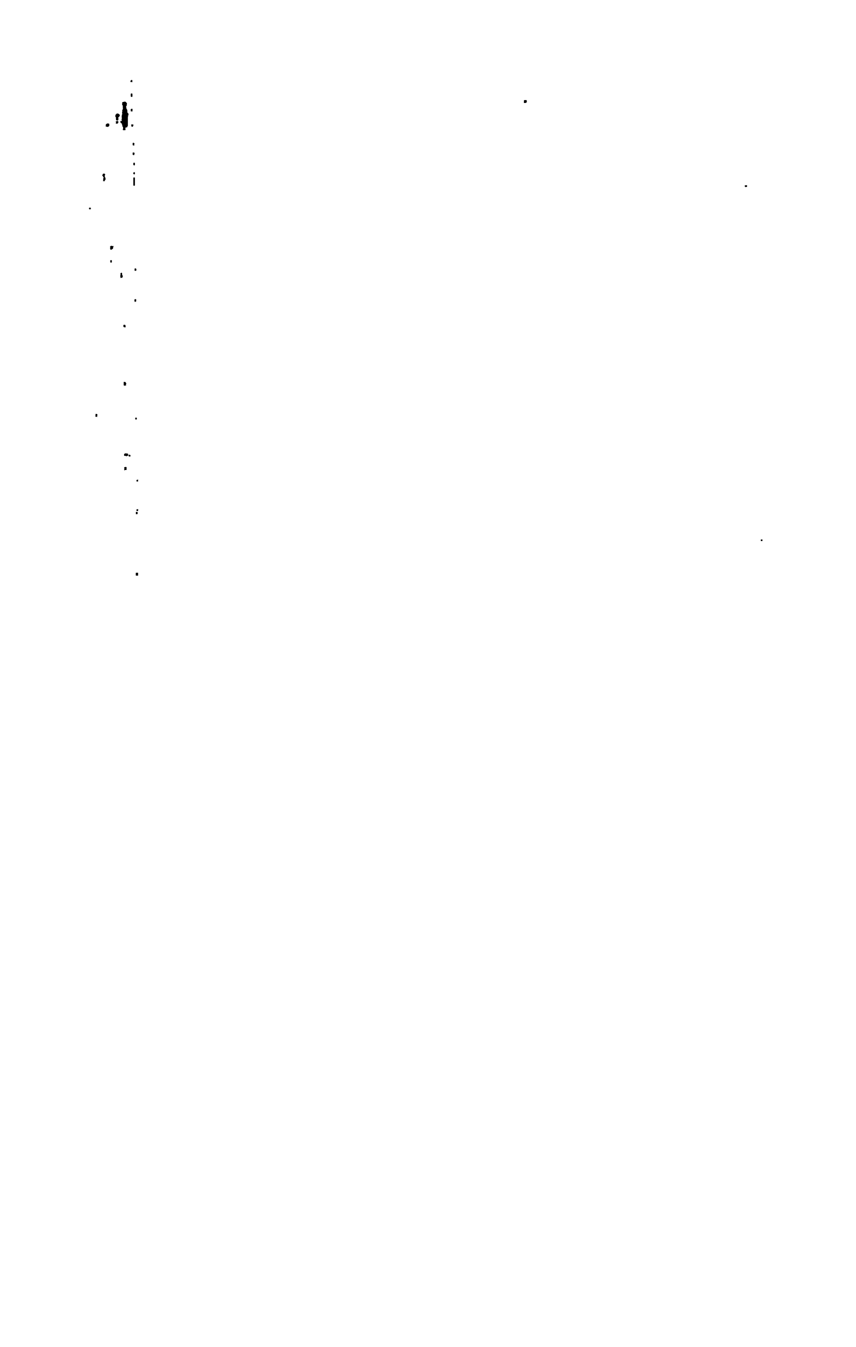
Der Genius der Erde.

Mit Schmerzen schau' ich, daß des Zwietspalts
Jammer
Auch bis in euer stilles Reich gedrungen!
Ach! müssen alle Kräfte denn der Erde,
Die edelsten sogar, im Streite liegen?
Vernehmt mein Wort, ihr, die der Wahn verblendet.
Wißt, euer Keiner kann den Erdgebornen
Je den ersehnten Frieden wiederbringen.
Die volle Wahrheit schaut kein Sterblicher,
Die Tapferkeit reißt nieder statt zu bauen,
Gerechtigkeit zerschmetterte die Sünder,
Und Milde gegen Sünder würde Schwäche.

Doch laß ich's lieber, jedem Einzelnen
Die Thorheit seines Herzens auszudeuten.

Ihr seid ja Alle Zierden dieser Erde,
Doch nur in unzertrennlicher Vereinung.
Bringt Frieden ihr der Welt und Heil und Segen,
Wohl aber müßt ihr einen König haben,
Der euch zusammenhält, dem ihr gehorchet,
Und unter dessen Hut, durch euch, den Völkern
Das Heil, das sie verloren, neu erblühet.
Doch wollt ihr finden den rechtmäß'gen Herrn,
Den König, der von Gott für euch erkoren,
So sucht ihn nicht im Schooß der Erde selber,
So sucht ihn außer euch, im weiten Meere
Der Gnade Gottes, das die Erd' umfäht.
Dort findet, von der mütterlichen Muschel,
Dem Sinnbild der von Gott erwählten Kirche,
Umschlossen, fest mit ihr zusammen haltend,
Ob klar der Himmel, ob die Stürme toben,
Ihr euren Herrscher, den Gesalbten Gottes,
Die Perle, das Symbol des Christenglaubens.

Ihr sollt ihr euch in Demuth Alle beugen,
In ihr allein liegt alles Heil der Erde,
Sie kann das schon Verlor'ne wiederbringen;
Und ihrem Dienste willig hin euch gebend
Kommt ihr allein zu euren höchsten Ehren.
In Christo nur ist uns die Wahrheit worden;
Der Glaube giebt dem Lamme Löwenstärke,
Und er nur offenbart die höchste Weisheit.





DATE DUE			

